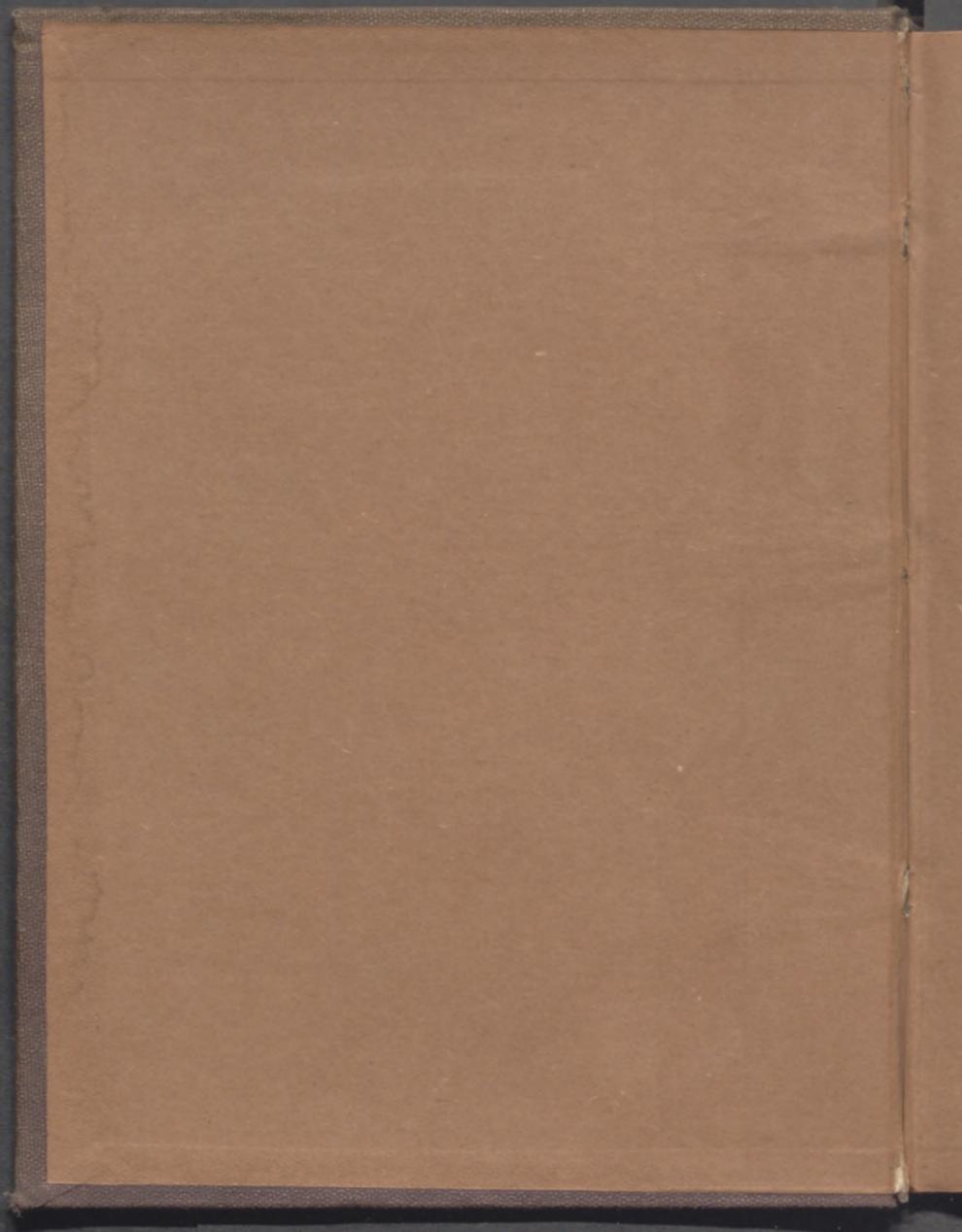


Biblioteka

U. M. K.

Toruń

013798 /
II 1818 /



103



Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1878.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

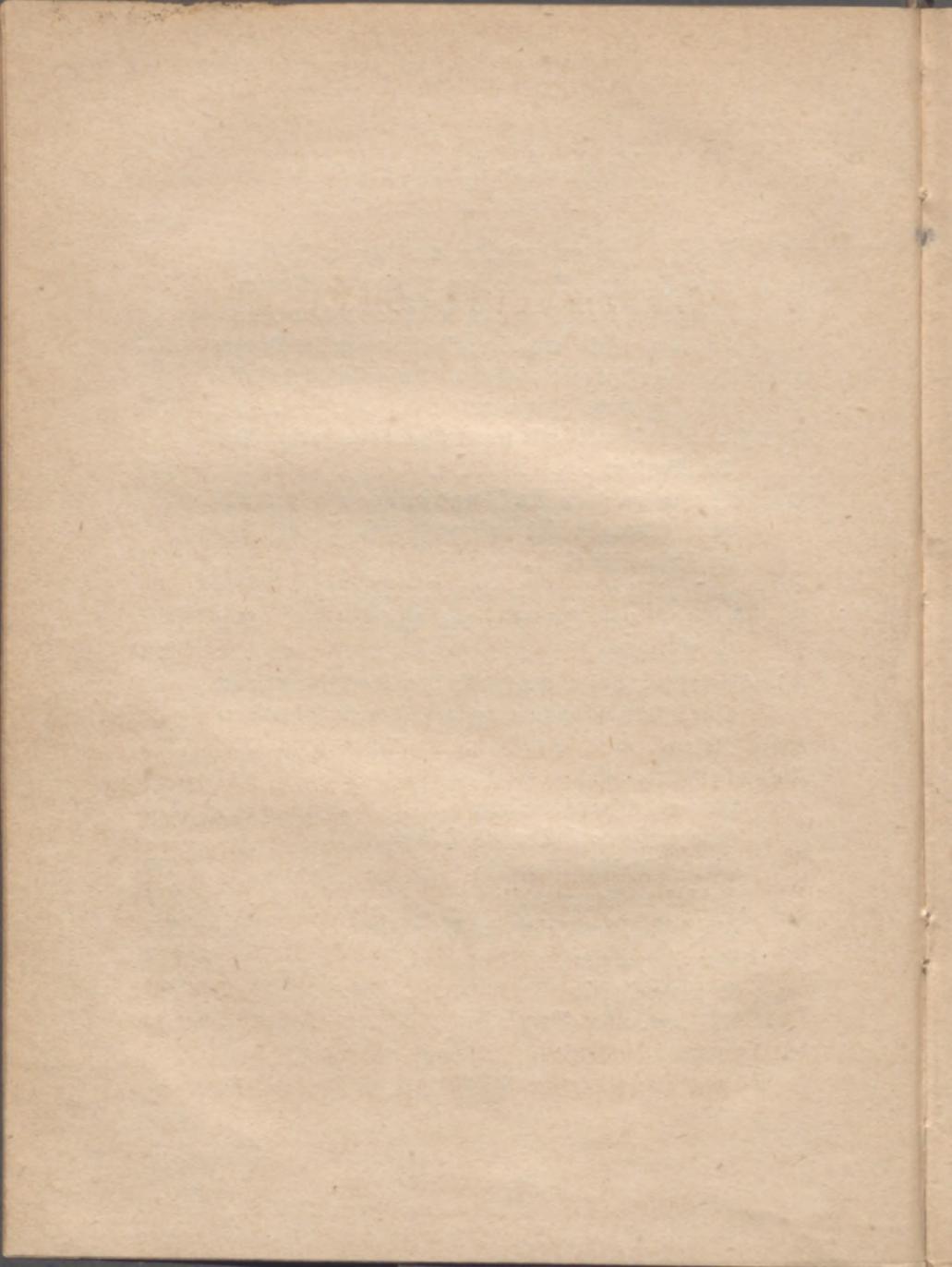
013798



TF

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Gepanzerte Herzen. Roman von Max v. Schlägel	5
Fritz und Franz. Novelle von Abeline Boldhausen	127
Die französischen Frauen während der Revolution. Zeit- und Charakterbild von H. Scheube	193
Türkische Gastfreundschaft. Kleinasiatisches Reisebild von Hugo Zeißmann	220
Der Straßenstaub als Krankheitsursache. Von Dr. Burkart	230
Der Mensch in den Anfangsstadien der Kultur. Ethnographisch-anthropologische Studie. Von F. Weimarsdorf	244
Der elektrische Draht von Erdtheil zu Erdtheil. Zur Geschichte des Weltverkehrs. Von H. Thüringer	258
Die Spielwuth im achtzehnten Jahrhundert. Eine kulturgeschichtliche Episode. Von G. Schweizer-Mosen	268
Mannigfaltiges:	
Eine gute Zurechtweisung	279
Eine gezähmte Hyäne als Lebensretterin	281
Eine gefährliche Seereise	283
Raffinirte Gourmandise	284
Ein kaiserlicher Besuch in Schwaben	285
Der Sehpurpur	286
Kostbare Spielmarken	287
Aus dem alten Wien	287



Gepanzerte Herzen.

Roman

von

Max v. Schlägel.

(Nachdruck verboten.)

1. Der Feuerreiter.

Der Thürmer von St. Peter schloß jenen tiefen Schlummer, wie ihn drei Maß Hofbräuhausbier besser als das stärkste Morfortikon vermitteln; sein lautes Köcheln tönte aus dem hölzernen Verschlag, der die Mitte des sechseckigen Thurmzimmers einnahm.

Unruhig wanderte sein achtzehnjähriges Töchterchen im Kreise herum und schaute der Reihe nach durch die tief eingelassenen Fenster ängstlich hinaus auf das schlummernde München. Da und dort brannte noch eine Direktionslaterne in den Straßen; wie blutrothe Punkte leuchteten wenige erhelltete Fenster aus den dunklen Häusermassen, deren Profil mit feinen unregelmäßigen Linien, Thürmen und Bauten sich scharf von dem nur wenig helleren Nachthimmel abhob.

Dicht unter dem Thurm, wie mit Händen greifbar, flimmerte das Muttergottesbild von der Mariensäule zu den wenigen schüchternen Sternlein empor.

Es war eine kühle Herbstnacht und die Fensterbrüstungen,

über die Susanne sich manchmal weit hinaus beugte, fühlten sich an wie bereift.

„O heilige Mutter Gottes, laß nur heut kein Feuer auskommen!“ murmelte das junge Geschöpf, wickelte sich fester in sein Tuch und eilte frierend weiter. Da stieß das Mädchen plötzlich einen leisen Schrei aus und blieb vom Schreck gebannt vor einem der Fenster stehen.

Weit draußen am westlichen Ende der Stadt qualmte eine kleine rosenrothe Wolke über den Dächern. Sie wurde größer und größer, dann erhielt sie einen dunkelrothen Grund, der sich in unregelmäßigen Zwischenräumen hob und senkte, und dann schien es, als ob ein Funkenregen sich in die Luft hebe und langsam wieder senke.

Susanne kannte das Alles gut genug. Es war eine Feuersbrunst und anscheinend eine der stärksten, welche sie von hier oben mit angesehen. Und rasch, zusehends, während man kaum ein Vaterunser beten konnte, wuchs die Flamme . . .

„Vater! Vater! Feuer!“ schrie Susanne, indem sie den Schlummernden am Arm rüttelte. Aber der schlug wild um sich und lallte:

„Zehn Maß zahl' ich, wenn der Petersthurm, so krumm er ist, nicht nach hundert Jahren noch steht!“

Der Thurm hatte nämlich eine schiefe Spitze, und das gab den Kneipkumpanen des Thürmers stets Anlaß zu billigen Witz.

„Vater, es brennt!“ schrie Susanne dicht an seinem Ohr.

„Dummheiten, wie kann denn Stein und Kupfer brennen,“ lispelte der Schlaftrunkene, Traum und Wirklichkeit

vermengend. Dann drehte er sich auf die andere Seite und begann seine Musik auf's Neue, daß die Wände seiner Bretterbude ächzten.

„Du lieber Himmel, und das Feuer wird immer größer!“ jammerte Susanne händeringend und starrte auf die immer höher steigende Lohe hinaus. Plötzlich kam eine wilde Thatkraft über sie. „Der Vater hat mir ja oft g'nug gesagt, wie es gemacht wird,“ murmelte sie tonlos und ergriff die Blendlaterne, die wohlverschlossen im Verschlage stand. Noch einmal prüfte sie die Richtung, in der man das Feuer sah, dann öffnete sie die Schale und ließ das grelle Licht auf ein Miniaturbild der Stadt fallen, welches auf der Fensterbrüstung angebracht war und genau dem von hier aus beherrschten Theil der Rundansicht entsprach. Verschiedene Striche, Linien und Nummern gaben die Straßen und Viertel an. Emsig studirte Susanne daran herum. „Ja, da ist es, der Strich heißt Viertel Nummer sechs, die Punkte bedeuten die neunte Straße . . .“

Und ihre Finger folgten unsicher den Strichen und Zahlen.

„Jetzt wenn mir der Vater auch nur das Telegraphiren zeigt hätt',“ seufzte Susanne, in fieberhafter Erregung sich umwendend. „G'sagt hat er freilich, der schwarze Punkt bedeutet die Stadtviertel, der weiße die Straßen und der gelbe die Hausnummer. Aber g'wiß weiß ich's nicht mehr. — — Vater! — so wach' doch auf, Vater! . . .“

Das Feuer lohete höher und der Thürmer schnarchte nur noch lauter.

„Das müssen ein halb Duzend Häuser sein, die da

brennen, am End' ist's gar die große neue Kasern'," stöhnte Susanne, als handle es sich um ihren eigenen Scheiterhaufen. „Wir verlieren den Dienst, wenn wir's nicht melden! Es muß sein und wenn's auch g'fehlt ist!"

Entschlossen berührten ihre kleine Hände mehrmals die drei Knöpfe.

„So, jetzt ist's g'scheh'n!" seufzte sie tief auf, „die schwarzen sind die Straßen, die gelben . . . nein, so ist's ja nicht richtig! . . ." Und noch einmal fuhren ihre Finger bebend über den elektrischen Telegraphen. Dann stürzte sie auf den Strick zu, der in den Verschlag herunterhing, und gleich darauf verkündeten die unregelmäßigen wimmernden Schläge der schlummernden Stadt von dem glimmenden Funken in ihrem Schoße.

Mit einem dumpfen Schrei der Angst fuhr der Thürmer auf und blickte wild um sich.

„Es brennt, Vater! Ich hab' telegraphirt . . ."

„Wo, was?"

Der rothglühende Horizont beantwortete einen Theil dieser Frage. Der Thürmer stand bereits auf seinen wankenden Füßen am Fenster. Aus dem Laumel des Rausches war die Lähmung des Schreckens geworden.

„Was hast telegraphirt?" brüllte er, während Susanne an der Feuerglocke zog, als gelte es ihr eigenes Leben.

„Drei auf den schwarzen, sechs auf den gelben — nein! — lieber Himmelvater sei mir gnädig! — ich glaub' sechs auf den weißen . . ."

„Das ist 'ne schöne G'schicht'!" stöhnte der Thürmer und sein dickes rothes Gesicht ward bleich vor Angst und

Wuth. „Hab' ich's mir doch immer denkt, daß Du mich noch um Amt und Brod bringen wirst, Du . . .“

Und nach einem raschen Blick auf das Stadtbild gab er die nöthigen Signale.

„Und jetzt marsch!“ schrie er dann, „'nunter auf die Feuerwach' und sag' ihnen, daß Du eine Gans g'wesen bist und daß blos das letzte Mal gilt! — Und bitt' den lieben Herrgott, daß die Kürassier' noch nicht fort sind mit der Meldung, sonst kannst gleich d'runten bleiben, denn wann Du mir wieder 'nauf kommst, werf' ich Dich auf den Schrankenplatz 'nunter! . . .“

Und damit riß der Wüthende seiner Tochter den Strick aus der Hand und das Ende fiel noch auf den Rücken der Fliehenden, während die Glocke wie in Todesangst schrill aufschwimmerte.

Susanna stürmte die steilen Thurmtruppen hinab.

* * *

„Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm? — Das ist Sturm!“ citirte der jugendliche Kürassier, der im inneren Zimmer der Feuerwache auf Pritsche und Mantelsack lag, und warf den hübsch gebundenen französischen Roman, den er bei einem qualmenden Talglicht gelesen, in die Ecke, während er aufsprang, daß Harnisch und Pallasch klirten.

In dem Holzkasten an der Wand, wo die vielen Drähte mündeten, war ein durchdringendes Klingeln hörbar geworden. Zu gleicher Zeit sprangen mehrere Klappen auf und verschiedene Zahlen wurden sichtbar.

„Es scheint, die Stadt brennt an allen Ecken und Enden, Wachtmeister!“ sagte der junge Mann zu einem langen

und hageren Bewaffneten mit bartlosem bleichem Gesicht und melancholischen Augen.

Kopfschüttelnd besah sich der Wachtmeister die neuen Nummern, die eben wieder aufsprangen.

„Es brennt, scheint's sogar dicht bei uns, ohne daß wir etwas davon wissen,“ meinte er dann.

„Was ist da zu thun? Hören Sie das Anschlagen? Es muß ganz tüchtig lodern! — Aber wir können doch unmöglich melden, daß hier am Unger Alles in Flammen stehe, während ringsum egyptische Finsterniß herrscht...“

Der Wachtmeister zuckte die mageren Schultern:

„Das hat der Thürmer zu verantworten! Wir melden, was uns gemeldet wird...“

Und er nahm verschiedene Blechnummern aus den geöffneten Fächern und verschwand. Gleich darauf ertönte ein schmetterndes Trompetensignal und an dem Stampfen der Pferde in den Stallungen hörte man, daß die Kürassiere aufsaßen. Automaten gleich schritt die Schildwache im weißen Mantel im Bogengange des Wachthauses auf und nieder und der entblößt im Arm ruhende Pallasch bligte, wenn sie in den Lichtschein des Fensters gelangte. Drüben im alterthümlichen Zeughaus wandelte ein rothes Glühwürmchen von einem Erdgeschloßfenster zum anderen. Es war die Laterne des Zeugwartes, welcher die alten Feuereimer inspicierte, die an der Decke der gewölbten Halle hingen.

Einige dunkle Gestalten liefen mit unheimlich dröhnenden Schritten über den menschenleeren Platz, und eine derselben schrie den Posten an, wo es brenne. Der aber blieb stumm. Nur die Glocke vom Petersthurme wimmerte fort

und fort. Die Kürassiere waren vor dem Wachlokal aufmarschirt, die Pferde schraubten und scharren und der Wachmeister gab halblaut seine Befehle. Dann ritten die Bewaffneten nach verschiedenen Richtungen in scharfem Trabe davon . . .

Der Wachmeister war wieder in die Stube getreten.

„Ihr Engländer hätte allzu gern den Spazierritt mitgemacht, Herr Kadett!“ sagte er zu dem jungen Manne, dessen jugendlich übermüthiges Gesicht und elegante Haltung mehr noch als der polirte Harnisch und das feine Tuch seiner Uniform bewies, daß Kaserne und Wachstube nicht seine Heimath waren.

„Danke!“ sagte der Kadett trocken. „Mama war sehr aufgebracht darüber, daß mein prächtiger Ungar unbrauchbar wurde und drohte mir, beim König darum einzukommen, daß ich zur Infanterie versetzt werde, wenn ich mit ‚Gromwell‘ nicht glimpflicher verfare. Dieses verrückten Thürmers wegen sollen sich nur eure Kommißpferde die Knochen struppiren.“

Der junge Mann hatte eben geendet, da blickte es in seinen dunkelblauen Augen auf und das frische trotzige Gesicht färbte sich roth bis unter die blonden Ringellocken, die in die niedere breite Stirne fielen. Denn unter der Thüre, die scheuen Rehagen furchtsam auf die beiden Männer gerichtet, die Hände wie bittend in einander geschlungen, stand Susanne. Ihr längliches Gesicht mit dem eigenthümlichen leidenschaftlichen Ausdruck war todtenbleich und die ausgesuchteste Toilette hätte nicht wirksamer den bei aller Zierlichkeit und Anmuth kräftigen Wuchs des Mäd-

chens zur Geltung bringen können, als das dunkle zerdrückte Rattunkleid und das kleine Tuch, das sich um die schlanken wohlgeübten Schultern legte.

„Sind die Feuerreiter schon fort?“ fragte das Mädchen ängstlich, sich unwillkürlich an den jungen Mann wendend, der sie mit blitzenden Augen betrachtete.

„Allerdings, mein Kind, wenn Sie damit die Kürassiere meinen, welche die Meldezetteln auf das Kriegsministerium und die Spriehenhäuser zu überbringen haben,“ antwortete der Gefragte, während nun auch der lange Wachtmeister allmählig sich zu wundern anfang über den Zwischenfall.

„Und wo haben Sie denn eigentlich g'sagt, daß es brennt?“ rief das Mädchen anscheinend in höchster Seelenangst.

„So ziemlich an allen Enden der Stadt,“ erklärte der Wachtmeister. „Wir mußten melden, was man uns anzeigte.“

Das Mädchen starrte verzweifelt zu Boden. Dann rief sie aus:

„O Du lieber Himmelvater, jetzt schlägt er mich todt!“

„Wer?“ fragten die beiden Kürassiere zugleich.

„Mein Alter — ich bin ja die Thürmerstuss von St. Peter und hab' all das Unheil angestiftet, wie der Vater g'schlafen hat. Aber er schlägt mich todt! — ganz g'wis, er schlägt mich todt! — Habt's denn gar keinen, den ihr nachschicken könnt, daß blos das letzte Signal gilt?“

Der Wachtmeister schüttelte den Kopf:

„Das ist gegen die Vorschrift, der Posten und drei Mann müssen zurückbleiben. Auch würde das Nachschicken

nichts nützen, denn die Anderen sind bereits zu lange weg, um sie einzuholen."

Der Kadett hatte unruhig mit dem kleinen Fuß auf den rauhen Boden getrommelt und dabei Susi angesehen, jetzt sagte er rasch:

"Ich bin überzählig, Wachtmeister, ich will reiten! Mit meinem englischen Wallach hole ich sie Alle ein."

"Und das Straßenpflaster?" fragte der Wachtmeister besorgt.

"Ah bah! Wer denkt solchen Augen gegenüber an Pferdeknochen! Sie hören ja selbst, das niedliche Geschöpf wird todtgeschlagen, wenn ich nicht reite. Wollen Sie mir den 'Cromwell' vorsühren lassen, Wachtmeister?"

Dieser machte keine Einwendung, dem Wunsche des jungen Untergebenen nachzukommen, von dem er gewiß war, daß er binnen Kurzem einer der einflußreichsten Offiziere des Regimentes sein würde.

Als der Kadett mit Susanne allein war, standen sie sich einen Augenblick stumm gegenüber, eine Pause, welche der junge Mann mit dem raschen Drehen eines fast unsichtbaren Schnurrbartes und dem unverwandten Anstarren Susi's ausfüllte. Erst als man an einem dumpfen Poltern hörte, daß "Cromwell" aus dem Stall geführt wurde, trat der Kadett dicht an das Mädchen heran und sagte leise und herrisch:

"Glaube aber nicht, daß ich den Ritt umsonst mache!..."

"Aber Du lieber Himmel, ich hab' ja nichts!" jamerte Susi.

"Du hast Dich!" knirschte trotzig der junge Mann, und

im nächsten Augenblick hatte er das ihm an Größe fast gleichkommende Mädchen umfaßt und fest an sich gepreßt und seine Rippen brannten auf den ihren.

Susi stieß einen leisen Schrei aus:

„Aber, Du lieber Himmelvater, Sie bringen mich ja um,“ sagte sie, erschreckt auf seinen stählernen Harnisch blickend.

„Mir ist auch so, als ob Du es verdienst, schwarz-äugige Heze!“ war die kurzathmige Antwort. „Uebrigens der Wachtmeister braucht nichts davon zu wissen! Morgen früh komme ich zu Dir in den Thurm und ich will, daß Du mich erwartest, hörst Du?“

Das Alles klang mehr wie ein leidenschaftlich zorniger Befehl, als wie sanfte Liebeswerbung. Verstummt, verschüchtert blieb Susanne stehen, während der gewaltthätige junge Mann den Stahlhelm auf das Kraushaar setzte, das vergoldete Sturmband herabließ und säbelloirrend hinausstürmte.

Der Wachtmeister hielt ihm den Bügel; mit einer Bewegung saß der Kadett im Sattel, und mancher friedliche Bürger, den die Feuerglocke nicht geweckt, fuhr aus tiefem Schlummer auf, als „Cromwell's“ Hufe funkenprühend durch die Sendlingergasse jagten.

„Wißt Ihr auch, wer für Euch reitet?“ fragte der Wachtmeister, als das junge Mädchen aus dem Wachtlokal trat, um sich nach Hause zu begeben, „der Regimentskadett Graf Walther v. Hedenthau . . .“

Der Wachtmeister schien tief durchdrungen von der Wichtigkeit der Nachricht, daß der letzte Sprößling einer

der angesehensten Adelsfamilien, der in Kurzem sein eigener wohlwollender Vorgesetzter werden sollte, seinem prächtigen Pferde die Hufe entzweireiten wollte, um einer niedlichen Plebejerin aus der Verlegenheit zu helfen.

Susi schien von der tieferen Bedeutung dieses Umstandes weniger durchdrungen.

„Wenn er sie nur noch erwischt, die Andern, sonst schlägt der Vater mich doch todt,“ war ihre Antwort, und leise schluchzend ging sie nach dem Petersthurm zurück.

Kadett Graf Walthier v. Seckenthau war indessen bereits an der Hauptwache vorüber gefaust, ohne auf den Anruf der Schildwache zu hören und ohne sich darum zu kümmern, daß die ganze Mannschaft, in der Meinung, es sei etwas ganz Besonderes vorgefallen, unter's Gewehr rannte.

Und vorwärts stürmte der jugendliche Panzerreiter durch die Wein- und Theatinerstraße; der Helm war ihm in den Nacken gesunken, und „Seine Excellenz“ der Stadtkommandant — so genannt, weil er einmal acht Tage Kriegsminister gewesen war — welcher eben mit seinem Adjutanten die Kommandantschaft verließ, konnte seinen steifen alten Schimmel nicht so schnell wenden, daß nicht dessen magere Croupe in unsanfte Berührung mit dem toll dahin stürmenden „Crontwell“ gekommen wäre. An's Pariren hatte Walthier nicht denken können auf dem durch den Nachthau spiegelglatten Pflaster, auf welchem die feinen Hufe des edlen Pferdes manchmal mit schrillum Ton ausrutschten. Die Zügel um die Fäuste geschlungen, stürmte Walthier weiter . . . zwischen der Theatinerkirche und der Feldherrnhalle ging es hindurch, daß die ehernen Helden Lilly und

Breite wie Schatten wieder auf ihren dunklen Hintergrund verschwanden und dem Posten an der Residenzwache sein „Artaus!“ in der Kehle stecken blieb. Lang und breit wie eine Rennbahn lag die Ludwigstraße und die sinkenden Morgennebel machten sie unabsehbar . . .

Plötzlich tauchten dicht vor Walthers gespensterhaft die Umriffe eines Reiters auf, dessen Pferd sich immer um sich selber zu drehen schien.

„Aha,“ lachte Walthers, „der störrische Molbauer des Gefreiten Echtermeyer weiß, daß es auf diesem Wege nicht zum Frühfutter geht!“

„Gromtwell“ ließ sich an der Seite des plebejischen Gefährten kurz pariren; die Meldezettel auszutauschen und das störrische Pferd am Zügel in den Bogengang des Kriegsministeriums führen, war Sache eines Augenblicks, und während Echtermeyer läutete, war der Kadett schon wieder auf dem Wege nach dem Schulhaus am Lehel, das zugleich zur Aufbewahrung der Feuerspritzen diente. Dort war man bereits mit dem Anschirren der Pferde beschäftigt. Nachdem er die irrthümlichen Meldungen berichtet, jagte Walthers quer durch die Vorstadt nach dem Feuerpicet am Kugelfang. Schon in der Dachauerstraße kamen ihm, von Fackelträgern dunkelroth beleuchtet, die Mannschaften im Lauffschritt entgegen. Walthers Meldung kam eben recht, um zu verhindern, daß die Spritzen auf dem Stiglismeyrplatz nach allen Richtungen der Windrose aus einander führen.

Als sie jedoch insgesammt an der richtigen Brandstätte anlangten, war das große Heumagazin, welches von Ferne

ausgesehen hatte wie ein in Flammen stehendes Stadtviertel, glücklich bis auf den Grund niedergebrannt.

2. Am Petersfreithof und im „Thal“.

Susannens Rückkehr nach dem Petersthurm war ebenfalls nicht ohne ein aufregendes Abenteuer vor sich gegangen. Ohne Gefährdung war sie zwar über den Viktualienmarkt und an seinen Buden vorüber gekommen, die bei Nacht wie eine Schaar verummter knieender Mönche aussahen und schon in wenig Stunden so viel naturwüchsigem und geräuschvollem Leben zum Schauplatz dienen sollten. Dann war sie das Petersbergl' hinauf gestiegen, plötzlich aber erschreckt stehen geblieben, denn an der Nachtglocke des Pfarrhauses wurde heftig geläutet, während eine dunkle Gestalt sich sorgfältig im Schatten der Kirche zu halten suchte.

Ein Fenster öffnete sich und die Susannen wohlbekannte Stimme des Sakristans fragte, was diese Störung der Nachtruhe zu bedeuten habe.

„Der Seilermeister Topasius liegt im Sterben!“ hieß die Antwort. „Er läßt den Herrn Pfarrer inständig bitten, ihm die heiligen Sterbsakramente zu reichen.“

„Werd' Seine Hochwürden sogleich wecken!“ versetzte der Sakristan eifrig. „Seiler Topasius im ‚Thal‘ neben der Schmied'n?“

„Derselbe,“ lautete die Antwort, und Susi glaubte unterdrücktes Gelächter zu vernehmen. Schnell wollte sie vorbei, aber aus dem Schatten sprang eine kleine behende Gestalt und pflanzte sich vor ihr auf.



„Hollah, mein Nachtvögelchen — wohin flattert man so rasch in der Dunkelheit?“

Das Blut erstarrte dem jungen Mädchen in den Adern, denn sie glaubte die Stimme des jungen Kürassiers zu vernehmen, der doch eben erst im blühenden Garnisch von der Feuerwache weggalopirt war, während derjenige, welcher vor ihr stand, dunkle Civilkleider trug und kleiner und breiter erschien als derjenige, mit dessen Stimme er so täuschend sprach.

Eufi fing an zu glauben, daß sie von bösen Geistern geneckt werde, und rettete sich, so rasch ihre zierlichen Füße sie trugen, in das Innere des Thurmes.

„Das sind mir ja seltsame Kirchenmäuse!“ lachte der Verfolger hinter ihr drein und trat dann wieder in den Schatten der Strebepfeiler, die vor dem voll herauf schwebenden Mond immer mehr zurückwichen.

Nach kurzer Zeit öffnete sich das Pfarrhaus und der Priester in Amtstracht, begleitet von dem Sakristan, begab sich in die Kirche, um das Allerheiligste zu holen. Bald darauf erschienen sie wieder; der Sakristan schloß rasselnd die Pforte und eilte dann mit Schelle und Laterne dem Pfarrer voraus durch den Rathhausbogen, welcher den Petersfreithof vom sogenannten „Thal“ trennt. Derjenige, welcher den Geistlichen aus seiner Ruhe gestört, stand inzwischen lauend im Schatten des Strebepfeilers. Dann, als die Schritte der pflichteifrigen Diener der Kirche verhallt waren, ging er rasch nach einer anderen Richtung hinweg.

Einige Zeit war Alles still auf dem ehemaligen Kirch-

hof. Nur der vergitterte Brunnen an einer Seitenfront des Rathhauses plätscherte eintönig und jede Viertelstunde tönte hoch vom Thurme mit metallischem Klang die ernste Lehre der Vergänglichkeit . . .

Endlich kamen Priester und Sakristan zurück. Sie schienen sehr aufgereggt und sahen sich ängstlich um, bevor sie das Allerheiligste wieder in die Kirche brachten; und als sie herauskamen, sprachen sie flüsternd von einem Sakrilegium, das Gott und die irdische Gerechtigkeit bestrafen würden.

Wieder öffnete und schloß sich die Thüre des Pfarrhauses und wieder ward Alles still bis auf das Schlagen der Uhr und das Murmeln des Brunnens. Immer deutlicher zeichnete sich der Thurm mit seiner schiefen Spitze an den fahlen Morgenhimmel; das „ewige Licht“, welches mit dunkelrothem Schein hinter einem verrosteten Drahtgitter vor dem in die Kirchenmauer eingelassenen Bilde des Gekreuzigten geglüht hatte, verblaßte mehr und mehr und beleuchtete kaum noch das runzelige Gesicht einer Alten, welche, durch Gewissensangst oder Kummer vom Lager aufgeschreckt, vor dem Bilde stand und Gebete murmelnd das rostige Gitter mit den Lippen berührte, da sie die gemalten Glieder des Heilandes nicht erreichen konnte. Eintönig, wie das Plätschern des Brunnens, flüsterte sie mit zahnlosem Mund ihre Gebete, und die alten Grabsteine an der Kirchenmauer erwachten einer nach dem anderen aus ihrer Dunkelheit.

Hoch oben um den Thurm kreisten lärmend die Dohlen. Da trat eine andere Frau auf den Petersfreithof. Sie war groß, schlank und bleich, und bei aller übrigen Aermlichkeit

des Anzuges war ihr schwarzes Kleid von Seide und in ihrer Erscheinung lag etwas, das an die Gewohnheiten der höheren Stände erinnerte. Die großen graublauen Augen waren matt und das Profil mit der Adlernase und dem etwas breiten Munde gab der Abgehärmtheit der Züge etwas Scharfes und Ungewöhnliches.

Da erblickte die Frau bei ihrem wilden Umherschauen auch die Alte neben sich und das Bild des gegeißelten Heilandes. Mit einem Stöhnen der Verzweiflung, das aus ihrer tiefsten Brust zu kommen schien, klammerte sie sich mit den etwas langen, aber weißen und mageren Händen an das Drahtgitter und rüttelte daran, daß das ewige Licht hin und her schwankte, und ihre Stimme glich einem Aecheln, als sie, zu dem Bilde emporblickend, die Worte hervorstieß:

„So hilf doch Du, der Du selber für die Menschheit am Kreuz gehangen hast — mein Kind hungert!“

Die Alte neben ihr mochte diese Art von Gebet für nicht ganz formgerecht oder sich selbst in der alleinigen Gunst ihres himmlischen Beschützers beeinträchtigt halten, denn sie drängte die Nebenbuhlerin zur Seite, und als diese scheu und schüchtern der unsanften Berührung wich, murmelte sie mit böseartigem Blick hinter ihr drein:

„Die ist g'wiß lutherisch und verhext Einen!“

Die bleiche Frau hatte indeß mechanisch den Weg durch den Rathhausbogen genommen und war in's Thal gelangt. Auch dort ertönten bereits die ersten Laute des Lebens. Die großen Bierwagen rasselten wie fettentragende Ungeheuer, und wenn sie schwiegen, sang der Hasenbinder sein tiefes,

melancholisches Lied, zu dem ihn die Rührmilch- und Butterverkäuferin mit ihren gewagtesten Trillern begleitete. Hell und klingend schallte von der Schmiede neben Herrn Seiler Topasius das Geräusch der beginnenden Arbeit, bis auch die Mühle von der „Hochstatt“ in das Konzert eintrat.

Diese „Hochstatt“ ist der nicht am wenigsten romantische Theil der bayrischen Hauptstadt. Der Bach, welcher dies „Thal“ ungefähr in der Mitte zwischen Isarthor und Rathhaus quer durchschneidet, wird hier, wo er durch Schleusen und Dämme bis zu einem Drittel seiner bisherigen Breite eingeengt ist, plötzlich zur reißenden Stromschnelle, unter deren Tosen der hölzerne Brückenweg, welcher zur Ledergasse führt, beständig erbebt, während seiner Wasserstaub von dem milchweiß quirlenden schäumenden Grunde aufsteigt und sich als Sprühregen auf den Vorübergehenden niederläßt. Den Eingang jener Häuser Schlucht bildeten zur Zeit dieser Erzählung eine Mühle und ein anderes unansehnliches Gebäude, in welchem ein Lotteriekollektor seinen Laden aufgeschlagen. Wie an jedem Freitag hatten sich auch heute schon in frühester Morgenstunde eine Anzahl Leute vor dem verschlossenen Eingang und den an der Mauer angebrachten schwarzen Tafeln versammelt und schienen in gespanntester Erwartung.

Endlich kam Bewegung in die dichtgedrängte Menge, welche allmählig den Verkehr des „Thals“ zu sperren drohte; ein kleiner dicker Mann in schäbiger schwarzer Kleidung machte sich eilig Bahn, schloß den Laden auf und verschwand darin. Nach kurzer Zeit erschien er wieder, in der einen Hand einen weißen Vogen, in der anderen ein Stück Kreide;

und mit letzterer schrieb er in weithin sichtbarer Größe an die schwarze Tafel jene Zahlen, welche bei der gestrigen Ziehung aus dem Glücksrade auf dem Rathhaus hervorgegangen waren. Athemlos folgte die schweigende Versammlung, eine Menge kleiner Papierstreifen wurden sichtbar; man verglich stets auf's Neue, man seufzte, sah genauer hin und schlich endlich enttäuscht davon. Andere brauchten kein Mittel zur Erinnerung; sie hatten sich wie seit Jahren — vielleicht seit Jahrzehnten — so auch diese Woche innig zusammengelebt mit den kabbalistischen Zeichen, in welche ihr Glück, ihre Wünsche und ihre letzten Hoffnungen eingeschlossen waren. Sie hatten sich so oft mit unumstößlicher Gewißheit bewiesen, daß und warum diese und keine andere Nummer gerade diesmal kommen mußte, und sich immer auf's Neue gesagt, daß ja ihr Einsatz so gut sei wie jeder andere und man zum Gewinnen ja nichts brauche, als ein wenig Glück . . . Nur ein wenig Glück! — Aber sie bedachten nicht, daß Tausende und Tausende dasselbe hofften, und daß ja auch hier wie so oft das Glück der Einen dasjenige der Anderen ausschloß. Sie hatten oft bereits bis in's Kleinste bestimmt, wie sie den Gewinn verwenden wollten, daß sie manchmal lange zweiselfnd auf die fremdartigen Kreideziffern an der Wand starrten, die mit ihrem Denken und Fühlen und ihren Lotteriezetteln so wenig gemein hatten. Aber jene Ziffern änderten sich nicht, und wieder einmal versank die Fata morgana des gequälten, begehrliehen und hartnäckigen Menschenherzens hinab in die Wüste des Lebens . . . Nur wenige vom Schicksal Ausserlesene stolperten eilig die Holzstufen hinunter in den

dämmerigen Raum. Geheimnißvolle Worte, wie: „Ambo“, „Terno“, „Quaterno“ tönten heraus, vermischt mit dem Klingen des Geldes, und gefellten Mißgunst und Neid zu der Enttäuschung.

Auch die schlanke bleiche Frau vom Petersfreithof hatte einen Versuch gemacht, sich durch die Menge zu drängen, um die Zahlen zu lesen, welche unerreichbar für ihr Auge über dem wogenden Meer von Köpfen angeschrieben standen. Aber ein paar gemein aussehende Weiber hatten sie roh zurückgestoßen, und vor der fremdartigen Berührung hatte die Frau sich eilig wieder zurückgezogen. Endlich wurde die Menge lichter und sie konnte nahe genug an die schwarzen Tafeln gelangen. Sie schien die Zahlen vergessen zu haben, die sie selbst besaß; hastig wie eine zu erledigende Arbeit, aber ohne Hoffnung in den vor Jammer stumpf gewordenen Zügen suchte sie den Zettel. Plötzlich lief ein unruhiges Zucken über ihr starres Gesicht, sie schüttelte wie ungläubig den Kopf, ihre Blicke irrten einige Mal rasch zwischen der Tafel vor ihr und dem endlich gefundenen Papier in ihrer Hand hin und her, endlich verklärte sich ihr Antlitz; allein wie gebannt von Unruhe und Zweifel blieb sie auf der Stelle stehen. Da ertönte dicht neben ihr eine kindliche Stimme:

„Sie haben ja einen Quaterno! — Hu, daß viele Geld!“

Es war ein Schusterjunge mit listigen Augen und jenem ganzen jovialen Gepräge seiner Art, welcher sich neben sie gestellt und mit größter Gemüthsruhe ihren Zettel studirt hatte. Dann sprang er pfeifend und seine Stiefel schwen-

kend davon, als sei ihm selber etwas besonders Angenehmes widerfahren.

Ruhig und strahlend legte sich die Gewißheit des Glücks über das Antlitz der blassen Frau. Ja, es war auch für den Blödesten kein Zweifel übrig, vier von den Nummern, welche an der Tafel standen, stimmten mit denen auf dem Zettel überein — sie hatte gewonnen . . .

„Der Heiland hat mein Gebet erhört,“ murmelte sie und schritt langsam auf den Eingang des Ladens zu. Der enge Raum barg nur noch den Kollekteur und einen breit-schulterigen Schrannebauern mit einer großen Geldtase um den Leib.

„Hollah, Mamsell!“ sagte er und schob die Eintretende zurück, als sie an den Zahlisch wollte. „Zuerst will ich meinen Ambo. Wer zuerst kommt, mahlt, und beim Schleibinger warten's auf mich. So —“ fuhr er wohlgefällig fort, als ihm der Kollekteur widerwillig die wenigen Gulden seines Gewinnstes zuzählte, „dasmal zahlt uns der König unsern Kaufsch — das muß aber auch ein gehöriger werd'n.“

Und die Thüre geräuschvoll hinter sich zuschlagend, überließ er der „Mamsell“ feinen Platz.

Mürrisch streckte der Kollekteur seine Hand aus.

„Einen Quaterno,“ sagte die Frau und heftiges Herzklopfen ersticke fast ihre Stimme.

„Was Quaterno!“ murrte der Kollekteur, indem er ihr den Zettel, den sie unwillkürlich festhielt, aus der Hand riß. Einen Augenblick hasteten seine Blicke darauf und seine kleinen runden Augen schienen immer mehr hervorzququellen, während seine fleischigen Finger zitterten. Plöz-

lich entfiel der Zettel ohne sichtbare Veranlassung seiner Hand und fiel unter den nach vorn geschlossenen Zahltsch. Der Kollekteur stieß einen Fluch aus, der jedoch nicht ganz ernsthaft klang, und brauchte lange, bis er den Zettel wieder zum Vorschein brachte.

„Einen Pfifferling habt's gewonnen und keinen Quaterno,“ sagte er grob, indem er nochmal einen Blick auf den Zettel warf und ihn der Frau zurückgab.

„Aber das sind meine Nummern nicht!“ stammelte sie schreckensbleich, „das ist nicht derselbe Zettel!“

„Was?“ schrie er, „nicht derselbe Zettel? — Wie heißen denn nachher Eure Nummern?“ fügte er unsicher hinzu.

Die von seinem Anschreien fast Betäubte suchte sich zu befinden. Allein die Zahlen des Zettels, den sie in der Hand hielt, vermischten sich mit denen des Quaterno.

„Draußen stehen sie, ich kenne sie ganz gewiß wieder!“ sagte sie ängstlich und hoffnungsfreudig zugleich, indem sie hinauslaufen wollte.

Ein rohes Lachen hielt sie zurück:

„So, draußen steht Euer Quaterno!! Da gäb's viel Gewinne, wenn Jeder den seinen da draußen holen wollt'. Da muß er stehen!“ brüllte der Kollekteur und schlug mit der geballten Faust auf den Zettel. „Und wenn Ihr jetzt nicht gleich macht, daß Ihr weiter kommt, Ihr Schwänkmacherin, so hol' ich einen Gendarm und Ihr könnt im Brustgäßl über Eurem Quaterno weiter simuliren. Ist das eine Bande!“

Die Frau verstand die Drohung mit dem nach dem

engen Gruftgäßchen zu liegenden Polizeigefängniß nicht ganz, aber sie ergriff mechanisch, als biete er ihr selbst jezt noch einen letzten Schimmer der Hoffnung, den falschen Lotterietzettel und eilte hinweg.

*

*

*

Raum drei Schritte von dem Lotterieladen entfernt jenseit des Steiges und des Baches war die Mühle mit einem kleinen niederen Vorbau zum Mehlverschleiß. Der eingeeugte Bach trieb ihre Räder, hielt weiterhin einige Schleifereien im Gang und war endlich wieder langsamer fließend dem ehrsamem Gewerbe der Gerber dienstbar. Unter dem breiten niedrigen Thorgang standen ein paar bestäubte Müllerbursche mit aufgestreiften Ärmeln und sahen in jenem glücklichen Sichselbstgenügen, wie es harte körperliche Arbeit oft verleihet, dem unheimlichen Treiben vor dem engen Glückstempel zu.

Ueber den Mehlräumen besaß die Mühle noch ein Stockwerk, dessen breite niedrige Fenster mit tadellosen weißen Vorhängen geziert waren. Man irrte jedoch, wenn man annahm, daß der reiche Müllermeister selbst dort wohne. Diesem war der goldene Boden seines Handwerks zu unruhig; denn das ganze massive Gebäude erzitterte fortwährend bis unter das Dach, und das Klappern der Räder im Verein mit dem Rauschen des Wassers hätte jenem griechischen Redner die Mühe erspart, zur Uebung seiner Stimme die Brandung des Meeres aufzusuchen.

Dennoch hatte die Mühlenwohnung Miether gefunden und zwar als wohlhabend bekannte Leute, nämlich den früheren Salzstößler und Gemeindebevollmächtigten, nun-

mehrigen „Privatier“ Peter Rothlauf, der wegen seines scheinheiligen und selbstgerechten Wesens bekannt war, und dessen verwachsene Gemahlin Marianne.

Das Rothlauf'sche Ehepaar hatte sich für die Wohnung aus folgenden Gründen entschieden. Erstens war sie wegen Mangel an Nachfrage außerordentlich billig, und Rothlauf liebte über die Maßen die Billigkeit; sodann lag sie in einem der belebtesten Stadttheile, welcher vielleicht die meisten Brauereien von ganz München zählt. Rothlauf war zwar ausnehmend nüchtern, und wenn er einmal trank, geschah es lieber auf anderer Leute Kosten, als auf seine eigenen, aber in München wurden damals die meisten geschäftlichen Verabredungen in der Wirthsstube geschlossen und die meisten Brauereien waren ebenso viele Börsen. Auch die Nachbarschaft des Lottokollektors war in den Augen des Miethers ein Vortheil der Wohnung. Nicht daß er etwa selber gespielt hätte, dazu liebte er zu sehr die sicheren Geschäfte und vertraute nicht gern dem Zufall an, was seiner Schlaueit bisher so gut gelungen war: Mehrung seiner irdischen Habe. Er liebte es jedoch, die Leute zu beobachten, die dort ab und zu gingen. Er machte nämlich Geldgeschäfte und in der Regel glückliche, und er glaubte das letztere nur gewissen eisernen Grundsätzen zu verdanken, mit denen er sich gegen jede Regung seines Herzens — denn auch Rothlauf glaubte ein solches zu besitzen — gewaffnet hatte. Dazu gehörte auch, Niemandem einen Heller zu borgen, von dem er wußte, daß er einen Kreuzer in's Lotto setzte. Der Spieler galt ihm als Verlorener, an dem nichts mehr zu gewinnen war. Wer

mit dem Spielteufel theilen will, kommt alleweil zu kurz, pflegte Rothlauf zu sagen.

Das Ehepaar hatte starke Nerven und ertrug das beständige Getöse unter sich zum Verwundern gut, und die Zartheit ihrer Beziehungen wurde durch das Brüllen, dessen sie sich befleißigen mußten, um einander zu hören, nicht im mindesten gestört. Das Verhältniß der Eheleute zu einander war überhaupt ein gutes zu nennen.

Die Heirath mit Marianne Schottenstrumpf war nämlich eins der besten Geschäfte Rothlauf's gewesen, das goldene Früchte trug, indem allmählig eine nach der anderen von ihren drei unverheiratheten kränklichen Tanten und Erbinnen einer weiland berühmten Bürstenbinderei das Zeitliche segnete und Marianne schließlich das dreifache Erbe derselben antrat. Die wenn auch etwas mißgestaltete Tochter der einzigen Schwester, welche es gewagt, einen Mann zu nehmen, und ihn sogar überlebt hatte, war für alle Tanten der Mittelpunkt um so größerer Zärtlichkeit geworden, als ihr Vater die Schlechtigkeit beging, arm zu sterben, und ihre Mutter ihm gar bald folgte. Marianne war von den Tanten abwechselnd erzogen und verzogen worden, und hatte in Lästersucht und anderen liebenswürdigen Familieneigenschaften schon in jungen Jahren ihre Vorbilder bald überholt. Da hielt Herr Rothlauf um sie an und nach genügender Kenntnißnahme seiner Verhältnisse wurde Marianne ihm zugeschlagen. Rothlauf kam sogar in den Ruf der Aneignung und schwärmerischen Innigkeit bei dieser Gelegenheit; denn Marianne besaß ja, wie sich ihre Schutzgöttinnen sagten, nichts, gar

nichts als drei Tanten, welche ihr Eigenthum vermachen konnten, wem sie wollten. Aber das tiefere Verdienst Rothlauf's bestand eben darin, daß er mit Sicherheit annahm, die Tanten würden bei all ihrem Geiz oder gerade wegen desselben keinen Fremden zum Erben einsetzen. Die alten Damen lernten ihn auch bald als klugen, rücksichtsvollen Neffen werthhalten und achten. Er hütete sich auch wohl, seine „Hanne mit den goldenen Tanten“ übel zu behandeln, so lange eine derselben lebte, bei der sie sich hätte beklagen können. Auch stimmten die Neigungen der Eheleute in Vielem überein. Beide liebten sie die materiellen Genüsse und hielten nicht viel von dem anderen „Schwindel“, für welchen die moderne Welt ihr gutes Geld und ihre Gemüthsruhe opfert, und wenn Marianne sich auch gern in grelle Farben kleidete, während Rothlauf nur ernstes Schwarz seiner Würde als gewesener Gemeindebevollmächtigter angemessen fand, so war er doch der Meinung, daß ein nobles Auftreten seiner Gemahlin ihm in der Achtung der Leute und darum in seinen Geschäften nur förderlich sein könne.

Wie alle Freitage hatte Herr Rothlauf sich auch heute an das nach der „Hochstatt“ mündende Fenster seiner Wohnung begeben, um die Leute zu beobachten, welche sich um den Lotterieladen drängten. Ein besonderes Interesse gewährten ihm vorzüglich Diejenigen, welche sich in das Bureau begaben, um sich ihre Gewinne auszahlen zu lassen, und er konnte trotz aller Grundsätze das aufsteigende Unbehagen nur dadurch dämpfen, daß er ein: „Werden's bald genug wieder los sein!“ vor sich hin murmelte. Er wollte

sich bereits wieder vom Fenster abwenden, da wurde der Ausdruck seines Gesichts lauernd und seine kleinen Augen richteten sich voll Erstaunen auf die Frau, welche mit ihrem Lottozettel unschlüssig an der Thüre des Kollekteurs stand. Nun trat sie ein — es dauerte lange, bis sie wieder erschien und sich langsam entfernte. Ihr Gesicht sah nicht aus wie das einer Glücklichen. Rothlauf machte eine Bewegung, als wolle er ihr nachstürzen; allein er mochte sich erinnern, daß Selbsthilfe durch das Gesetz verboten war, und kehrte sich nur zornroth nach Marianne um, der er, da die Mühle betäubend klapperte, mit aller Anstrengung seiner Lungen entgegenbrüllte:

„Da sieht man, was einem die Gutmüthigkeit einbringt! Statt seine Schulden zu bezahlen, trägt das Gefindel sein Geld in die Lotterie! Das ist der Dank, wenn man Jemanden vom Hungertode rettet! . . . Und ich glaube sogar, sie hat noch gewonnen, obschon sie gerade wieder so scheinheilig aussah, wie damals . . . Ich hätte ihr nur ihren Plunder verkaufen lassen sollen . . . Aber man ist immer zu gutmüthig!“

„Wer hat gewonnen?“ fragte Frau Marianne mit ihrem plärrenden Sopran, der noch viel geeigneter war, das Mühlengeklapper zu durchdringen, als die Stimme ihres Gatten.

„Die Dumont,“ sagte Herr Rothlauf entrüstet, indem er den Namen nach der deutschen Rechtschreibung aussprach, was er für gebildet hielt.

Marianne nickte und schloß wie ein müdes Huhn die Augen. Sie erinnerte sich der Angelegenheit noch genau. Sie selber hatte durch eine ihrer zahlreichen Klatschfreun-

dinnen von einer noch ziemlich jungen Frau erfahren, welche mit ihrem Kinde von Allem entblößt aus der Dachwohnung am Marienplatz, die sie inne hatte, wegen Nichtbezahlung der Miethe entfernt werden sollte. Die Frau habe als Mädchen einer der angesehensten Adelsfamilien angehört und sei vor Jahren mit einem Manne weit unter ihrem Stande durchgebrannt. Vor Kurzem sei sie aus dem Auslande mit einem Knaben zurückgekehrt, welcher kaum ordentlich deutsch spreche und ganz südländisch aussehe. Sie behaupte, verheirathet gewesen und erst nach dem Tode ihres Gatten durch dessen habgierige Verwandten aus ihrem Eigenthum vertrieben worden zu sein. Das Kind sei aus rechtmäßiger Ehe hervorgegangen; aber Alles das — hatte die Berichterstatterin Mariannens hinzugefügt — könne auch erlogen sein, obwohl die Frau sich wie eine Dame benehme. Jedenfalls sei es auffallend, daß die Frau sich nicht an ihre adeligen Verwandten wende, die sie ja doch nicht verhungern lassen könnten. Aber sie habe bei diesem Vorschlag ihrer Hausfrau ausgerufen: „Lieber sterben, als das!“ Es sei überhaupt erst durch den Polizeikommissär, der ihre Papiere geprüft, herausgekommen, was sie für eine Geborene sei. Sie selber habe hartnäckig darüber geschwiegen.

Diese räthselhafte Geschichte hatte Marianne ihrem Gatten mitgetheilt, und diesem war es nicht schwer geworden, von dem bezüglichen Beamten den Mädchennamen der Bedrängten zu erfahren. Derselbe hatte ihm solche Achtung abgewonnen und ein so reges Mitleid für die Nothleidende eingeblößt, daß er sich sogar, ohne Marianne zu

Rathe zu ziehen, sofort zu der Frau begab, sich bei ihr als edler Menschenfreund einführte und ihr im Verlauf des Gesprächs eine kleine Geldsumme anbot, welche die Bedrängte nach langem Weigern annahm, weil sie noch immer auf die Herausgabe des Vermögens ihres Mannes hoffte, für welche ein diesem befreundeter Advokat sich verbürgt hatte. Daß Rothlauf sich „nur für Leben und Sterben“ den doppelten Betrag verschreiben ließ, fiel der Mutter, die ihr Kind vom Hungertode errettet sah, nicht auf. Etwa eine Woche später hatte sich der edle Menschenfreund mit seinem Schuldschein der in der Residenz lebenden verwittweten Gräfin Heckenhau, geborenen Freiin von Nebelstern, vorgestellt und von ihr die Bezahlung der Schuld ihrer zahlungsunfähigen Schwester verlangt. Rothlauf gedachte nur mit großer Bitterkeit der Art, wie ihm die adelige Dame die Thüre gewiesen hatte, und noch lange dachte er darüber nach, was es heißen solle, wenn man eine lebendige Schwester für „moralisch todt“ erkläre . . . Kurz, er hatte sich einmal verrechnet, und die Erkundigungen, die er hie und da einzog über die Verhältnisse seiner Schuldnerin, hatten für eine Klagestellung nicht ermutigend gelautet. Dessen ungeachtet hatte er sich nachgerade in die Ueberzeugung hineingelebt, daß Frau „Dumont“ ihn ganz schändlich hintergangen habe, und als er sie vollends mit einem Lottozettel vor dem Laden sah, verfezte ihn das in die tiefste Entrüstung und brachte seinen Glauben an die Menschheit gänzlich zum Wanken.

„Und sie hat gewonnen?“ fragte Marianne, indem sie die röthlich-braunen Augen wieder öffnete.

„Wenigstens war sie im Bureau.“

„So schick' ihr sogleich die Auspändung und laß ihr das Geld wieder abnehmen. Da sie eine Fremde geworden ist, geht das ohne weiteren Prozeß,“ entschied Marianne, welche sich lieber mit der praktischen Frage, als mit Wehklagen über die Schlechtigkeit ihrer Mitmenschen befaßte.

„Ja, bis der Exekutor kommt, ist Alles längst verthan,“ antwortete Rothlauf kleinlaut. „Sie hatte ein seidenes Kleid an und sah so übernünftig aus, als käme sie gerade von einer Tanzmusik.“

„So laß ihr auch den seidenen Fegen nehmen; was braucht sie Seide? Unjereins könnte sich solchen Luxus nicht erlauben; aber zuerst frage, ob sie wirklich gewonnen hat, damit man nicht die Kosten davon hat. Alles kann man ihr ja nach dem Gesetz nicht nehmen.“

„Ja freilich!“ höhnte Rothlauf, der die Sentenzen liebte, „es wird immer mehr für die Schuldenmacher als für die ehrlichen Leute gesorgt!“

„Geh' jetzt, Du kennst ja den Herrn Leonhardt!“ drängte Marianne und holte ihrem Eheherrn einen anderen Rock aus dem Schrank; denn sie liebte es, wenn er auch in der Nachbarschaft anständig austrat. Nur die steife Hauskappe mit der groben bunten Wollstickerei, ein Weihnachtsgeschenk Mariannens, durfte er auf dem bereits ergrauenden Haupte behalten. So angethan begab er sich über die staubige Treppe hinab, sorgfältig vermeidend, daß er Wand oder Geländer berührte. Ohne einen weißen Nermel kam er indeß nicht davon; denn die Müllerburschen,

die ihm nur widerwillig Platz machten, hatten es einzurichten gewußt, daß er sie streifen mußte, und lachten nun lustig hinter ihm drein.

Der Lotteriekollekteur schien den Eintretenden sogleich zu erkennen und blickte ihn mißtrauisch und erwartungsvoll an. Dann hellte sein feistes Antlitz sich zu einem honigsüßen Lächeln auf:

„Auch einmal dem Glück die Thüre öffnen und einen Quaterno setzen, Herr Nachbar?“

Rothlauf schüttelte würdevoll den Kopf.

„Sie kennen ja meine Ansicht über das Spiel! Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß ich nicht alle Achtung vor einem königlichen Angestellten habe, Herr Lottodirektor.“

Der Kollekteur verbeugte sich höflich:

„Von einem Manne, der selber in Amt und Würden war, kann man das nicht anders erwarten.“

„Jawohl, habe Schererei genug gehabt in meiner Stellung und meine eigenen Geschäfte vernachlässigt,“ antwortete Rothlauf.

„Nun, ein so wohlhabender Mann kann ja immer etwas zum allgemeinen Besten aufopfern und hat noch immer sein Schäflein im Trocknen.“

„Was ich gethan habe, bereue ich nicht,“ versetzte Rothlauf großmüthig. „Man kann nicht immer an sich denken, obwohl man Mühe genug hat heutzutage, das Seinige zusammen zu halten . . . Was die Welt jetzt schlecht wird, Herr Lottodirektor!“

Der Kollekteur stieß einen tiefen Seufzer aus:

„Das weiß Unserer, Herr Gemeinderath!“

„Ja, ja, es muß ein schwerer Stand sein, sich mit all den Leuten herumzuschlagen,“ meinte Rothlauf lauernd, „und ihnen oft noch Geld zur Lumperei geben zu müssen. Da sah ich erst vorhin eine Person bei Ihnen eintreten . . .“

„Welche Person?“ stammelte der Kollekteur, und für jeden Anderen hätte sein Gesicht alle Zeichen des bösen Gewissens getragen.

„Eine Landstreicherin Dumont, welche ich mit ihrem Kinde vom Hungertode gerettet habe und welche lieber in feidenen Kleidern herumgeht und ihr Geld in der Lotterie verspielt, als daß sie ihre Wohlthäter bezahlt . . .“

Und tiefbetrübt schüttelte Herr Rothlauf den Kopf. Sein Gegenüber athmete auf.

„Die Frau sieht etwas herabgekommen aus, etwas liederlich,“ meinte Leonhardt vorsichtig.

„Als ob sie die ganze Nacht getanzt hätte! Hat sie einen großen Gewinn gemacht?“

„Gewinn?“ schrie der Andere in zorniger Angst auf-fahrend, „betrügen wollen hat sie mich und geglaubt, ich kenne meine Zahlen nicht mehr aus einander. — Ich hätte sie auf die Polizei bringen lassen, wenn sie nicht gegangen wäre!“ setzte er ingrimmig hinzu.

Rothlauf hätte in eigenen Geschäften seinem Gegenüber nie getraut, aber jetzt, da es sich um die Verurtheilung einer Unglücklichen handelte, zweifelte er nicht im Geringsten an der Berechtigung der Anklage. Kopfschüttelnd und mit gefalteten Händen erhob er die Augen zum Himmel.

„Was es jetzt für Menschen gibt! Und sie ist doch

aus einer so vornehmen Familie. Aber auch die Vornehmen in unserer Zeit . . .“

Er vollendete nicht. Herr Leonhardt nickte verständnißinnig:

„Ja, ja, die Vornehmen! . . . Meine Frau verkehrt in vielen adeligen Häusern — die könnte manchmal Dinge erzählen, wenn sie den Mund aufthun wollte! . . .“

„Frau Direktor befindet sich wohl?“ fragte Rothlauf im Begriff zu gehen.

„Danke der gültigen Nachfrage, ausgezeichnet, nur manchmal etwas nervenschwach. Sie ist eben aus einer feinen Familie, und da ist die Nervenschwäche zu Hause. Aber sie ist mir doch lieber, wie so eine robuste gewöhnliche Person. Und die Frau Gemeinderäthin?“

„Dem Himmel sei Dank, wohl. Aber sie schaut da oben heraus, ob ich nicht komme . . . Wir können Alles beobachten, was Sie hier unten machen, Herr Direktor . . . Hahaha!“ lachte Herr Rothlauf dröhnend, wie er sich durch das Geräusch der Mühle überhaupt sehr lautes Sprechen angewöhnt hatte.

Wieder warf der Kollekteur ihm einen mißtrauischen Blick zu; aber das breite selbstgefällige Lächeln Rothlauf's beruhigte ihn über dessen Gefinnungen.

„Meine Handlungen haben das Licht der Oeffentlichkeit nicht zu scheuen,“ sagte er mit süßsaurem Lächeln, „obwohl man in meiner Stellung allen möglichen Verdächtigungen ausgesetzt ist. Und je größer der Lump, desto mehr wird ihm heutzutage geglaubt. Gewiß schreit die freche Person — wie heißt sie doch? . . .“

„Dumont.“

„Gewiß schreit sie auch schon überall herum, daß sie um ihr Geld gebracht worden ist. Es ist aber gut, daß Sie die Person kennen, Herr Nachbar; Ihr Zeugniß ist ein sehr gewichtiges, Herr Gemeinderath.“

„Soll Ihnen auch nicht fehlen, Herr Direktor, wenn's darauf ankommt. Aber ich denke, die Person wird froh sein, wenn man sie in Ruhe läßt. — Und jetzt besten Dank, Herr Direktor, und nichts für ungut!“

„War mir ein Vergnügen und eine Ehre, Herr Gemeinderath.“ Der Lottokollekteur verbeugte sich so tief, als es seine kurze Gestalt erlaubte.

Auf der Brücke begegnete Herrn Rothlauf ein dickes Weib mit einem rothen Gesicht und einem alten Herrncylinder auf dem Kopf.

„Da habt's die ‚Neuesten‘,“ schrie sie grob, indem sie dem Privatier die „Neuesten Nachrichten“ hinhielt.

„Kannst Du sie nicht hinauftragen?“ fragte Rothlauf barsch. „Meine Zeitung fährt immer erst in der Mühle herum, und nur, wenn Alle sie gelesen haben, bekomme ich sie.“

Die Zeitungsfrau hatte Stellung genommen.

„Was?“ schrie sie, „auch noch eine Stieg'n steig'n für einen Groschen das ganze Vierteljahr? Da kommt's mir g'schlichen! Jeder Schuhflicker gibt mir auf Neujahr ein Trinkgeld, nur der ‚Herr Grobian‘ net . . .“

„Du hättest Alles mit einander bekommen . . .“

„Ja, oder mit einand' nix! Das kennt man schon. Uebrigens das Duzen verbitt' ich mir, wir haben noch

keine Säu' mit einand' g'hütet, und zum Schaz feid's mir viel zu ‚schmuzig‘ . . .“

Die laute Stimme der als ebenso spaßhaft wie grob bekannten Zeitungsträgerin hatte bereits eine Anzahl Neugieriger um Beide versammelt, vor deren Gelächter der Privatier sich mit stolz erhobnem Haupt in die Mühle zurückzog.

„Wir dürfen über unser Geld das Kreuz machen!“ rief Herr Rothlauf aufgeregt, als er wieder bei seiner Marianne anlangte. „Die Dumont ist eine ganz ordinäre Betrügerin und hat den Herrn Leonhardt drüben auch an-schmieren wollen.“

„Der sieht mir grad' nicht aus, als ob das so leicht bei ihm wär',“ meinte Marianne verdrießlich, „wenn der mit Jemandem zu thun hat, so ist immer der Andere der An-geschmierte, glaub' ich . . .“

Herr Rothlauf hatte sich inzwischen in seine Zeitung vertieft, um seinen Aerger zu vergessen. Er pflegte die Lektüre immer von hinten bei den Anzeigen zu beginnen und gelangte in den seltensten Fällen bis zum Leitartikel. Heute war das Blättchen ausnehmend dünn und in kurzer Zeit war Rothlauf bei den Ortsnachrichten angekommen. Da sprang er plötzlich von einem der ererbten altväterischen Stühle mit seiner Zeitung in der Hand auf und las, denn die Mühle klapperte wieder wie rasend, mit aller Kraft seiner Lungen Folgendes:

„An einem unserer geachteten Bürger, dem Herrn Seilermeister Topasius, ist letzte Nacht ein schändliches Vubenstück verübt worden. Gegen zwei Uhr Morgens nämlich

wurde der Pfarrer von St. Peter geweckt und ihm mitgetheilt, daß Herr Topasius im Sterben liege und nach den heiligen Sakramenten verlange. Als jedoch der würdige Geistliche, seiner Pflicht gehorchend, an Ort und Stelle eintraf, fand er Herrn Topasius in bester Gesundheit, nur tief entrüstet über den Mißbrauch seines Namens und die Beleidigung, welche der priesterlichen Würde angethan worden war. Wenn man bedenkt, welche Folgen der nächtliche Besuch für den hochbetagten Herrn Topasius hätte haben können, so muß man den Streich gradezu für ein Attentat auf sein Leben und seine Gesundheit ansehen."

Rothlauf beendete die Vorlesung der Folgen, welche das Ereigniß möglicherweise noch hätte haben können, nicht, sondern sah starr und bedeutsam in das vor Erregung rothglühende Antlitz seiner viel kleineren Gattin.

"Der Professor!" tönte es plötzlich zwischen deren breiten Lippen hervor und ihr dünnbehaartes Haupt machte einen Versuch, sich zwischen den hohen Schultern emporzureden.

Rothlauf nickte:

"Er scheint die Erbschaft bereits sehr nothwendig zu haben. Da ist es Zeit, daß man sich umsieht, wie viel das närrische Volk schon wieder in Ziegelsteinen angelegt hat."

Rothlauf schien solche Gile zu haben, daß er noch immer die Mühe aufbehielt, während er schon die Zeitung weggelegt und Hut und Stock genommen hatte. Marianne machte ihn zärtlich darauf aufmerksam.

"Unsere Hypothek ist doch sicher?" fragte sie.

"Erste!" nickte Rothlauf. "Soviel sind die Ziegelsteine werth. Es läßt sich aber vielleicht mehr heraus schlagen."

„Und wenn Alles verthan ist?“

„So schlage ich los!“ lächelte Rothlauf. Auch Marianne lächelte. So schmunzelt die Fälschin, wenn ihr der Ehegemahl ein Huhn mit hübsch durchgebissenem Halse verspricht.

„Laß Dich nur nicht beschwätzen, auch durch das junge Frauenzimmer nicht!“ schrie Marianne, und da die Mühle gerade einen Augenblick aussetzte, gellte ihre Stimme schrill durch das Zimmer.

Rothlauf warf einen fast mitleidigen Seitenblick auf seine Gattin. Das kleine Zeichen von Eifersucht schien ihn höchlich in den eigenen Augen zu heben und er machte einen steifen Versuch, ihre Wange zu streicheln. Sie lächelte verschämt und sah ihm zärtlich nach, wie er über die Brücke das Thal entlang schritt und hie und da den Gruß eines Kleinbürgers herablassend erwiderte.

Und in der That war Herr Rothlauf, trotzdem er bereits ein halbes Jahrhundert hinter sich hatte, noch immer kein unansehnlicher Mann. Seine Gestalt, durch die neue schwarze Kleidung noch gehoben, war hoch und nicht be-
leibter als es sich mit einer guten Haltung und einem festen Schritt verträgt. Der kurzgeschorene Vollbart war kaum halb ergraut und dem breiten Gesichte fehlte es in einiger Entfernung nicht an einer gewissen Gutmüthigkeit, die für ihn einnehmen konnte. Dieser Eindruck wurde in der Nähe jedoch zerstört durch das listige Blinkeln der kleinen eingekniffenen Augen und das Zusammenpressen des breiten Mundes, welcher Rothlauf in der Regel etwas vom Aussehen einer übelgelaunten Kröte gab. . . . Marianne

sah ihm wohlgefällig nach, bis er im Rathhausbogen verschwand, und ihr Schmunzeln sagte, daß auch sie kein schlechtes Geschäft gemacht zu haben glaubte, als sie die goldenen Tanten gegen Herrn Rothlauf einsetzte.

Der Lottokollekteur war eben im Begriff, für den Rest des Vormittags seinen Laden zu schließen, als er seinen Herrn Nachbar hochehobenen Hauptes vorüberschreiten sah. Mit der Einbildungskraft des bösen Gewissens wachte sein flüchtig gehegtes Mißtrauen gegen denselben wieder auf und er beeilte sich, die letzten Schösser vorzulegen und jenem zu folgen.

Herr Rothlauf ging jedoch, ohne sich aufzuhalten, am Rathhaus vorüber und über den Marienplatz und bog dann in die Weinstraße ein, also unzweifelhaft in eigenen Geschäften. Herr Leonhardt ließ daher von der Verfolgung ab und eilte durch das Hintergäßchen seiner Wohnung zu.

3. Ruf der Stadtwache.

Als Walther v. Hefenthau wieder bei der Feuerwache anlangte, war es fast hell und um die schiefe Spitze des Petersthurms kreisten lärmend die Dohlen. Die Ablösung fand eben statt und die Abtheilung Walthers war im Begriff abzureiten. Die ernste, tiefbekümmerte Miene des sonst stets freundlichen und dienstfertigen Wachtmeisters hätte dem jungen Manne auffallen müssen, aber der Kadett war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um sich viel um die Gemüthsstimmung Anderer zu bekümmern. Gleichgiltig nahm er auch das hübschgebundene Buch, das der Wachtmeister in einer Ecke des Wachtlokals aufgelesen hatte und ihm

darreichte; und der parfümirte Roman des schlüpfrigen Franzosen wanderte in Cromwell's Pistolenholster . . . Der Roman war aus, das Leben begann.

In demselben Augenblick, als Dank der lockenden Darstellung des Parisers Walthers jugendliches Gemüth am empfänglichsten für derartige Eindrücke war, trat eines jener Mädchen aus dem Volke vor ihn hin, wie sie nach der Anschauung jenes Erzählers zur Unterhaltung junger Cavaliers ganz besonders geschaffen waren. Und mit der Reckheit eines „Musketiers der Königin“ hatte Walthers das bildhübsche Kind umarmt und hätte für sie zehn Stadtkommandanten in den Grund geritten, wenn Susi es verlangt hätte. Er hatte die niedliche Thurmshawbe, wie er sie nannte, früher nie gesehen und für seine Hingebung keine weiteren Gründe, — aber wie wenig ist auch begründet im wirklichen Leben, wie viel weniger noch im wirklichen Lieben! — Und Walthers v. Seckenthau liebte, glaubte wenigstens zu lieben, ganz so, wie's in dem Roman stand; — was daraus werden sollte, darum bekümmerte er sich nicht, ebenso wenig, wie er sich je darum bekümmert hatte, was daraus werden sollte, wenn er Cromwell oder ein anderes Unglückspferd über ein vier Fuß hohes Hinderniß oder einen zwanzig Fuß breiten Graben setzen ließ.

Kaum hörte Walthers, was der Wachtmeister, der neben ihn geritten war, ihm flüsternd erzählte -- wie der Stadtkommandant, den seine Migräne wahrscheinlich nicht schlafen ließ, wieder einmal das Wachensvisitiren gekriegt und überall nach einem verrückten Kürassier gefragt habe, der ihn fast über den Haufen geritten, so daß der Schimmel auf dem

linken Hinterfuß stark lahm gehe. Auf dem Feuerpickel am Finger hatte er endlich den verrückten Kürassier gefunden oder vielmehr nicht gefunden und dem Herrn Adjutanten bezüglich des Kadetten Graf Walther v. Heckenhau sofort eine Klage an das Regiments-Kommando in's Notizbuch diktiert.

Man kann nicht sagen, daß diese Nachricht auf Walther geradezu niederschmetternd wirkte; er hatte bereits verschiedene Verweise bekommen, dieselben jedoch immer als eine Art sonderbaren, indeß nun einmal üblichen Ceremoniells hingenommen. Ziemlich wenig beunruhigt durch die Besorgnisse seines Vorgesetzten, welcher bereits die erwartete Abhnungszulage in Frage gestellt sah, warf sich daher Walther, nachdem er sich seines Panzers und Helms entledigt hatte, auf sein Lager in der Stube des Wachtmeisters und schlief, um mit haarsträubender Naturwahrheit zu träumen, wie er auf dem lahmen Schimmel des Stadtkommandanten auf dem Telegraphendraht von der Feuerwache zu Susi empor galopirte, während die Spitze des Petersthurms sich immer bedenklicher zur Seite neigte. . . .

Das Lager des Kadetten unterschied sich durch die Fürsorge der „Mama“ sehr von den Strohfäcken der Mannschaft, und auch außerdem hatte der junge Graf in dem Wachtmeisterzimmer es sich so wohnlich als möglich einzurichten gewußt. Kostbare Waffen und Pfeifen schmückten die kahlgeweißte Wand und dazwischen hingen unzählige jener damals üblichen Schattenrißbilder, welchen die Kaiserne das schöne Lied verdankte:

Ach wie so nett, so nett,
Ist unser Herr Regimentskadett.
Ueber dem Bettstattbrett
hängt sein Sigulett (Silhouette).

Walthër hatte sich nach kurzem Schlummer eben wieder erhoben, um sich in seine feinste Interimsuniform mit den leuchtendsten rothen Streifen und Aufschlägen und den tadellosesten Epauletten zu werfen, als der Wachtmeister eintrat und ihm mit Leichenbittermiene die schüchterne Mittheilung machte, daß der Herr Kadett auf Befehl des Herrn Obersten Zimmerarrest habe.

Das Regimentskommando sei außer sich gewesen über die Rüge der Stadtkommandantschaft, die ohnehin bei jeder Gelegenheit etwas an dem Regiment auszusetzen habe, und er, der Wachtmeister, sei streng angewiesen, den unter seiner Obhut stehenden Kadetten besser zu beaufsichtigen und in seine Dienstpflichten einzuweißen.

Walthër hatte, über die Schulter blickend, erstaunt und spöttisch zugehört; dann wiederholte er achselzuckend:

„Also drei Tage Zimmerarrest, weiter nichts?“ Mit großem Gleichmuth fuhr er fort, sich anzukleiden.

„Und der Arrest sei sofort anzutreten, haben der Herr Oberst befohlen,“ begann der Wachtmeister wieder, der unmöglich glauben konnte, daß selbst ein Kadett Graf Hecken-thau weiße Glanzhandschuhe für einen Arrest unumgänglich nöthig halte.

„Also sogleich,“ nickte Walthër, indem er seine Schirmmütze vom Zapfenbrett holte, „nun, mit dem ‚sogleich‘ wird es sich eben verhalten wie mit den Stallwachen und

dem Pferdepuhen, das der Kadett auch sechs Wochen lang zu besorgen hat, aber in Wirklichkeit thut es ein Anderer! Lassen Sie einen Andern den Zimmerarrest halten, Wachtmeisterchen, und versprechen Sie ihm ein gutes Trintgeld.“

„Diesmal gibt es leider keine Stellvertretung, sonst würde ich selber mich gern für Sie einsperren lassen, Herr Graf!“ wehklagte der allzeit Gefällige, der sich selber so unbarmherzig vor die Wahl zwischen der gräßlichen Freigebigkeit und der längsterwarteten Löhnungszulage gestellt sah.

Kaltblütig setzte Waltherr die Mütze auf und schnallte den Säbel um, daß sein Vorgesetzter ihm erstarrt zusah. Erst als Waltherr Miene machte, das Zimmer zu verlassen, rief er verzweifelnd:

„Aber das geht nicht, Herr Kadett! Sie haben ja Zimmerarrest!“

„Nun, meinetwegen! Aber ich muß doch erst wissen, wo ich ihn halten will! Mama klagt zwar darüber, daß ich ihr neuerdings so wenig Zeit widme, aber unter Umständen ziehe ich Sufi's Gesellschaft und den Petersthurm vor.“

„Du lieber Himmel! Hier muß der Arrest gehalten werden, darum heißt er ja Zimmerarrest! Seien Sie vernünftig, bringen Sie uns nicht Beide auf die Festung!“ flehte der Wachtmeister.

„Lieber mich allein in den Kirchturm!“ lachte Waltherr, „denken Sie doch nach, Wachtmeister! Es kann doch kein vernünftiger Mensch verlangen, daß ich in dieser weißgetünchten, nach Stiefelwische riechenden Mörkelgrube auch noch drei Tage zubringen soll, während mir schon vor den Nächten graut.“

„Aber der Herr Oberst ist kein . . . Da läuft er schon, der Unglückskadett!“ stöhnte der Wachtmeister, als Walthar, ohne ihn weiter anzuhören, die „Mörtelgrube“ verlassen hatte und den langen Korridor entlang eilte, wo die Helme und Panzer in endloser Reihe wie gleißende Skelette kriegerischer Mannszucht aufgestellt waren. An der Ecke nickte er der hübschen Frau des Regimentschuhmachers zu, die dort ihren Marktenderkram feil hatte, und sprang säbel-rasselnd die breiten Steintreppen hinab.

Er wich aber doch etwas zurück, als er unter dem gewölbten Eingangsthor mit dem hageren graubärtigen Befehlshaber — wenn auch nicht über Leben und Tod, so doch über die Freiheit eines Jeden vom Regiment — fast zusammenprallte. Rasch besonnen, wollte er grüßend vorüber. Da hörte er aber auch schon die gefürchtete Stimme:

„Kadett Graf Hedenthau!“

Jetzt nicht Rede zu stehen, wäre ein militärisches Verbrechen gewesen.

„Ist Ihnen nicht mitgeteilt worden, daß Sie Zimmerarrest haben?“ fuhr der Unerbittliche fort, als Walthar, die Hand an der Schirmmütze, vor ihm stand, als ob er das Ganze für eine seltsame, aber immerhin nicht uninteressante Lage ansehe.

„Allerdings, Herr Oberst, aber ältere Verbindlichkeiten, ein gegebenes Versprechen hindern mich im Augenblick . . .“

„So . . . Nun, dann will ich Ihnen den an und für sich ehrenden Kampf zwischen Ihrer Dienstpflcht und Ihrer Cavaliersparole erleichtern,“ sagte der Gestrenge kalt. „Profoß,“ wandte er sich dann an einen in der Nähe befind-

lichen Unteroffizier, „Sie werden den Kadetten sofort auf die Stockwache führen und ihn bis auf Weiteres täglich eine Stunde lang über das Wesen militärischer Disziplin unterrichten.“

Ohne daran zu zweifeln, daß sein Befehl ausgeführt werden würde, wandte der Regimentskommandeur sich um und schritt hinweg. Walthers schien vor Staunen lange nicht recht zu sich zu kommen, als er aber den empörenden Eingriff in seine Selbstbestimmung begriff, warf er mit blitzenden Augen das jugendliche Haupt zurück und schien einen Augenblick entschlossen, Widerstand zu leisten.

Aber auch der harte sechs Schuh lange Kerkermeister des Regiments sah nicht aus, als ob er mit sich spassen lasse und die Grimassen der umstehenden Unteroffiziere und Soldaten bewies, daß es nicht ohne einen gewissen Reiz für sie war, den von seinen Vorgesetzten gewöhnlich so verhätschelten Kadetten in einer neuen Lage zu sehen. Zu allem Ueberfluß hatte sich auch die Schildwache, durch des Obersten laut gesprochene herrische Worte aufmerksam gemacht, in den Thorweg gestellt und wäre einem Fluchtversuch jedenfalls entgegen getreten.

Es blieb Walthers demnach, selbst wenn sein angeborener Trost einen verzweifelten Entschluß nahe gelegt hätte, nichts übrig, als der Aufforderung des Profoszen nachzukommen und unter dem Lächeln aller Zuschauer nach der Stockwache zu sich in Bewegung zu setzen.

An der Hinterseite der Kaserne angelangt, trat er in einen düsteren Raum mit vergitterten Fenstern, dessen ganze Einrichtung aus einer schiefen Lage von Brettern bestand,

welche die Wand entlang laufend, die Hälfte des Platzes einnahm und den Gefangenen als Lager diente . . .

Als die Thüre sich rasselnd hinter ihm geschlossen hatte, mußte Walthar sich wiederholt den ganzen Vorgang in's Gedächtniß zurückrufen, um überhaupt an die Wirklichkeit seiner Lage zu glauben — aber die harte Pritsche, auf der er sich niederließ, die drückende, übelriechende Luft, zumeist aber die Entdeckung, daß er nicht allein sei, ließen an der Wahrheit all' des Demüthigenden keinen Zweifel zu.

Bis jetzt war ihm, wenn er auch in der Kaserne wohnte, jede allzu vertrauliche Berührung mit dem „gemeinen Mann“ erspart geblieben — er schlief im Zimmer des Wachtmeisters und beim Exercieren ritt er immer an einem der Flügel der Eskadron. Und nun theilte er die Stodwache mit einem Kürassier, der jedenfalls wegen eines schweren Vergehens hieher gekommen war. Vorläufig schnarchte das Ungeheuer noch wie eine vierhändige Säge. In den weißen Mantel gehüllt, lag es an der einen Wand auf der Pritsche . . . Jetzt richtete es sich gähmend auf und schien durch die Anwesenheit des Angekommenen ebenso sehr überrascht als dieser über das Wiedersehen mit dem Gefreiten Boos, einem hübschen, ungewöhnlich kräftigen Flößerknecht aus Tölz, den er seiner Treuherzigkeit wegen einige Zeit als Diener angenommen, aber wieder hatte abschaffen müssen, da Boos in der Ueberfülle seiner Kraft jeden freien Augenblick zu einer Balgerei benützte und dann ebenso naturgemäß in's Gefängniß wanderte.

Boos gab seinem Erstaunen über das seltsame Wiedersehen seines einstigen Herrn durch ein paar ebenso originelle

als unübersehbare altbayerische Fläche den gebührenden Ausdruck und meinte, daß es doch allmählig eine Schande werde, in einem Regimente weiter zu dienen, wo man die Herren Grafen auf die Stockwache sperre und sich von den „Heuhupfern“, so nannte er das in München garnisonirende Jägerbataillon, ungestraft „Blechreiter“ schimpfen lassen müsse. Und ohne sich weiter um den Grund, warum der Herr Graf hieher gelangt sei, zu bekümmern, erzählte er mit liebenswürdigster Subjektivität, wie er vor einigen Wochen in einer Wirthschaft mit „Heuhupfern“ zusammengetroffen sei und den sofort ausgebrochenen Streit damit geschlichtet habe, daß er seine Säbelkuppel in den Korb des Pallasches verschlang und diesen als Keule auf die Köpfe der sechs Angreifer niederschmettern ließ, wogegen die sechs „Heuhupfer“ mit ihren Datagans nicht hätten aufkommen können. Nur so nebenher berichtete Boos, daß zwei von den Angreifern lebensgefährlich verwundet im Spital lägen. Er selbst war, da er nachgewiesener Maßen diesmal der Angreifer nicht gewesen, nur zu neunundvierzig Tagen Arrest, jeden zweiten Tag verschärft durch Beschränkung der Kost auf Wasser und Brod, verurtheilt worden und hatte bereits die Hälfte seiner Strafzeit hinter sich.

Walthër, auf dessen aristokratisches, aber in anderer Weise ebenso gewaltthätiges Naturell die Erzählung nicht ohne Eindruck geblieben war, wunderte sich darüber, daß Boos nach so langem Aufenthalt in dem abscheulichen Raum und bei so ungenügender Nahrung noch so gut aussehe, denn die Wangen des Gefreiten strotzten und seine blauen Augen blickten vor Uebermuth.

Boos konnte ein leises Lachen nicht unterdrücken und meinte, das mache dem Profsoßen auch schon lange Kopferbrechen und derselbe habe vor einigen Tagen die ganze Britsche aufreißen lassen, weil er behauptete, es rieche nach Branntwein in der Zelle. Auch eine Schildwache habe man eine Zeit lang vor das Fenster gestellt und das Eisengitter mit einem engen Drahtgeflecht versehen, um den Verkehr mit „draußen“ zu hindern. Walthor warf einen Blick auf das Gitter und fragte dann seufzend:

„Und es ist Dir wirklich nichts zugesteckt worden von außen?“

Boos lachte: „Wo denken's denn hin? Ich hab' ja keinen Freund in der Stadt als meine Geliebte, die Kellnerin beim Rohrerbräu, wissen's, die ist auch von Tölz daheim. Die kann aber mit ihrem Rock net über die Mauer dahinten, wenn's auch sonst ein ganz satrisches Weibsbild ist und den Teufel net fürcht't . . .“

„Dann begreife auch ich nicht, wie Du es machst, denn auch ich finde, daß Du nach Bier und Tabak duftest, als kämst Du geradentwegs aus der Kneipe . . .“

„Das ist dumm,“ meinte Boos, indem er nachdenklich an seiner langen Gestalt hinabsah. „Hoffentlich bringen Sie einen anderen Geschmack herein, sonst schmeckt's der Profsoß mit seiner Hundsnas'n trotz seinem Katarrh und kehrt mir die Hüft'n um und um . . .“

„Du glaubst wohl, ich verrathe Dich, weil Du nicht mit der Sprache heraus willst,“ sagte Walthor ungeduldig.

Boos sah seinen einstigen Herrn mit einem urkomischen Ausdruck vorwurfsvoller Zärtlichkeit an:

„Laffen's Ihnen doch net auslachen, Herr Graf! So was thut ja net einmal unseiner! Das wär' ja ordinär, wie die Urschel sagt. Es ist ganz gewiß wahr, daß sie net zu mir kommt; aber ich bin alle Nacht beim Kohrerbräu, wenn die Polizeistund' die Letzten vertrieb'n hat. Derweil sie da die Krüggle wascht und die Sessel umkehrt, trink' ich mein Maß'l und eß, was sie mir auf d'Seiten g'stellt hat. Vor'm Frühstall muß ich halt immer wieder da herin sein.“

Walthers Herz hatte bei dieser Nachricht zum Zerspringen geklopft. Es gab also eine Möglichkeit, sich zu befreien.

„Aber wie kommst Du aus diesem Loch, wie?“ stampfte er ungeduldig, daß der Boden dröhnte.

„Das will ich Ihnen heut Abend recht gern zeigen, wenn's mitwollen und bei der Urschel z' Nacht essen, Herr Graf —“

„Ich will aber sogleich fort,“ drängte Walthers. „Ich bleibe keinen Tag mehr in einem Regiment, wo man so behandelt wird. Mama muß morgen sogleich zum Kriegsminister gehen und Fürst Waldemar nimmt sich meiner ebenfalls an. Wenn man mich nicht zu einem anderen Regiment versetzen will, muß mir Mama einen Mann stellen und um meinen Abschied bitten. Vor Allem aber muß ich zur Susi — weißt Du, Boos, die Susi ist meine Urschel,“ setzte der Neuling in Liebesfachen nicht ohne Selbstgefühl hinzu.

„Aha!“ sagte der ehemalige Floßknecht verständnißinnig und schaute nicht ohne Bewunderung auf die jugendliche Gestalt.

„Du siehst wohl selbst ein, daß Du mich sofort herauslassen mußt, Boos!“

Boos kämpfte sichtlich einen schweren Kampf mit sich selber. Er sagte sich ohne Zweifel, daß, wenn er den Kadetten befreie, der Prosoß „mit der Hundsnase“ nicht wohl an eine spurlose Selbstauflösung des Arrestanten glauben werde. Es mußte also eine ernstliche Durchsuchung der Zelle stattfinden und die Art des Ausbruchs fast mit Sicherheit entdeckt werden. Dann war es natürlich mit seinen eigenen nächtlichen Spaziergängen zum Rohrerbräu aus und es hing nur von der Laune des Obersten ab, wie lange er wegen Beschädigung der Stockwache noch über seine Zeit hinaus sitzen mußte. Am Ende thaten sie ihn gar zum sogenannten „Pollack'n“ in das Militärgefängniß neben dem Karlsthor, mit dessen „Lattenböden“ und anderen modernen Foltereinrichtungen die Einbildungskraft jedes Rekruten erfüllt war . . . Aber Boos hatte nur wenige Sekunden nöthig, um mit derselben Tapferkeit, mit welcher er den „Heuhupfern“ die Schädel entzwei schlug, für seinen einstigen Herrn das unausbleibliche Martyrium zu übernehmen, und auf die Pritsche steigend sagte er:

„Wenn's halt net anders sein kann und wenn's halt grad zu Ihrem Suserl müß'n, so steigen Sie wegen meiner da herauf und thun Sie nachher, was Sie mögen, Herr Graf! Sie sind mir immer ein braver Herr gewes'n, wie ich noch Ihr Fourierschütz g'wes'n bin — und Sie soll'n dem Gefreiten Boos nicht nachsag'n, daß er ein ‚Schlauer‘ ist und nur an die Bratwürst denkt, die für ihn in der Schlüssel sind. — Nur zur Urschel sag'n's, wenn's beim

Rohrerbräu vorbeikommen, daß es vielleicht lang' dauern kann, bis ich wieder zu ihr komm' . . .“

Die Stimme des Boos wurde etwas unsicher und seine bereits nach dem Fenster ausgestreckte Hand sank herab.

„Ich werde Dich nicht in der Patsche lassen, Boos,“ sagte Waltherr, der, zwischen seinem Edelmuthe und dem Wunsch nach Freiheit schwankend, neben den Leidensgefährten getreten war. „Mama muß dem Kriegsminister auch sagen, was Du für ein prächtiger Mensch bist, und wenn er das weiß, so wird Dir Deine Strafe gewiß geschenkt . . .“

Boos ließ einen langen leisen Pfiff ertönen:

„Da kennen Sie unsern ‚Alten‘ schlecht. Der läßt sich vom König nichts in's Regimentskommando hineinred'n . . .“

„Nun, das wollen wir doch sehen,“ meinte der jugendliche Leidensgefährte hochmüthig. „Und wenn Du ausgedient hast, so nimmt Dich die Mama auf eines unserer Güter, Dich und die Urschel . . .“

„Das wär' was,“ meinte Boos, „denn immer die Ffar' runterfahren, bei der Schleuf'n nasse Füß' krieg'n und nachher mit der Hack'n und dem Rucksack wieder den ganz'n Weg bis Tölz z'rückmachen, das kriegt man z'lezt auch g'nug. Aber jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen, Herr Graf, denn man kann nie wiss'n, was der Hundsnas'n einfallt, wenn sie zum Futter kommen . . .“

Mit diesen Worten entfernte Boos nicht ohne Anstrengung einige Mauersteine, welche das Gitter festhielten, und dann ohne Mühe dieses selbst. Die Oeffnung war groß genug, um einen Menschen durchzulassen.

„Der Schmied, der das Drahtgitter gemacht hat, hat's

g'seh'n, glaub' ich, daß net alles in Ordnung ist, aber zum Glück war's einer aus Lenggries, der mir schon viele Floßhaad'n b'schlag'n hat. So, jetzt aber aufg'seh'n!" kommandirte Boos, indem er dem Flüchtling die Hand unterhielt, als wolle er einer Dame auf's Pferd helfen.

Ohne Zögern trat Walthor auf die tellergroße schwielige Hand des Flößers, brachte rasch den einen, dann den anderen Fuß durch die Oeffnung, worauf er sich als gewandter Turner mit einem Ruck hindurchschwang.

„Nur munter geblieben, Boos!“ tönte es von draußen herein und mit einem schweren Seufzer fügte der Gefreite wieder das Gitter in die Mauer.

4. Moderne Griechen.

Rothlauf durchwanderte, als er sein Haus verlassen, ziemlich rasch die Stadt fast in ihrer ganzen Breite und hielt endlich in einer weniger belebten, neuangelegten Straße vor einem Gebäude an, welches eben vollendet schien, während der dasselbe umgebende Garten erst mit einem Bretterzaun umgeben war. Auch das Innere desselben, welches Rothlauf jetzt betrat, stimmte in seiner Unfertigkeit schlecht zu dem säulengetragenen Portikus des städtischen Landhauses und dem pompejanischen Roth, das darunter hervorschimmerte, während die Sockel für die Statuen noch sämtlich verwaist standen. Die kleinen Augen Rothlauf's konnten offenbar sehr viel auf einmal aufnehmen und dem Bewußtsein zuführen. Wenigstens schien es, als habe er alle Veränderungen, welche seit seiner letzten Anwesenheit vorgenommen worden waren, bereits überblickt

und mit Wohlgefallen die frisch umgegrabenen Beete bemerkt, deren dunkle Farbe sich von dem mit spärlichem Unkraut überzogenen harten grauen Erdreich ihrer Umgebung wohlthätig abhob.

Vor einem dieser Beete stand anscheinend in wohlgefälliger, sinnender Betrachtung ein alter Herr mit hübschem Profil und schneeweißen Haaren. Trotz ihrer Neigung zur Beleibtheit und eines weichlichen Zugs machte die mittelgroße in Schwarz gekleidete Gestalt und das rosige auf hoher weißer Kravatte ruhende Antlitz einen zugleich feinen und würdigen Eindruck. Feingefaltete Hemdkrausen quollen zwischen der Weste vor und die kleinen weißen Hände des Professors hielten eine Zeitung. Es schienen Empfindungen gemischter Art zu sein, welche sich auf dem Antlitz des alten Herrn ausdrückten, als er die große silberne Lesebrille abgenommen und den Näherkommenden erkannt hatte. Das Roth, welches die kalten Wangen des jugendlichen Greises lebhafter färbte, konnte von Mißtrauen und Hoffnung, vielleicht von beidem zugleich herrühren. Letztere schien jedoch die Oberhand zu behalten und mit freundlicher Herablassung bedeutete er seinem Besucher, sich zu bedecken, als dieser mit dem Hut in der Hand an seine Seite trat und knüpfte in weltgewandter Weise das Gespräch an einen der Gegenstände, die ihn eben beschäftigt hatten.

„Es ist jetzt die günstigste Zeit, die Spargel- und Erdbeerbeete herstellen zu lassen. Die Spargel gedeihen besser, wenn man sie für den Winter aufgraben läßt. Wie sagt doch Horaz . . .“

„Spargel . . . Erdbeeren . . .“ schnarrte Rothlauf wie eine alte Säge gegenüber den weichen, melodischen Lauten des Professors. Wohlgefällig zog sich sein Mund zwischen den borstigen Stoppeln seines grauen Bartes in die Breite und seine Augen öffneten sich kugelrund, als erblicke er bereits ein mächtiges Gericht Spargel zwischen Marianne und sich auf dem stets erbebenden Eckisch der Mühlenwohnung.

„Es ist ärgerlich, wenn einem zu Allem die Hände gebunden sind,“ fuhr der Professor etwas verstimmt fort. „Ich hätte die Anlage des Gartens so gerne gleichmäßiger betrieben und jener Bretterzaun ist eine wahre Beleidigung für das Auge. Der innere Hof, das Heiligthum meiner Sophia Melaina ist fast fertig bis auf das Bassin in der Mitte, aber der Marmor wird trocken und brüchig und die Röhrenleitung fällt aus einander, weil der edelmüthige Herr Nachbar uns das nöthige Wasser zur Speisung nicht eher zukommen lassen will, bevor er die ausbedungene Bezahlung hat. Die Arbeitslöhne sind höher als je und man ist ganz von der Gnade roher, ungebildeter Menschen abhängig . . . Wir leben eben nicht mehr in der hellenischen Welt, wo die Materie dem Geiste dienstbar war,“ schloß der Professor mit schmerzlicher Resignation. „Ich gäbe alle Fortschritte unseres vielgepriesenen Jahrhunderts für die prächtige Einrichtung der Heloten, welche dem nach höheren Zielen Strebenden noch ein menschenwürdiges Dasein gestatteten . . .“

Herr Rothlauf nickte ernst und billigend mit dem Kopfe und schnarrte:

„Ja, ja, die ‚Beloten‘ sind lange keine so schlimmen Leute, als man aus ihnen machen möchte. Uebrigens haben der Herr Professor die Grundsätze eines Ehrenmannes: Vor Allem die Verpflichtungen, alles Uebrige kommt in zweiter Reihe . . .“

„Gewiß! Gewiß!“ räusperte sich der alte Herr, den dieses Lob etwas verlegen zu machen schien. „Nur bei guten Freunden, auf deren Nachsicht man rechnen kann, nimmt man es nicht so genau, wenn man auch die Rückzahlung eines Kapitals aufschieben müßte. Man kennt sich ja und hat Vertrauen zu einander . . .“

Das Gesicht des Privatiers war bei diesen hastig gesprochenen Worten des Professors lang, sehr lang geworden und gedehnt antwortete er:

„Allerdings, wenn man Vertrauen hat und sein Geld nicht selber braucht und gegen genügende Sicherheit. Welchen Monatstag schreiben wir denn heute?“ unterbrach er sich, auf die Zeitung sehend, die der Professor in der Hand hielt.

„Den fünfzehnten September!“ antwortete dieser leicht zusammenfahrend und das Blatt erhebend. Es war dasselbe, welches die Nachricht über den Seilermeister Topasius enthielt.

„Also wäre unser Termin in fünf Tagen!“ bemerkte Rothlauf mit einigem Nachdruck.

Der Professor war erbleichend stehen geblieben.

„Allerdings, wenn man dem Wortlaut des Vertrages streng folgen will,“ stotterte er sichtbar beunruhigt. „Aber Sie wissen, daß der Bau das Doppelte von dem ver-

schlungen hat, worauf ich rechnete. Ein Baudenkmal, welches die Aufmerksamkeit Europa's erregen soll und zu dem alle wahren Freunde des Alterthums wallfahrten werden, durfte nicht im Einzelnen unvollendet und stümperhaft bleiben. Ich hatte so gerechnet: Die Hälfte meines Vermögens sollte zur Erbauung dieses Hauses verwendet werden und die Zinsen der anderen Hälfte wären mit meinem Gehalte hinreichend zum Leben und zur Instandhaltung des Geschaffenen. Nun hat aber der Bau drei Viertel meiner Fonds verschlungen und in Folge der orientalischen Verwickelungen sind alle Werthe um mehr als ein Viertel gesunken. Sie werden wieder steigen, gewiß, meine Papiere sind gut — ich fürchte nichts, gar nichts, aber es würde sich ein bedeutendes Defizit herausstellen, wenn ich jetzt verkaufen müßte. Sie werden mein Unglück nicht wollen . . . denn jene Bestimmung von der Rückzahlung bis zum Fünfzehnten wurde ja nur so pro forma in den Vertrag aufgenommen, nur weil jedes Ding ein sichtbares Ende haben muß, nur wegen Leben und Sterben, wie Sie damals sagten . . .“

Nothlauf hatte sehr ernst zugehört.

„So, habe ich das gesagt? Dann wird es auch meine Absicht gewesen sein. Aber wie Sie sagen, die Zeiten sind schlecht, sehr schlecht, Ihre Papiere können sich wieder heben, aber sie können es vielleicht auch nicht und noch immer mehr fallen . . . Auch ich habe Verluste erlitten und am Ende ist doch jeder sich selbst der Nächste . . . Man kann nicht immer, wie man gerade will . . .“

„Ach was,“ suchte der Professor zu scherzen. „Für

einen so wohlhabenden Mann und bei dem hohen Zins und der großen Provision . . .“

„Hoher Zins, große Provision?“ fuhr der Privatier empfindlich auf. „Mit aller Achtung vor Ihrer Gelehrtheit, sieht man doch aus Allem, daß Sie von Geschäften nichts verstehen, Herr Professor! Ich mache nur redliche Geschäfte und kann mit meinem Geld zweimal so viel verdienen, als bei Ihnen, und ohne jede Gefahr — und eben deshalb muß ich es von Ihnen zurückziehen. Sie gestehen ja selbst, daß Sie überschuldet sind, es wäre also nicht redlich gegen meine Familie und mich . . .“

„Überschuldet? Das habe ich nicht gesagt,“ stammelte todtenbleich der Gelehrte. „Und dann haben Sie ja die Hypothek.“

Sie waren vor dem Hause angekommen und Rothlauf warf einen nicht sehr wohlgefälligen Blick auf dasselbe. Dann sagte er achselzuckend:

„Glauben Sie wirklich, daß Ihre Hypothek mehr als Zins und Eintragsgebühr werth ist? Das Haus hat ja nicht einmal ordentliche Thüren und Fenster und gleicht eher einem Schlachthaus als einer anständigen Wohnung.“

„Es ist genau den antiken Mustern nachgebildet,“ grockte der Professor tief verlezt. „Und wenn es in Pompeji's Gräberstraße stände . . .“

„Auf einen Kirchhof als Leichenhaus würde es zur Noth auch noch passen, aber nicht in's lebendige München,“ höhnte Rothlauf, der jede Rücksicht für überflüssig zu halten begann. „Wenn es wirklich zum Gant kommen sollte, so wird es auf Abbruch verkauft und um den Steinwerth . . .“

Der Professor preßte die Lippen zusammen und schwieg und vor seinem Geiste versank die strahlende hellenische Welt, die er in die Gegenwart hatte zurückzaubern wollen, in Trümmer unter dem Hammer des Auktionators. Aber als wolle der Genius der Antike ihrem treuesten Diener beistehen in dieser schweren Stunde, erschien in demselben Augenblick eine reizende Mädchengestalt unter dem Säulengang. Ihre Züge zeigten mit denen des Professors so viel Aehnlichkeit, als die Verschiedenheit des Geschlechtes und ein Altersunterschied von wenigstens vierzig Jahren zulassen. Eine klassische Ruhe lag auf dem edelgeformten klaren Antlitz und gab ihren Bewegungen die Würde und Keuschheit einer Vestalin. Erhöht wurde dieser Eindruck noch durch die dem Körper sich anschmiegende faltige Tracht des Alterthums, welche mit Geschick und Geschmack dem rauheren Klima der bayrischen Hochebene angepaßt war. Der in spitzem Bogen ausgezackte Doppelrock jedoch war unverändert und hing gürtellos über die weichen Hüften herab. Die Silberbänder der Sandalen umschlossen einen Fuß, dessen herrliche Form der fleischfarbene Strumpf, den sie trug, nicht zu verhüllen vermochte.

Weber die Lieblichkeit noch die Fremdartigkeit der seltsamen Erscheinung machte auf Rothlauf Eindruck, da er für Frauenschönheit überhaupt nicht empfänglich und diese Art sich zu kleiden ihm nichts Neues war. Er besaß aus dem Nachlaß der angeheiratheten Tanten noch ein paar Kupferstiche, die er für alte Modebilder hielt und auf denen neben einem umgeworfenen Rachelosen Frauenzimmer standen, genau so angezogen wie das Professorfräulein. Einer

seiner Bekannten, der ihm die Bilder abkaufen wollte, hatte den Kachelofen eine Säule und die Frauen Griechinnen geheißt, aber sich den Kauf dadurch verlorben, daß er einen Preis dafür bot, welcher Rothlauf darauf aufmerksam machte, daß die Stiche werthvoll seien.

Merkwürdiger als das Fräulein war ihm der junge Mann, welcher ebenfalls aus dem Hause tretend sich an die Seite des jungen Mädchens begeben hatte und neben ihr in der säulengetragenen Vorhalle auf und ab ging, wobei sie sich abwechselnd aus einem Buche vorlasen und über das Gelesene zu unterhalten schienen. Der junge Mann hatte, obwohl er kleiner war als seine Begleiterin, etwas unleugbar Herrisches in dem runden Gesicht mit der scharfgebogenen Nase, dessen bei aller Jugendlichkeit etwas derbe und herausfordernde Prägung durch die kurz geschorenen Haare noch mehr zur Geltung kam.

Der junge Mann, der vierundzwanzig Jahre alt sein mochte, trug den sammtnen Schnürrock der Studenten und Band und silbergestickte Cerevismütze der Mataren, des Bundes der „Glücklichen“. Haltung und Benehmen hatten etwas unleugbar Vornehmes . . . Räthselhaft war an dem jungen Menschen der Ausdruck der graugrünen Augen, die manchmal zu seiner Begleiterin emporblickten, wenn sie ihm das Buch reichte oder eine Bemerkung an ihn richtete. Dann leuchtete ein metallischer Glanz aus denselben, wie man ihn manchmal an Raubthieren bemerkt, und es wäre schwer zu sagen gewesen, ob er der Zuneigung, einem entgegengekehrten Gefühl oder beidem zugleich entspringe. Seine Worte klangen kurz und rauh und als füge er sich

ungern einem Entschluß, dem er sich nicht zu entziehen vermochte.

Selbst Rothlauf hatte ein Gefühl dafür, als ob der Gast des Professors nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehöre und sein halboffener Mund sowie die runden Augen drückten deutlicher als Worte seine Neugier aus.

„Ah, unsere jungen Peripatetiker — unsere wandelnden Philosophen!“ lächelte der Professor, als sei sein Antlitz von einem freundlichen Sonnenstrahl berührt worden. Und als passe sein Begleiter nicht in diese Gesellschaft, führte er ihn wieder hinweg und fuhr dann mit stolzer Bescheidenheit fort:

„Der junge Mann, den Sie eben mit meiner Tochter gesehen, ist Graf Moritz v. Hefenthau, einer meiner Zuhörer, welcher mir von seiner Mutter, meiner hochverehrten Gönnerin, ganz besonders empfohlen ist. Sie kennen doch dem Namen nach die Familie?“

„Ich — habe — von ihr gehört!“ antwortete Rothlauf, als ob ihm etwas im Halse stecken geblieben sei, und warf einen feindseligen Blick zurück auf den jungen Mann . . .

„Der junge Graf ist ziemlich spät auf die Universität gekommen und bedarf noch der Nachhilfe,“ fuhr der Professor fort, dem es angenehm schien, nicht sogleich zu den Geschäften zurückzukehren. „Sein verstorbener Vater war ein ungewöhnlicher Natur- und Kraftmensch, der seine Söhne ‚in der Freiheit dressiren‘ wollte, wie er sich ausdrückte. So kam es, daß der junge Mann ein ausgezeichnete Reiter, Pistolenschütze, Jäger und Fechter wurde, aber in eine Alter, wo Andere die Universität verlassen,

dieselbe kaum bezogen hatte. Die Gräfin, ohne jeden Einfluß auf die Erziehung ihrer Söhne, so lang ihr eigenwilliger und wie es hieß sogar etwas gewaltthätiger Gatte lebte, empfand diese Vernachlässigung der Geistesbildung ihres Kindes tief, und da sie eine ebenso kluge als stolze und willenskräftige Dame ist, brachte sie es doch dahin, daß Moriz das Versäumte in wenig Jahren nachholte. Sein Bruder Walther ist seit Kurzem bei den Kürassieren eingetreten und dient auf Beförderung, die bei dem Ansehen, in dem die Familie steht, nicht lange auf sich warten lassen wird, trotzdem der junge Graf bei der Prüfung von allem Wissenswerthen nur eine große Fertigkeit im Französischen an den Tag gelegt, das er von seiner Bonne gelernt hatte. Moriz soll, wenn er seinen philosophischen Kursus beendigt hat, Jura und Kameralfach studiren, um später die diplomatische Laufbahn zu ergreifen.

Bei dem Einfluß der Familie und bei seiner Begabung wird er bald seinen Weg machen. Die Gräfin läßt ihr prächtiges Schloßgut, wo ich selber einmal eingeladen war, lieber durch einen Verwalter bewirthschaften, als durch ihre Söhne, so ungern diese das Landleben aufgaben. Auf dem Lande verwildern solche unbändige Naturen, sagte sie mir einmal — wobei sie ohne Zweifel an ihren Gatten dachte. Der stete Druck enger gesellschaftlicher Schranken sei da das beste Erziehungsmittel. Deshalb hält sie auch so sehr auf die Herzensbildung ihres älteren Sohnes — wir lesen eben gemeinsam die älteren griechischen Klassiker — wenn ich nicht irre, hat meine Tochter eben Pindar's Oden vorgenommen . . .“

Der Professor schien vergessen zu haben, zu wem er sprach, oder es vergessen zu wollen. Aber er wurde sehr derb daran erinnert, als Rothlauf mit lauter Stimme, als ob er drei Mühlen zu überschreien habe, schnarrte:

„Noble Bekanntschaften, Herr Professor! Nun, da kann's ja mit dem Termin keine Noth haben! Die Gräfin von Hedenthau ist sehr reich, man spricht von Millionen . . .“

Der Professor sah sich ängstlich um, ob nicht etwa die Stimme Rothlauf's zu den Ohren seines Schülers gelangt sei. Aber Student und Griechin waren in den inneren Hof getreten.

„Der Reichthum der Baronin hindert nicht, daß ich im Augenblick ein armer Gelehrter bin . . .“ seufzte er dann.

Rothlauf schien solche Bemerkungen eines Schuldners für eine persönliche Beleidigung zu halten und auch der Groll gegen die Gräfin mochte in ihm nachklingen, als er rief:

„Wenn der junge Graf mit dem Fräulein ‚Binder's Moden‘ studirt, so kann seine Mutter doch auch ein paar tausend Gulden für Sie bezahlen . . .“

Der alte Herr war sehr bleich geworden; er blieb stehen und seine Stimme klang schmerzlich bewegt, als er antwortete:

„Ich weiß wohl, daß man in meiner Lage manches hinnehmen muß — aber meine Tochter lassen Sie bei unfern Geschäftsverhandlungen aus dem Spiel und merken Sie sich auch, daß ich noch nicht soweit gekommen bin, um auf die Börse meiner Schüler zu spekuliren . . .“

„Verstehe,“ schnarrte Rothlauf. „Wollen ihn nicht vor

der Zeit sehen machen. Aber ich kann nicht warten. Die Aussicht ist mir zu unsicher . . .“

„Herr Rothlauf!!!“ Drohend hatte sich die Gestalt des Professors aufgerichtet, seine eingesunkenen Lippen bebten und seine weiße zitternde Hand wies nach der Gartenthür.

Es lag jedoch nicht in der Absicht des Privatiers, diesem Wint zu folgen.

„Nun, mir kann's gleich sein, wenn Sie auf guten Rath nicht hören wollen. Es ist ja möglich, daß irgend ein Narr das Haus kauft und daß ich nichts dabei verliere . . .“

Der Zorn des Professors war verlobert.

„Hören Sie, Rothlauf!“ sagte er fast flehend, „geben Sie mir noch ein Halb-, ein Viertel-Jahr Frist, es soll Ihr Schade nicht sein . . .“

„Und wie wollen Sie dann bezahlen? Wenn man eben kein Geld hat, soll man auch nicht Häuser bauen . . .“

„Ich hatte Geld, wenn ich auch jetzt einsehe, daß es lange nicht genug war, und dann rechnete ich sicher auf einen durchschlagenderen Erfolg meines Buches ‚Das häusliche Leben der Griechen und Römer‘. Der Erfolg kann nicht ausbleiben, wenn die Saat auch langsamer reift als ich gehofft. Denn meine Idee ist neu und epochemachend . . .“

„Wenn's die Idee zu einer neuen Stiefelwichse wäre, hätte ich mehr Vertrauen zur Sache,“ höhnte Rothlauf, dann setzte er achselzuckend hinzu: „Mit Papier und Hoffnungen baut man eben keine Häuser . . .“

„Das ist nicht alles,“ sagte der Professor zögernd und mit gesenktem Blick. „Ich habe noch andere Aussichten.“

Rothlauf erhob aufmerksam das Gesicht.

Der Professor kämpfte einen harten Kampf mit sich selber. Dann fuhr er fort — es wurde ihm schwer, aber er fuhr fort:

„Sie wissen vielleicht, daß ich eine verheirathete Schwester hatte, die seit etwa zehn Jahren gestorben ist, eine Schwester, die mich über Alles liebte, aber in ihrer Jugend durch mißliche Verhältnisse veranlaßt wurde, sich unter ihrem Stande zu verhehelichen. Sie heirathete einen jungen, wohlhabenden Seilermeister, einen Böhmen, Wenzel Topasius. Sie kennen ihn ohne Zweifel, denn er wohnt in Ihrer Nähe. Ihr ganzes Leben hat sie dem gerade nicht bössartigen, aber einfachen und spießbürgerlichen Manne und seiner gewöhnlichen Hantirung geopfert und für dieses Opfer hat die wegen ihrer Schönheit weit und breit berühmte Frau nichts von ihrem uebenbürtigen Gatten verlangt, als daß er ihr versprechen mußte, sein durch ihre Sorgfalt verdoppeltes Vermögen mir zu hinterlassen, wenn er ohne Kinder nach ihr sterben sollte. Wenzel weigerte sich lange; denn er liebt mich nicht wegen meines Gelehrten-Hochmuths, wie er das Bewußtsein einer höher gearteten Natur nennt, — Wenzel weigerte sich, aber als Marie am Sterben lag, versprach er ihr alles. Das Testament, das mich zu seinem Erben einsetzt, liegt fertig beim Notar, und wenn er sich auch im Leben stets geweigert hat, meinen kostspieligen Launen, wie er meine Bestrebungen nannte, Vorschub zu leisten, nach seinem Tode bin ich ein wohlhabender, unabhängiger Mann und kann vollenden, was mir seit frühester Jugend vorgeschwebt hat . . . Sie haben unzweifelhaft von

dem Testament gehört . . . Mein Schwager ist alt und kränklich . . .“

Rothlauf hatte aufmerksam zugehört. Jetzt nickte er bestätigend:

„Herr Topasius ist sechzig Jahre alt . . . Und Sie selbst, Herr Professor . . .“

„Fünfundsechzig . . . Was wollen Sie damit sagen?“

Angstvoll hasteten die Blicke des alten Herrn auf seinem Quäler.

„Was ich damit sagen will? Daß Sie fünf Jahre älter sind und wahrscheinlich früher sterben werden, als Herr Topasius.“

Diese Anschauung war dem Professor offenbar so neu und überraschend, daß er einen Schritt zurück und in sein Grdbeerbeet trat.

„Aber ich sage Ihnen doch, er ist krank, während ich . . .“ Der Gedanke an den eigenen Tod ergriff den Professor so sehr, daß ihm die Stimme versagte.

„Ich sah ihn erst vor einigen Tagen,“ fuhr Rothlauf fort, „er sieht prächtig aus — ein wenig mager, aber das sind die zähesten.“

Der Professor sah plöblich sehr alt und verfallen aus bei diesem unbarmherzigen Spott. Als könne er das eigene Leben nur retten, indem er den Andern in die Grube stieß, erhob er mit bebender Hand das Blatt:

„Hier lesen Sie — er hat heute Nacht die Sterbesakramente empfangen . . .“

„Sollen,“ ergänzte Rothlauf, „das Ganze war eine Täuschung, ein Vubensreich,“ sagt man.

Und Rothlauf blickte den alten Herrn mit seinen kleinen Augen stehend an.

„Sie irren sich,“ flüsterle der Professor sich verneigend und Ton und Haltung hatten etwas Grausames. „Sie irren sich und er täuscht die Leute. Er will nicht sterben. Er liebt das Leben, weil er reich ist und will nicht glauben lassen, daß er sich zum Tode vorbereiten mußte. Er möchte ewig leben, schon aus Neid und Mißgunst gegen mich.“

Trotz seiner Hartgefottheit in Dingen, wo es seinen Vortheil galt, fühlte Rothlauf etwas wie Unbehagen in Gegenwart des Mannes, der Demjenigen, den er zu beerben hoffte, um seiner Liebe zum Leben grollte. Aber er schien einen Plan gefaßt zu haben und bedächtig einlenkend meinte er:

„Nun, wenn es so weit mit ihm ist und wenn es mit dem Testament seine Richtigkeit hat, so ließe sich die Sache bedenken. Ich werde einen kleinen Vertrag durch meinen Advokaten aufsetzen lassen und Ihnen denselben heute noch bringen.“

„Und den Termin verlängern Sie?“ fragte der Professor ängstlich. Sie waren an der Gartenthüre angekommen.

Rothlauf zog den Hut und verneigte sich tief:

„Unter guten Freunden und bei genügender Sicherheit nimmt man es nicht so genau, Herr Professor!“ Und das Schnarren seiner Stimme vermischte sich mit dem Geräusch der Bretterthüre, die er hinter sich zuzog.

Langsam ging der Professor auf das Haus zu, anfangs noch in leichter Besorgniß, aber schon nach wenigen Schrit-

ten hellte sich sein Antlitz auf. Einer der scharfsinnigsten Forscher und tiefsten Kenner alter Sprachen, war er leichtgläubig wie ein Kind, wo es die Erfüllung seiner Lieblingswünsche galt. Er hatte bereits sein eigenes verfügbares Vermögen und das seines Kindes der Verewigung kostspieliger Gelehrtenlaunen geopfert und war wegen einer bedeutenden Schuldforderung wehrlos in die Hände eines der gefährlichsten Wucherer der Hauptstadt gegeben. Als Gegengewicht hatte er eine unvollendete und bei allem Aufwand an Herstellungskosten dem modernen Bedürfniß wenig entsprechende Wohnung, einen mäßigen Gehalt und die möglichen Erfolge eines gelehrten Werkes, das bei aller Vortrefflichkeit nur auf einen beschränkten Leserkreis zählen konnte, in die Wagschale zu werfen. Dazu kam noch die Aussicht auf die Beerbung eines Verwandten, der jünger war als er, und das zweifelhafte Versprechen eines Mannes, der sich soeben noch seines gegebenen Wortes nicht mehr erinnerte und sich nur auf seine verbrieften Rechte berufen hatte. Aber dennoch — und das ist bei allem Unglück wieder das Glück solcher Naturen — dennoch befand sich der Professor in froher, erregter Stimmung, als er bei seiner Tochter und dem jungen Mann anlangte.

„Nun — was geht Neues in unserer barbarischen Zeit vor, mein verehrter Lehrer?“ fragte Moritz Heckenstau mit einem Lächeln, das weder zu seiner eigenen Jugend noch zu den weißen Haaren des Angeredeten paßte, indem er auf die Zeitung deutete, die der Professor in der Hand hielt.

„Nichts von Belang, als diplomatische Fehden und Winkelzüge, wo ein Alexander den gordischen Knoten mit dem

Schwerte entzwei hieb," antwortete der Professor. „Und dann eine Familiennachricht, welche für die Gestaltung unserer Verhältnisse allerdings von großer Tragweite sein kann. Ich habe Ihnen ja schon von der Mißheirath meiner verstorbenen Schwester und unsere Anwartschaft auf das ziemlich große Vermögen ihres Mannes gesprochen. Es scheint nun, daß Herr Topasius wirklich seinem Ende entgegengeht. Er hat heute Nacht die Sterbesakramente empfangen, scheint sich aber wieder vorübergehend besser zu befinden und seinen Schritt bereut zu haben und sucht nach seiner beliebten Art die Welt und uns über seinen wahren Zustand zu täuschen. Ein solches nochmaliges Aufklacern der Seelenkräfte eines Sterbenden ist ja nicht neu . . .“

Und der Professor lächelte sogar, als habe er ein psychologisches Räthsel in der Lebensweise untergegangener Völker gelöst und schien nicht die leiseste Ahnung zu haben, daß das, was er sagte, eine jedes menschliche Gefühl empörende Rohheit war.

„Vater!“ sagte seine Tochter bleich und mit tiefer, bebender Stimme: „Es ist wahr, Onkel Wenzel hat sich in letzter Zeit stets in einer Weise von uns zurückgezogen, welche auch meinen Stolz herausfordern mußte; aber wenn es so schlimm mit ihm steht, so ist unser Platz an seinem Krankenbett und jeder Nebengedanke erscheint mir wie ein Vergehen . . .“

In den blauen Augen des Professors zeigte sich ein eigenthümlicher kackenartiger Schimmer, der seine edlen Züge fast häßlich machte.

„Du wirst jeden derartigen Schritt unterlassen, wenn

Du nicht mit unserer Würde Deine ganze Zukunft in Frage stellen willst," sagte er scharf. „Auch ziemt es sich nicht, daß Du Dich wieder von einer Magd abweisen lassen mußt, wie bei seinem letzten Unwohlsein, oder daß der hochmüthige Handwerker auch Dir die hänsenen Stricke vorzählt, die er für das Wohl meiner Schwester gedreht. Das hat er mir nämlich einmal vorgeworfen," wandte sich der Professor an seinen jugendlichen Zuhörer, „als ich ihn daran zu erinnern wagte, daß meine gebildete und schöne Schwester doch ein großes Opfer gebracht habe, als sie zu ihm in die Seilertwerkstätte herabgestiegen sei. Nun, es soll uns ja freuen," schloß er, „wenn Herr Topasius auch im Sterben seine Pflichten gegen seine Gattin so gewissenhaft erfüllt wie im Leben, denn er hat es ihr geschworen, mich zu seinem Erben einzusetzen. Weiter haben wir nichts mit ihm zu thun . . .“

Und mit stolz erhobenem Haupte und tief gekränkter Miene, weil der feilbrehende Schwager sich erlaubt hatte, die Verachtung des Gelehrten zurückzuweisen, ging der Professor nach seinem Studirzimmer.

Erschreckt und als sei ihr der eigene Vater fremd und unheimlich geworden, sah Sophia ihm nach und Moritz schien mit Mühe ein lautes Lachen zu unterdrücken. Aber seine zuckenden Züge beruhigten sich und mit metallischem Glanz ruhten die grünlich grauen Augen des jungen Mannes auf dem Alabastergesicht Sophia's, deren reingezeichnetes Profil mit dem in einen antiken Knoten geschlungenen tief schwarzen Haar sich scharf von der rothen Wand des Zimmers abhob. Aber diese Bewunderung schien keinem tiefen seelischen

Behagen zu entspringen, sondern hatte etwas von der Gier des Raubvogels nach dem farbenprächtigen Gefieder seines auserlesenen Opfers.

Sophia Melaina wandte ihm die großen blauen Augen wieder schüchtern zu, als wolle sie für die Herzensverirrung ihres Erzeugers um Vergebung bitten.

„Papa spricht in seinem Unmuth Gefühle aus, die sein Herz nicht kennt,“ sagte sie leise.

„Das glaube ich nicht,“ meinte der junge Mann mit trockener Entschiedenheit. „Auch ich vergebe Niemandem, der mich beleidigt, und kann nichts Schlimmes in dem Wunsche sehen, einen hochmüthigen Plebejer, dessen sich meine Familie schämen muß, je eher desto lieber zu erwerben.“

Sinnend schaute Sophia in das bartlose Antlitz des Jünglings, als er die harten Worte gleichmüthig aussprach.

„Auch wir sind bürgerlicher Abkunft, Herr Graf,“ sagte sie dann ernst.

Der junge Cavalier schien es nicht für zweckmäßig zu halten, den Gegenstand in ernsthafter Weise weiter zu verfolgen und lächelte:

„Nach dem Feuer der Begeisterung, mit dem Sie griechische Verse lesen, stammen Sie in gerader Linie von der unsterblichen Sappho ab und mein Stammbaum ist kaum bis in die Kreuzzüge mit Sicherheit festzustellen! Es würde Ihrem gelehrten Vater unzweifelhaft ein Leichtes sein, in einem Werk über griechische Adelstitel Ihre Berechtigung . . .“

Moriz vollendete nicht unter dem ernststen, fast strengen Blick Melaina's.

„Mein Vater liebt Sie,“ sagte sie traurig, „und hat Sie erst gestern noch seinen jungen Alkibiades genannt.“

„Zum Sokrates gehört ein Alkibiades! Und Sie selbst wofür halten Sie mich, Sophia Melaina?“ fragte er, ihre Hand ergreifend und seine Blicke suchten einen weicherer Ausdruck anzunehmen.

Sophia entzog ihm ihre Hand nicht und sagte einfach:

„Sie sind mir oft ein Räthsel und manchmal ist mir, als gehörten wir nicht nur verschiedenen Ständen, sondern auch verschiedenen Gattungen an . . .“

„Nun, wenn Sie mich denn doch einmal für einen Teufel halten,“ sagte Moriz und seine weißen Zähne blizten, „dann bitt' ich, wenigstens für keinen ‚dummen Teufel‘, trotzdem ich noch mit vierundzwanzig Jahren das Pennal des Schülers trage. — Um mich wenigstens als legitimer Höllensohn zu beweisen, möchte ich Sie an jenen Abend erinnern, da wir von den römischen Auguren auf die Silte des Bleigießens kamen . . . Zum Scherz versuchten wir es. Wissen Sie noch, was Papachen goß?“

„Ich glaube, Sie nannten es Nägel . . .“ sagte Melaina beengt durch die seltsame Art des jungen Mannes.

„Ja, die Nägel zum Sarge Ihres Onkels ohne Zweifel . . .“

„Herr Graf!“

„Mein Fräulein! Ich glaube nicht, daß die Griechen bei aller Höflichkeit diese Anreden kannten. Ich revanchirte mich damals mit einer Monstranz und einem Todtenkopf. Hatt' ich nicht Recht?“

„Ich verstehe Sie nicht — ich bin nicht abergläubisch,“ sagte Melaina abwehrend.

„Nicht? Nun, es ist doch immerhin ein seltsames Zusammentreffen, daß Ihr Onkel kurze Zeit darauf die Sterbesakramente empfing . . .“

Moriz hatte seinen Hut von einem der Polsterkissen genommen und stand mit gekreuzten Armen vor Melaina, die sich halb abgewendet hatte. Aber der junge Edelmann fuhr unbeirrt fort und seine Blicke wurden immer starrer und glänzender, während seine Stimme leise bebte:

„An jenem Abend, da Sie sich so ernst und anmuthig über die Schale beugten, haben Sie mir auch glühendes Blei in's Herz geträufelt und das Hirn versengt mit der Sehnsucht nach meiner Sibylle . . .“

Sophia Melaina blieb ernst und kein Hauch von Verstellung trübte ihr klares Antlitz. Ihre Blicke senkten sich nicht in koketter Scham vor der herausfordernden Werbung und kopfschüttelnd antwortete sie:

„Spott und Liebe in einem Athemzug von so jungen Lippen! Der Vortrag langweilt Sie und zur Kurzweil machen Sie der Vorleserin den Hof. Doch Ihre doppelte Prüfungszeit ist bald zu Ende und mit den Dichtern und Weisen, die uns so oft vereint, werden Sie auch die Genossin Ihrer Studien vergessen.“

„Nie,“ sagte der junge Mann und das theatrale Pathos, das er annahm, bewies, daß er seinen Cicero kannte, „die Klassiker aller Zeiten mögen im Strome der Vergessenheit versinken, der Sonnenglanz hellenischer Freude, den Dein Wesen ausstrahlt, wird mich begleiten . . .“

Unwillkürlich hatte Moriz Heckenstau die Blicke gesenkt vor den klaren blauen Augen, die fest auf ihn gerichtet

waren. Als er sie wieder hob, war Sophia verschwunden. Sie hatte mit unhörbaren Schritten das Zimmer verlassen.

Wie Haß zuckte es über das jugendliche Antlitz und ein hämischer Zug verzerrte die vollen, kindlichen Lippen.

„Griechen wollen sie sein und sind deutsche Philister vom Scheitel bis zur Sohle!“ murmelte er, „doch nur Geduld! Der keusche Nacken dieser unnahbaren Artemis soll sich beugen und dann . . . Wehe den Besiegten!“

Er setzte die kleine gestickte Mütze fest auf das eine Ohr und verließ mit raschen elastischen Schritten, ohne sich umzusehen, Haus und Garten.

5. Ein musikalisches Kapitel.

Es ist fraglich, ob der Wunsch, bei Mama eine Tasse ihrer vortrefflichen Chokolade zu trinken, in Walthers Herzen die Sehnsucht nach dem hübschen Thürmerkind nicht siegreich aus dem Felde geschlagen hätte, wenn nach dem tollen Ritt der Nacht und einem gesunden Morgenschlummer sich kein weiteres Annäherungshinderniß zwischen ihn und sie gelegt hätte, als die Höhe des Petersthurmes, dessen schiefe Spitze leicht umduftet und vergoldet, aber doch im Grunde recht nüchtern und alltäglich in einen Himmel von abgeblaßtem Blau hineinragt. An einem kühlen, klaren Herbstmorgen, der die Bäume versilbert, in den Fenstern glühert, die Nasen der Leute rosig anhaucht und ihre Augen klug und verständig macht, während der Rauch der Essen lothrecht emporsteigt, als sei Kochen und Bierbrauen die dem lieben Gott angenehmste Beschäftigung unseres Erdendaseins — an einem solchen Morgen nimmt sich gar Man-

ches anders aus, als in stockdunkler Mitternacht beim geheimnißvollen Funkeln der Farnische, wenn in die durch einen aufregenden Roman fast greifbar gewordene Längeweile der Wachtstube plötzlich unter Feuerlärm ein hübsches „Mädchen aus dem Volke“ tritt und unsere Ritterlichkeit anruft . . .

Kurz — Walther wäre wahrscheinlich an der niederen gewölbten Thurmthüre noch umgekehrt und zu „Mama“ gegangen, wäre er nicht soeben aus der Stockwache entsprungen und hätten sich nicht die obersten Militärbehörden vereinigt, ihn von dem hübschen Thürmerkind fernzuhalten. Widerstand oder Weigerung war bei dem lebenswürdigen Starrsinn des jungen Grafen stets das geeignetste Mittel gewesen, um ihm die bisher gleichgiltigsten Dinge plötzlich höchst wünschenswerth erscheinen zu lassen. Einen unerschütterlichen Entschluß auf der jugendlichen Stirn klomm er daher die engen Wendeltreppen empor, leise vor sich hinstummend:

„Und legt ihr zwischen mich und sie
Auch Berg und Thal und Hügel,
Gestrenge Herrn, ihr trennt uns nie,
Das Lied, das Lied hat Flügel!“ . . .

Es wäre Walther recht angenehm gewesen, wenn nicht nur das „Lied“, sondern auch ein unberittener Kürassier über „Flügel“ verfügt hätte. Er war noch nicht bis an das Kirchendach gelangt, als ihm bereits die jugendlichen aber vom steten Reiten etwas un gelenkten Füße fast den Dienst versagten. Und über ihm zu schwindelnder Höhe stieg zwischen den Außenmauern des Thurms ein durchsichtiges

Balkengerüste empor, zwischen dem grauenhaft lustig eine leiterähnliche Stiege befestigt war. Walthër, der nicht ganz schwindelfrei war, hatte ein Gefühl wie Furcht, aber erzürnt über die Regung der eigenen Brust raffte er sich zusammen und kloss empor, oft die Augen schließend und sich krampfhaft an das mangelhafte Geländer haltend. Endlich, nach viertelstundenlangem Kampf mit den eigenen unbotmäßigen Sinnen langte er oben an. Susi war allein. Sie ruhte mit den Knieen auf der Bank, mit dem Oberkörper auf der breiten Fensterbrüstung und studirte eifrig die verschiedenen telegraphischen Knöpfe, von deren genauer Kenntniß vielleicht ihr Leben abhing — denn bevor er zum Läuten und dann in's Hofbräuhaus hinabgestiegen war, hatte ihr der Vater wiederholt eingeschärft, daß er sie ganz gewiß aus einem der Thurmfenster werfe, wenn er durch ihre Thorheit um den Dienst komme. Und Susi kannte ihn; sie wußte, daß er zu Allem fähig war, wenn er getrunken hatte, und überlegte bereits ganz ernstlich, ob sie, im Falle ihre Kenntniß des geheimnißvollen Apparats noch einmal auf die Probe gestellt werden sollte, der Beförderung durch des Fensters nicht durch schleunige Flucht zuvorkommen solle.

Da fühlte sie plötzlich ihre Taille umfaßt und glaubte im ersten Augenblick nichts Geringeres, als daß ihr Vater, vielleicht überzeugt, daß es doch einmal dazu kommen müsse, ihre sichere Todeserwartung abkürzen und sie schon jetzt den Sprung in die Ewigkeit thun lassen wolle.

Der Gesichtsausdruck, mit dem sie sich umwandte, war daher nicht gerade anmuthig und Walthër, durch seine Er-

müdung etwas ernüchtert, konnte auch den gellenden Schrei, den das Unglücksgeschöpf bei seiner Annäherung ausstieß, nichts weniger als schmeichelhaft finden. Walther hatte eine leise Empfindung, als ob ihm das Wesen, das mit großen runden Augen, bleichen Wangen, offenem Munde und ausgespreizten Fingern ihm gegenüber stand, im Grunde des Herzens doch recht gleichgiltig sei. Aber warum war er denn hier herauf geklettert und hatte seine ganze militärische Zukunft in den Wind geschlagen, wenn er vor diesem Ausbruch mädchenhafter Schüchternheit die Flucht ergreifen wollte!

„Ich habe Dir doch gesagt, daß ich heute zu Dir kommen würde,“ sagte er vorwurfsvoll.

„Ja — aber mir wär's lieber, Sie wären am Anger für den Fall, daß ich wieder eine Dummheit mach',“ meinte Susi, die sich wieder etwas beruhigt hatte, als sie ihren Helfer in der Noth erkannte, „denn das nächste Mal wirft mich der Vater ganz gewiß zum Fenster 'naus, und wenn's einmal ang'fangt hat zu brennen, brennt's immer dreimal hinter einander . . .“

„Vielleicht sogar noch öfter,“ lächelte Walther, dem Susi in ihrem naiven Ernst wieder begehrenswerther erschien. „Es fragt sich nur, wann man zu zählen anfängt oder aufhört. Aber Du kannst unmöglich verlangen, daß ich mein ganzes Leben auf dem Feuerpickel zubringen und auf Deine Fehlgriffe warten soll.“

„Ja, das ist freilich dumm,“ seufzte Susi, mit gefalteten Händen vor sich niederblickend.

Ihre Verlegenheit war reizend und Walthers Blicke belebten sich wieder.

„Aber ich kann Dir vielleicht in anderer Weise nützen. Meine Familie hat großen Einfluß und ist sehr reich. Vielleicht könntet ihr eine andere, bessere Stelle bekommen . . .“

Walthar stockte, er war noch nicht sehr gewandt in ähnlichen Händeln . . .

Susi sah ihn mit großen Augen an und warf dann einen Blick durch das Thurmfenster und auf den Rauch, der tief unten über den Dächern lag.

„Das wär g'scheidt!“ sagte sie dann. „Und wenn's fein kann nicht mehr so hoch, am liebsten zu ebener Erd' . . .“

„Das ist auch mein Wunsch —“ lachte Walthar, der sich der Thurmtruppen erinnerte.

„Warum?“ fragte Susi mit einem schüchternen Seitenblick ihrer langbewimperten Augen, wie ihn die gewiegteste Kofette nicht wirksamer hätte anbringen können.

„Darum,“ sagte Walthar und — that, was in solchen Fällen die jungen Edelleute des französischen Dichters einem hübschen „Mädchen aus dem Volke“ schuldig zu sein glauben.

Kräftig riß Susi sich los und sagte mit aufrichtigem Schrecken:

„Du lieber Himmel — wenn das der Kaver g'seh'n hätt' . . .“

„Wer ist der Kaver . . .?“ fragte Walthar zornig.

„Der Kaver? Den kennen Sie nicht? Ich hab' g'laubt, Sie sind feinweg'n g'ritt'n heut Nacht . . . den Kaver kennt ja ein Jeder, Herr Kürassier . . .“

„Aber ich nicht — heraus mit der Sprache, wer ist

der Xaver!" Walthër stampfte mit dem Fuße auf den Boden und seine Augen bligten.

"Aber der Xaver ist ja euer hoher C-Trompeter!" sagte Sufi kopfschüttelnd.

"Trompeter!" wiederholte Graf Hecenthau leiser, dann fuhr er wieder heftiger werdend fort: "Und was hat's mit diesem Trompeter für eine Bewandniß; was geht es ihn an, wenn . . . wenn . . . Ist er Dein Bruder?"

Ein liebliches Erröthen flog über Sufi's Wangen und um ihre Lippen spielte ein schalkhafter Zug.

"Bruder g'rad net," sagte sie, "obwohl wir mit einander aufg'wach's'n sind da herob'n. In früheren Zeiten hat mein Vater das Trompetenblas'n kennen müß'n, um bei der Nacht vor großen Feiertagen zum Fenster n'aus z'blas'n — einen Choral haben sie das g'heiß'n. Und der Xaver hat's von ihm g'lernt — weil der Vater sehr schön blas'n hat. Davon hat er auch noch den groß'n Durst, sagt er. Aber nachher ist das Alles anders word'n und sie haben am Vorabend immer viele Musikanten rausg'schickt, damit man's besser hör'n soll, und den Xaver hat, wie er einundzwanzig Jahr' alt war, das Loos troffen und sie hab'n ihn zu die Kürassier g'nommen. Und weil er gar so schön hat blas'n können, hab'n's ihn gleich zum hohen C-Trompeter g'macht. O, sie hab'n ihn g'wiß schon spiel'n hören. Man hört ihn aus der ganzen Musi 'raus, wenn die Herren Kürassier austrücken . . ."

Sufi schwieg und auf ihrem Antlitz spiegelte sich der Stolz über das schöne Spiel des Xaver. Walthër war sehr finster geworden und seine Stimme klang barsch, als er fragte:

„Damit weiß ich noch immer nicht, was der Herr Trompeter d'rein zu reden hat, wenn ich Dich hübsch finde und küsse . . .“

Susanne preßte den Mund zusammen, daß man keine Lippen mehr sah, schaute zu Boden und die Antwort schien ihr große Schwierigkeiten zu machen.

„Ja, schauen's,“ begann sie dann, öfter stotternd, „wir kennen uns halt schon gar lang, der Xaverl und ich, und alle Sonn- und Feiertag, wenn er nicht blas'n muß, holt er mich ab und da geh'n wir nach Bogenhausen oder nach Harlaching oder Thalkirchen und in Maria Eich sind wir auch schon g'wes'n. Und wenn er erst Trompeter erster Kläss' ist, nachher soll ich seine Frau werd'n und zu ihm in die Kasern' zieh'n, sagt er . . .“

Wie mit Gluth übergossen stand Susi da.

„Und Du, was sagst Du?“ fragte Walthar und seine weißen Zähne knirschten.

„Ich? Ich hab' noch gar nichts g'sagt — red'n thut immer er!“ sagte sie hastig und ihre Blicke suchten den Boden.

Walthar war sehr bleich geworden und seine Lippen bebten:

„Das heißt auf Deutsch, Du bist in den Trompeter verliebt und willst seine Frau werden, nicht so?“

Mit ängstlicher Treuherzigkeit schlug Susi die Augen auf:

„Ich glaub wahrhaftig, er thut's nimmer anders.“

„Nun, ich will Dich dem Herrn Trompeter gewiß nicht abspenstig machen und gönne Dir von Herzen Deinen Ver-

schlag in der Kaserne neben den anderen Unteroffiziersweibern," lachte Walthex erbittert. „Wie heißt Dein Xaver mit dem Zunamen? . . .“

Susi antwortete nicht sogleich, sondern fragte forschend: „Thun Sie ihm auch was, wenn ich's sag'?“

„Im Gegentheil, wenn es mir möglich ist, will ich Alles thun, damit er sobald als möglich Trompeter erster Klasse wird und Du seine Frau . . .“

„Das glaub' ich net,“ sagte Susi nach einigem Nachdenken mit großer Entschiedenheit.

„Und warum nicht, wenn man fragen darf?“

Susi sah ihn von der Seite an und flüsterte dann:

„Weil . . . weil . . . nun, weil Sie mich halt auch gern hab'n . . .“

Das Erröthen war jetzt an Walthex.

„Eben darum werde ich Alles thun, daß Du bald die Frau Deines Liebsten wirst. Denn mit einem Trompeter würde ich niemals theilen . . .“

Susi seufzte tief auf und sah ihn verklärt an:

„Schau'ns, das ist einmal ein g'scheidtes Wort — gleich und gleich g'sellt sich gern, und daß Sie was Nobles sind, hab' ich schon gestern g'merkt. Jetzt will ich Ihnen aber auch sag'n, wie er heißt. Domhardt heißt er, Xaver Domhardt!“

Und als habe sie ihm einen unbekanntem Zauberspruch mitgetheilt und erwarte nun die gebührende Verwunderung, stand Susi vor dem Kadetten.

„Domhardt also!“ murmelte dieser. Er erinnerte sich des hübschen Trompeters mit dem Puppengesicht und dem

geckenhaften Auftreten recht wohl, der alle Morgen, wenn er nach dem Frühstück nochmal einschlafen wollte, sein musikalisches Gehör zerriß und die Pferde in den Ställen unruhig machte durch die „Drei Rosse vor dem Wagen und Einen jungen Postillon“. Wie oft hatte er den sentimentalen Bläser und die Trompete mit dem unreinen hohen C nicht bloß nach Moskau, sondern zu hinterst in das kirgisische Steppenland gewünscht. Außerdem war Domhardt trotz seines schönen blonden Schnurrbarts als schlechter, furchtsamer Reiter der Spott des ganzen Regiments und selbst dem hochbetagten, schneeweißen und lammfrommen Schimmel des verstorbenen Stabstrompeters hatte er den Triumph gegönnt, ihn abzusetzen. Auch war es bekannt von ihm, daß er sich Frauen gegenüber für unwiderstehlich hielt — vielleicht hatte die kindliche Hingebung Susi's diese Seite seines Wesens zur Entfaltung gebracht.

„Waltherr war trotz seiner Jugend schon zu sehr Cavalier, als daß er seiner Verachtung gegen den unwürdigen Nebenbuhler Ausdruck gegeben hätte.

„Herr Jesus — der Vater!“ schrie da Susi plötzlich, als der erste Ton des ‚großen‘ Geläutes wie ein melodischer Donner Schlag durch den Raum tönte. „Wenn er mit dem Läuten fertig ist, kommt er gleich ‚rauf und er schlägt mich ganz gewiß todt, wenn er noch einen Kürassier bei mir find't. Er hat schon den Kaver einmal ganz verdrofschen heimg'schickt, weil er nach Dunkelheit noch ‚raufg'stieg'n ist... Um Gottes willen machen's, daß Sie fortkommen...“

Waltherr errieth den Sinn der letzten Worte nur mehr an ihrer flehenden Geberde, denn das Geläute hatte nun

voll eingeseht und brauste betäubend und jeden anderen Ton verschlingend über die Beiden dahin.

Rascher als er gewohnt war sich zurückzuziehen, war Walthar auf der Thurmterrasse angekommen. Er war nicht furchtsam, er brannte nach dem Augenblick, wo er einmal einem Beleidiger auf der Mensur gegenüber treten konnte, und bisher hatte er die Verwicklung seines Vaterlandes in einen recht fürchterlichen Krieg zu den dankenswerthesten Aufgaben der Diplomatie gezählt. Aber von dem rohen Thürmer in seiner eigenen Behausung zurechtgewiesen zu werden, verstieß so sehr gegen sein aristokratisches Selbstgefühl, daß er mit einer Raschheit abwärts eilte, zu der er sonst wohl nicht den Muth gefunden hätte, denn die Holztreppe bebte, die gespenstisch auf und ab streifenden Glockenstricke berührten ihn fast und manchmal ging die Treppe geradewegs auf eines der großen Thurmfenster zu, daß ihm war, als könne das Ende seiner Reise nur eines der Dächer sein, die da unten heraufragten, oder der Marienplatz, auf dem Schaaren liliputanischer Menschen herumkrochen und die Parademusik der Hauptwache erwarteten. Und noch die angenehme Erwartung, dem Thürmer auf der Treppe zu begegnen und von ihm in seiner Eigenschaft als Kürassier zur Verantwortung gezogen zu werden. . . Das Läuten war inzwischen verstummt und Walthar unter dem Kirchendach angekommen, wo die steinernen dunklen Wendeltreppen begannen. Todtenstille herrschte hier — da glaubte er den lauten röchelnden Athem eines Heraufsteigenden zu hören, der zwischen den feuchten Mauern sich fortpflanzte. Das war ohne Zweifel der Thürmer.

Walthher blieb lauschend stehen. Da begann dicht neben ihm, als ob er das Ohr an die Pfeifen halte, die Orgel ein ernstes sanftes Präludium und zugleich sah er eine schmale Spalte in der Mauer, er drückte an die niedere angelehnte Thüre und befand sich auf dem Chor der Peterskirche.

Ein blaßes, bartloses, von langen schlichten Haaren umgebenes Antlitz tauchte vor ihm auf, welches sich bis in den siebenten Himmel verzückt hin und her wiegte, entweder auf den Bogen der Melodie, welche die langen affenartigen Arme den Tasten entlockten, oder hingerissen vom Anblick der eigenen Züge im Spiegel, der dem Organisten den Ueberblick über die Kirche gestattet.

„Willkommen bei der ersten Aufführung meiner Missa solemnis,“ flüsterte der Musiklehrer Walthers während eines schmelzenden Adagio und streckte ihm mit der Guld des Künstlerheroen die eine Hand hin. „Und die gnädige Gräfin, Ihre Frau Mutter, kommt nicht?“

Walthher murmelte etwas Unverständliches, was der Komponist mit huldvollem Kopfnicken beantwortete. Auf seinen gebieterischen Wink rückten die Sänger etwas zusammen und ließen Platz für den vermeintlichen Kunstenthusiasten. Walthher sah ein, daß er nicht mehr wohl zurückkömme, sondern dem Unglücksmenschen für die Dauer seiner „feierlichen Messe“ verfallen sei. Und er sollte alsbald einsehen, daß das Aussharren hier oben keine Kleinigkeit sei, so sehr auch die Beter unten zur Andacht hingerissen werden mochten durch die Sturmfluth von Tönen, die auf sie eindrang. Denn auf und ab rasten die Finger

des Tondichters in hoher Begeisterung über das eigene Werk, die Orgelpfeifen dröhnten, stöhnten und quiekten, das Pedal ächzte und die Tasten klapperten. Und rechts und links fielen mit verzweifelter Taktfestigkeit die Sänger ein, deren Kreis sich dicht um Walthers geschlossen hatte und jedes Entrinnen unmöglich machte.

Walthers liebte die Musik und hätte unter anderen Verhältnissen und wenn er sich der Einladung erinnert, die Tondichtung seines Lehrers vom Schiff der Kirche aus anständig angehört, aber hier, wo er das Werk, seines Zusammenhanges beraubt, zerpflückt und in einzelne Takte aufgelöst genießen mußte, bestand er die härteste Geduldprobe seiner Jugend und fragte sich sehr ernstlich, ob er den Aufenthalt auf der Stokwache diesem entsetzlichen Spektakel nicht vorgezogen haben würde.

Endlich erklang das fugirte „Amen“ des Schlusses und Walthers wollte entfliehen. Da fühlte er seinen Arm berührt. „Wir können die Messe zu Hause nochmals vor der gnädigen Frau Mama durchspielen . . .“ flüsterte der Unerbittliche.

Walthers sah den Quälgeist verzweifelt an. Wohin sollte er, wenn nicht zu Mama? Seine Flucht war vielleicht schon ruckbar und jeder Wachtmeister des Regiments konnte ihn anhalten.

„Mama hat furchtbare Migräne und kann keinen Ton hören,“ brüllte er, um das Finale der Orgel zu übertönen, und ergriff die Flucht.

Drunten auf dem Marienplatz marschirte eben die Ablösung der Hauptwache mit klingendem Spiele auf. Walthers

Herz zog sich schmerzlich zusammen — er liebte die bunte klingende Soldatenpracht und hatte sie vielleicht auf immer geopfert für ein Wesen, das ihm, dem Grafen Walthar von Hedenthau, einen gewöhnlichen Trompeter vorzog.

Während er weit in eine Droschke zurückgelehnt nach dem kleinen hübschen Hause seiner Mutter in der Königinstraße fuhr, dachte Walthar sehr ernst darüber nach, ob er denn wirklich Susi so sehr geliebt habe, um sich nunmehr recht unglücklich zu fühlen. Er blieb sich die Antwort schuldig, dennoch aber erschien es ihm als eine empörende Mißhandlung sowohl von Susi als von Seite seines Schicksals, daß er irgend Jemandem und nun gar einem gemeinen Trompeter habe weichen müssen. Etwas wie Rachedurst erfüllte seine junge Seele und er dachte ingrinnig nach über die ihr gebührende Strafe — aber immer wieder kam er darauf zurück, daß sie als Frau des albernen geckenhaften Bläfers bestraft genug sei . . . Seine Lebenskenntniß reichete ja nicht aus, um diese unwillkürliche Regung regelrecht zu begründen, aber sie schmeichelte seinem Selbstgefühl so sehr, daß sie immer wiederkehrte . . .

Der Wagen hielt vor der Thüre des mütterlichen Hauses. Als Walthar ausstieg, kam ihm eben in voller Uniform ein Infanterie-Unteroffizier entgegen, der militärisch grüßend stehen blieb.

„Was wollen Sie?“ fragte Walthar mit blinkenden Augen. Er war entschlossen, sich nicht mehr verhassten zu lassen.

„Hatte ein Schreiben zu überbringen von Seiner Exzellenz dem Herrn Kriegsminister.“

Und mit verständnißvollem Lächeln ging die Ordnung vorüber.

Vom Kriegsminister an seine Mutter! Was konnte das anderes sein, als die Nachricht, daß er vor ein Kriegsgericht gestellt werden solle?

Walther dachte in diesem Augenblick weder an sich, noch an Susi, noch an den Trompeter, sondern nur an den Schmerz seiner Mutter. Mit brechenden Knien stieg er die teppichbelegten, mit seltenen Pflanzen geschmückten Treppen aufwärts.

Der Diener öffnete lächelnd. Der arme Kerl wußte offenbar noch nicht, was vorging und führte ihn mit einer gewissen Besessenheit in das Wohnzimmer. Das trogige Gesicht gesenkt, die Lippen bebend erwartete Walther das Wesen, das er am meisten auf der Welt liebte und soeben um seine liebsten Hoffnungen betrogen hatte. — — —

6. Die Geschichte eines Brautkleides.

Während Walther v. Heckenhau mit schwanken Knien die Thurmterrasse hinunter gestiegen war, hatte er manchmal zu den großen Fenstern hinaus einen entsetzten Blick geworfen auf die Dächerreihe tief unter ihm, welche eine so seltsame Anziehungskraft auf seine Füße auszuüben schienen und seinen Tritt so unsicher machten, als sei er mit Bleigewichten beschwert. Unter diesen Dächern war es hauptsächlich eines, welches mit seinem langen Kamin besonders bedrohlich emporragte. Es gehörte zu dem höchsten und schmalsten jener alterstgrauen Häuserreihe, welche den Marien- oder den Schrankenplatz, wie er damals noch hieß, vom Petersfreithof trennte.

In einem Zimmer des fünften Stock's jenes Hauses bestand sich um jene Zeit ein etwa zehnjähriger Knabe. Er saß an dem Fenster, welches, um nach außen hin in Reih' und Glied mit den übrigen zu stehen, ohne Rücksicht auf Symmetrie nach innen halb in die Brandmauer eingefügt war und so eine Art Nische und mit seinem Gesims eine Bank bildete.

Der Knabe sah nicht aus, wie bei uns die Kinder. Er hatte die großen dunklen Augen des Südens, die selbst in der Freude so melancholisch drein sehen, und seine Wangen zeigten ein gelblich durchsichtiges Bläß, welches leicht für krank gelten konnte. In dem Angesicht lag mehr von der frühen Leidenschaft italienischer Art, als von der munteren Beweglichkeit germanischer Kinderzüge, und voll und seideweich umgaben kohlschwarze Haare die für ein Kinder Gesicht fast zu breite Stirn.

Der Morgen war frisch und der Knabe trug noch die dünne Leinwandkleidung des Hochsommers. Dennoch blieb er zusammengekauert in seiner hellen Nische, statt die wärmere Dämmerung des Zimmers zu suchen. — Mehr noch als die Wärme ist es das Licht, das der Südländer weiter im Norden vermißt. Auch konnte der Platz da unten und das Treiben auf demselben nicht bloß eine kindliche Einbildungskraft vollauf in Anspruch nehmen.

Ernst, doch im scheckigen Gewande, wie ein Zünftler aus vergangenen Jahrhunderten, mit bunten Ziegeln und farbigen Fenstern schaut der ehrwürdige Rathhausthurm hinüber nach der fettenumgürteten Hauptwache, wo Raupenhelme und blühende Bajonnete vor den weißblauen Rauten der

Schilderhäuser auf und abwandelten und wo jeden Mittag mit klingendem Spiel die türkische Musik der Wachtparade aufzog.

Zur Rechten, auf lichten weiten Bogengängen erhebt sich im Rococogeschmack das alte Regierungsgebäude mit seiner wettergrauen Stukkatur und seinen kunstvollen Friesen und Gesimsen, in denen hunderte von Tauben nisten. Den sonderbarsten Theil aber bilden die sogenannten „dunklen Bögen“, eine enge, vom Tag nur wenig erleuchtete Halle, welche die ganze Häuserfront gegenüber der Regierung hinter den gewaltigen Strebepfeilern sich entlang zieht und in deren geheimnißvoller Dämmerung sich die Verkaufsbuden aller möglichen Gewerbe zusammendrängen. Und auf den Pfeilern ruhen in ungleicher Breite und manchmal ohne besonderes Ebenmaß erbaut, meist vier bis fünf Stock hohe Häuser — hier mit dem ungeheuren, durch zwei Stockwerke reichenden Bilde eines großen, laubbekränzten, nackten Mannes — der heilige Christoph — dort mit einem Christus- oder Heiligenbilde verziert . . . Im fünften Stock des schmalsten derselben befand sich die unregelmäßige Mansardenstube, an deren Fenster der fremdartig aussehende Knabe saß . . .

Tief unter ihm krochen die schwarzen Menschlein umher und eine immer größere Anzahl von Getreidesäcken wurde rings um die Mariensäule aufgestellt. Jeden Sonnabend war Schranne oder Getreidemarkt, und oft schon am Freitag konnte vor Menschen und Säcken kein Apfel zur Erde. Bereits verließen die Tauben in Schwärmen ihre Ruheposten am Regierungsgebäude und statterten unruhig über

den Säcken, obwohl sie aus langjähriger Erfahrung hätten wissen müssen, daß ihre Ernte erst am Ende der Schranne begann.

Ruhig und strahlend in ihrer neuen Vergoldung blickte die Madonna von ihrer Säule herab auf das weltliche Treiben da unten, welches ihre Betschemel sammt Blumen, Guirlanden und Kränzen zu überfluthen drohte, die den Fuß ihres erhöhten Standpunktes umgaben. Denn die neue Getreidehalle in der Blumenstraße war noch nicht fertig und der Kultus der Mariensäule, welche ja zur Zeit der großen Pest aufgerichtet worden war, hatte nach dem Erlöschen der Cholera neuen Aufschwung genommen.

Auch die Blicke des Knaben blieben endlich an dem goldenen Bilde dicht unter seinem Fenster haften, bis es ihm vorkam, als ob es mit sanftem Antlitz zu ihm emporschauete und lächelte . . . Der Knabe faltete unwillkürlich die Hände; das in der Morgensonne strahlende Antlitz trug die Züge seiner Mutter . . .

Seiner Mutter! Wo blieb sie nur? Sie war fortgegangen als er noch schlief und selbst zur gewöhnlichen Frühstückszeit nicht zurückgekehrt. Sie hatte auch kein Geld zurückgelassen für das Löpfchen Milch und das kleine Brod, welches er jeden Morgen holte. Und wenn er ohne Geld zu Milchfrau und Bäcker kam, wurde er barsch abgewiesen, das wußte er; denn für erlittene Demüthigung hatte er ein treues Gedächtniß. Und seiner Mutter durfte er nicht einmal davon sprechen, weil er ihr so entsetzlich hilflos und verzweifelt Dreinstarren nicht ertragen konnte. Es war auch seltsam, daß Mama ihr gutes Kleid angezogen

hatte, ihr Brautkleid, das sie immer sorgfältig geschont. Ihr anderes, das sie bis jetzt noch getragen, so schlecht es schon war, hing an der Wand im Kloben neben den beiden Strohsäcken, die ihr Lager bildeten. Warum hatte sie gerade heute das Brautkleid gewählt, das sie am Begräbnistage Papa's zum letzten Mal angehabt?

Kopfschüttelnd sah der kleine Philosoph wieder hinab auf den Platz. Ihn hungerte, wie gestern Abend schon, aber er wollte es Mama nicht merken lassen, wenn sie kam, damit sie ihn nicht wieder so wild und verzweifelt ansah . . . Aber Mama selbst . . . Der Knabe schrak heftig zusammen — in dem Vertrauen, mit welchem Kinder zu der höheren Macht Erwachsener emporzublickend pflegen, hatte er bis jetzt nicht daran gedacht, daß seine Mutter auch Hunger haben könne. Und wenn er sich Verschiedenes in's Gedächtniß rief, so war es gewiß, daß Mama ihm schon manchmal etwas gegeben, was sie selber noch gern gegessen hätte, und jetzt wußte er auch, warum sie gestern Abend unwohl gewesen war und ihm das Stückerl Brod und Wurst allein überlassen hatte.

„O Mutter, Mutter!“ murmelte der Knabe verzweiflungsvoll, und die vergoldete Madonna, das scheidige Rathhaus und der ganze Marienplatz floß in ein Kaleidoskop von grellen Farben und Strahlen zusammen in den Thränen, welche brennend seine Augen füllten. In diesem Augenblick trat Frau Dumont ein.

Seine Thränen verhinderten den Knaben, ihr Gesicht zu sehen, aber mit einem unartikulirten Schrei eilte er auf sie zu, umklammerte sie und schluchzte herzbrechend.

Von dem Antlitz der Frau Dumont wich die stumpfe Unbeweglichkeit, mit der sie eingetreten war:

„Raoul, mein Sohn, um Gottes Barmherzigkeit willen, was ist Dir geschehen? was fehlt Dir?“

„Nichts, da Du wieder bei mir bist, Mama!“ lächelte Raoul und hob das thränenüberströmte Antlitz, „aber versprich mir eins, beim Andenken Papa's, das ich ehren soll, wie Du immer sagst, versprich es mir . . .“

„Was, mein Kind?“ fragte Frau Dumont, in deren Augen der Glanz zurückkehrte bei dem Flehen des Knaben, der sich zärtlich an sie schmiegte.

„Versprich mir, daß Du — um meinetwillen — nicht mehr — hungern willst!“ stieß Raoul mit leidenschaftlicher Wildheit hervor, nachdem er die ersten Worte sehr langsam gesprochen, und entfloß, das Gesicht in den Händen verbergend, in seine Fensternische.

Ein dunkles Roth stieg in die Wangen der Frau Dumont, und hastig, fast verlegen folgte sie ihrem Kinde.

„Du irrst Dich . . . Raoul,“ sagte sie leise.

„Du hast es gethan, nicht einmal, sondern seit Wochen,“ sagte der Knabe, indem er sich mit leuchtenden Augen und todtbleichem Antlitz aufrichtete. „Aber Du wirst es nicht wieder thun, sonst — beim Andenken meines Vaters — springe ich da hinunter!“

Und den kleinen Mund fest zusammengepreßt, deutete Raoul hinab auf den Platz, der sich immer mehr mit Menschen und Säcken gefüllt hatte.

Als sehe sie ihn bereits mit zerشمetterten Gliedern, umklammerte die Mutter ihr Kind und murmelte:

„Es ist als ob der Himmel mich strafen wollte für die eigenen sündhaften Gedanken!“

Und vor ihrem Blick schäumten, vor ihren Ohren rauschten die wilden Wasser der „Hochstatt“.

„Sei aufrichtig, Mama, mit Deinem Sohn!“ sagte Raoul, indem er ihre Hand ergriff und seine Wange darauf legte. „Sei aufrichtig! Ich bin nicht so dumm und kindisch wie Du glaubst — ich werde Dir rathen.“

Die Mutter sah ihrem Kinde ernst in die klugen Augen: „Du hast Recht, ich will aufrichtig sein, vielleicht bist Du klüger wie ich. Ich habe ein großes Unrecht begangen an Dir, als ich der Verlockung nicht widerstehen konnte und unsere letzten Kreuzer in die Lotterie setzte. — Es war gestern, einige Stunden vor der Ziehung; ich hatte mich eben in einem Laden als Verkäuferin angeboten und man hatte mich nicht gewollt; alles hatte ich schon versucht, um zu Gelde zu kommen — nur nicht gebettelt — und was noch schlimmer ist! — Da sah ich all die Leute sich um den kleinen Laden drängen, arme, ganz arme mit vor Hoffnung blinkenden Augen und hörte, wie viel Gewinne das letzte Mal herausgekommen seien und dachte daran, wie man nur ein wenig Glück brauche, um aller Mühe und Sorgen überhoben zu sein für ein ganzes Leben lang, — und unsere wenigen Kreuzer reichten doch kaum für einen Tag weiter — da gab ich sie hin . . . Ich schlief fast die ganze Nacht nicht vor Aufregung, und heute mit dem Frühesten schlich ich mich fort, um nach meinen Nummern zu sehen . . .“

„Und hattest verloren, arme Mama?“ sagte Raoul mitleidig.

„Ich weiß es nicht. Ich hatte ganz genau auf meinem Zettel nachgesehen und vier Nummern waren ganz dieselben, welche man gezogen hatte. Und als ich in das Bureau trat und meinen Gewinn wollte, wies der Mann mich mit rohen Worten fort und sagte, ich wolle ihn betrügen. Und ich hatte doch die Nummern genau gesehen, und es waren andere, als diejenigen auf dem Zettel, den er mir zurückgab. . . .“

„Du wirst Dich getäuscht haben, Mama,“ meinte Raoul.

„Es muß wohl so sein. Es wird manchmal ganz wirt in meinem Kopf. . . . So schlecht können doch die Menschen nicht sein.“

Eine Zeit lang standen sich Mutter und Sohn schweigend gegenüber. Raoul hatte seinen Hunger vergessen.

„Und Du hast gar nichts mehr, Mutter?“ fragte er endlich nachdenklich.

„Nichts — Alles, was ich versucht habe, ist fehlgeschlagen. . . . Vielleicht ist meine unglückliche Art daran Schuld; aber wenn ich bitten soll, schnürt sich mir die Kehle zusammen und die Leute wissen nicht, was sie aus mir machen sollen. Sie sind auch nicht hart, aber so entsetzlich gleichgiltig gegen ein Weh, das nicht ihr eigenes ist! . . .“

„Und wäre Deine Schwester auch so gleichgiltig, wenn wir sie aussuchten? Du sagtest einst, sie sei reich? . . .“

Ein eifriger Schauer schien Frau Dumont zu schütteln. „Niemals!“ sagte sie dumpf. „Sie hat mich schon einmal mit dem Fuß von sich gestoßen, als ich um ihre Vergebung flehte, und sie hat meinen schwachen Vater vermocht, mich

zu enterben, weil sie mich und Deinen Vater zu Grunde richten wollte . . . Lieber wollte ich vom Henker Erbarmen hoffen, als von ihr!"

Das Kind war zusammengezuckt, als es davon hörte, daß seine Mutter mit dem Fuß gestoßen worden sei, aber mit einer gewissen Ueberlegenheit begann er wieder:

„Aber etwas muß geschehen, Mama!"

„Gewiß, gewiß!" stammelte die Unglückliche. „Schon um Deinetwillen, Raoul. Aber was soll ich thun? Wir haben ja Alles verkauft, was wir entbehren konnten."

Es sprach sich eine solche Hilflosigkeit in der ganzen Haltung der Mutter aus, und der zehnjährige Knabe schaute so nachdenklich drein, daß die Rollen fast vertauscht schienen.

„Wir haben auch nichts mehr zu verkaufen," murmelte Raoul und sah forschend an seinem Körper hinab, was von seinen Kleidungsstücken ihm allenfalls noch entbehrlich sein möchte.

„Mein Kleid! — ich habe ja noch eines!" sagte da die Mutter, welche seinem Blick gefolgt war, in einer Art freudiger Hast.

„Aber Du sagtest, es sei Dein Brautkleid, Mutter!"

„Gleichviel!" rief Frau Dumont, „aber Du bist mein Kind und hungerst!"

Raoul schien Lust zu haben, es zu leugnen; aber die Lüge war ihm ungewohnt und wollte nicht über seine Lippen.

Mit düsterer Freude trat Frau Dumont in den Kofen, zog die schadhafte Katlunvorhänge zu und kehrte bald darauf in der ärmlichen Kleidung, welche an der Wand

gehangen hatte, zu ihrem Sohn zurück. Sie hatte das Brautkleid in ein Tuch geschlagen und schien im Begriff fortzugehen. Da legte Raoul ihr die Hand auf den Arm:

„Wohin willst Du, Mutter?“

„Das Kleid verkaufen,“ antwortete sie, wie froh über ihren Entschluß.

„Du bekommst nicht viel dafür und in wenig Tagen sind wir wieder so weit,“ meinte der Knabe trostlos.

„Jede Stunde, die ich Dir das Leben fristen und bei Dir zubringen darf, erscheint mir unerseßlich. Mir ist als müßte ein Wunder geschehen, um uns zu retten.“

„So laß mich gehen, Mutter, wenn es doch sein muß,“ bat der Knabe, indem er ihr das Päckchen aus der Hand nahm. „Ich sah gestern, als wir ausgingen, in einer großen Straße eine Art von Mont de Piété — da bekommt man seine Sachen wieder, wenn man das Geld zurückbringt, sagte mir zu Hause ein Schulgenosse, der Barkensführersohn Jean Minaud, Du kennst ihn ja. Vielleicht ist es hier ebenso eingerichtet. Da würdest Du doch Dein Kleid nicht für immer verlieren . . .“

„Ich will dorthin gehen, mein Kind.“

Raoul schüttelte den Lockenkopf:

„Das verstehst Du nicht. Papa sagte auch immer, daß Du nichts von Geschäften verstehst. Auch weiß ich durch Jean Minaud genau Bescheid — ich bin aus Neugier sogar einmal mit ihm gegangen, als er die silberne Uhr seines Vaters versetzte. Aber versprich mir, daß Du im Zimmer bleiben und Dich nicht grämen willst, Mama, versprich es mir, ich bin bald wieder da.“

Und Raoul löste die Finger seiner Mutter von dem Tuch, küßte rasch ihre Hand und schlüpfte zum Zimmer hinaus.

Frau Dumont blieb allein, und die Aufregung, welche ihre abgehärteten, aber noch immer auffallend edlen Züge mit einem Schimmer von Jugend angehaucht hatte, verblaßte allmählig. Unwillkürlich blieb ihr von Sorge und Unglück gebrochener Geist an dem Gegenstande haften, der ihn bis jetzt beschäftigt hatte und tastete sich daran weiter bis in die Vergangenheit . . .

Sie hörte mit unheimlicher Deutlichkeit die seidene Schleppe rauschen, als sie an der Seite ihres Henry an den Hochaltar der düsteren Kathedrale trat, und als sie die Hand in die des jungen Uhrmachers legte, war ihr, als dränge sich wie ein eiskalter Hauch der Fluch von Vater und Schwester zwischen sie und den Geliebten. Aber fest hielt sie seine Hand umschlossen und stieß ihr „Ja“ trotzig und stolz heraus, und als sie sich umwandte, erwiderte sie mit fast herausfordernder Heiterkeit den kühlen, feindseligen Blick von Schwiegermutter und Schwägerin, welche in ihrer beschränkten Bürgertugend das Außerordentliche, Ungewöhnliche instinktiv beargwöhnten und haßten, und das Heraus-treten aus den gezogenen Schranken selbst da nicht vergaben, wo es aus rücksichtsloser Hingebung für ihren geliebten Henry geschehen war. Sie hätten das schlichteste Bürgermädchen der alten Stadt lieber an seiner Seite gesehen, als die deutsche Aristokratentochter, die für ihn Familie, Vermögen und Ansehen geopfert hatte. Aber stolz und glücklich schritt diese am Arm des Geliebten dahin. —

Da an einem prächtigen Grabmal blieb ihr Kleid hängen und als sie sich neigte, um es loszulösen, las sie in Stein gehauen die stolzen, aristokratischen Worte: *Roi ne puis, Prince ne daigne, Rohan je suis.*

Margarethe Dumont lächelte über die Eitelkeit der Todten. Ob jene stolzen Rohans, welchen außer der Königswürde keine andere wünschenswerth erschien, sich in ihrer einsamen Höhe so glücklich gefühlt haben mochten, als sie in diesem Augenblick an der Seite des jungen Bürgers? . . .

Und sie blieb glücklich; sie lernte sogar den Fluch des halbkindischen Vaters, den unverföhnlichen Haß der stolzen, herrschsüchtigen Schwester vergessen. Sie lernte die eigensüchtige Mißgunst der neuen Verwandten ertragen, welche in ihrer engherzigen Zuneigung zu Henry sich auch das Recht zugesprochen hatten, daß keine andere ihn glücklich machen dürfe, als die, welche sie ihm zuführten. — Ja, noch mehr, sie zweifelten an seinem Glück. Zwar konnten sie es nicht ändern, daß Heinrich zu seiner Gattin wie zu einem höheren Wesen emporschaute, aber sie meinten bitter, der dunkle Tag, an dem ihm die Augen aufgehen würden, werde schon kommen. Er aber blieb unwandelbar derselbe edle und hingebende, ritterliche Gatte, derselbe gute Hausvater, derselbe unübertreffliche und gesuchte Künstler, der muntere Gesellschafter und Freund . . . Und mit der Schwerfälligkeit, sich in erlernter Sprache auszudrücken, hatte sich auch ihre Scheu vor den fremden Menschen verloren. Sie lernte da arbeitssame, heitere Männer kennen, die am Werktag das Schurzfell trugen und sich Sonntags mit dem Anstand von Cavalieren auf den Straßen und Ver-

gnügnngsorten zeigten, graziose Frauen, denen Arbeit und Sorge nicht die Anmuth der Bewegungen, das Kinderlächeln des Mundes zu nehmen im Stande gewesen, — eine Stadt, wo die redliche Arbeit hoch geachtet war, wo keiner sich überhob und der Millionär wie der Träger des ältesten Namens ihren Lebenszweck darin sahen, für das Allgemeinwohl zu arbeiten — wo man nie die Beleidigung einer Frau erlebte und nie einen Betrunknen sah. Aber der Beste von Allen war ihr Heinrich, selbst der Träger eines alten Namens, aber stolz auf seine Arbeit und auf diese allein. Deswegen war er auch geachtet von den Reichsten und Vornehmsten . . .

Und auch Margarethe wurde geehrt, nicht um des hochtönenden fremden Namens willen, den sie als Mädchen geführt, sondern als die Gattin eines wackeren Mannes, und sie fühlte sich glücklich dadurch.

Wenn sie ihrem Heinrich eine Freude machen wollte, so zog sie ihr Brautkleid an. Auf seine Bitte trug sie es auch bei der großen Regatta in Bellerive.

Es war ein herrlicher Julitag. Wie ein lichtiges Perlenhalsband umgab in der Ferne Genf den blauen See; hinter der Stadt ragten die große und kleine Saleve mit ihren Felsenterrassen und daran schloß sich die plumpe Döle, die Herrscherin des Jura, die sich wie eine lange grüne Wand hinzog über den Dörfern und Städtchen des gegenüberliegenden Ufers, bis sie im Norden gleich dem blauen See, zart umbuftet, in die Unendlichkeit versank. Und hinter Bellerive, dem lieblichen Uferdorf mit seinem alten Schloß und den hohen Pappeln, über dem rothblühenden Klee auf

der Höhe, leuchtete einsam und erhaben ein ungeheurer weißer Giebel — der Montblanc — wie das Dach des Hauses, wo der Weltenbaumeister wohnt . . .

Hart am Ufer walden Gewimmel von farbigen Ruderflößen und weißgetakelten, buntbewimpelten Segelbooten. Jetzt stellen sie sich in Reih und Glied, ein Böllerschuß am Ufer, und mit Macht legen sich die Männer mit den gestreiften Jacken in die Ruder. — Wie das rauscht und plätschert auf dem leicht bewegten See. — Weit draußen harret ein einzelnes Boot als Ziel. — Der es zuerst erreicht ist Heinrichs Rachen, blau und weiß. — Wieder tönt am Ufer ein Schuß — die Signalkanonen der Miniaturfregatten geben Antwort und ein „Hoch“ erschallt vom Ufer und vom eben anlegenden Dampfsboot . . .

Margarethens weißes Tüchlein flatterte im Winde. Sie steht auf der Dampfschiffsbrücke und ihr ist, als seien das die Ritter der neuen Zeit, die sich im fröhlichen Wettkampf übten.

Und die Boote, angeführt vom weißblauen Sieger, kehren zurück. Rasch drückt Heinrich der Gattin und dem kleinen Sohn die Hände, sein Gesicht glüht und sein Auge blitzt . . . Wie ist er schön! . . . Der Nordwind ist stärker geworden, ob schon sich über der Saleve schwarze Wolkenthürme erheben. Jetzt gilt's, die spitzen Segel aufzuziehen und in tausendem Wettflug das gegenüberliegende Ufer zu erreichen, wo vom Schießplatz der *Croix de Genthon* lustig die Büchsen herüber knallen.

Tief neigt sich Heinrichs Boot zur Seite unter der sich blähenden Leinwand und schießt wie ein Pfeil durch die

schäumenden Wellen, Allen voraus. — Es ist nicht mehr zu erreichen, nur Wenige suchen zu folgen, die meisten Boote kehren, da ihre Lenker das Fruchtlose ihrer Anstrengungen einsehen, nach Belle-Isle zurück . . . Und immer höher schieben sich die Wolkenthürme über die See und Genf empor, dicke rothgraue Dunstmassen folgen; man sieht die gelben Staubwolken, die den Quai wie Pulverdampf verhüllen, und das Ende des See's färbt sich weiß. Der Nordwind ist erschlaft, aber ehe seine Wellen sich noch beruhigt haben, werden sie erdrückt von den Stößen, welche aus dem rothen Dunst im Süden hinstäuben wie schwarze Nebel . . . Nicht nach einer Richtung ziehen die Wellen, sondern wie trunken taumeln und wirbeln sie durch einander. Gespannt schaut man nach den Booten am anderen Ufer; nur eines, das mit dem spitzen Segel löst sich vom grünen Gelände, sich neigend und aufrichtend tanzt es näher und näher über die dunklen Fluthen. Jetzt unterscheidet man die Farben, weiß und blau. Ein Mann in blaugestreifter Jacke sitzt am Steuer. Es ist Heinrich; — ein anderer hält die Segelschnur und wendet häufig den Kopf nach Süden. Manches Antlitz am Ufer wird ernst . . . Ob sie es noch erreichen, ehe jener weiße Schaumwall, der mit Blitzesschnelle näher rückt, sich ihnen in den Weg wirft? . . . Immer öfter und tiefer neigen sich Segel und Rahn. Die Sonne ist verschwunden, ferner Donner rollt dumpf durch schwere Wolken, einzelne Hagelkörner, mit Regen vermischt, prasseln hernieder auf die Dampfbootbrücke. Manchmal ragt nur noch die Spitze von Heinrichs Segel über die Wellen, die das Boot wild umher schleudern. Es ist so

nahe, daß man die bleichen Gesichter der Männer unterscheiden kann.

„Wie schön er ist!“ denkt Margarethe unwillkürlich in aller Herzensangst, und der Sprühregen einer anprallenden Woge verhüllt ihr das Bild. Die Umstehenden retten ihr Sonntagskleider in eiliger Flucht in's Trockene.

„Heinrich schwimmt ja wie ein Fisch,“ ermuthigt Margarethe sich selbst mit bleichen Lippen und preßt die Hand ihres Kindes mit krampfhaftem Druck. Dennoch weicht sie nicht von der Brücke, so oft diese auch von Sturzwellen überspült wird; Raoul schmiegt sich mit weit offenen, entsetzten Augen an sie.

Heinrich sowohl wie sein Freund am Segel kennen ihr Element; aber so leicht und fest auch ihre Hand sein mag, die Vernichtungsgedanken der Natur sind schnell, heulend stürzt der Orkan nieder aus tief herabhängenden Wolkenseken; fest umklammert Margarethe den Anlegebalken und Raoul hält sich an ihren Kleidern, um nicht hinweggespült zu werden von der bebenden Landungsbrücke.

Es ist fast Nacht geworden ringsum; jetzt theilt ein grellrother, armdicker Blitz den Himmel von einem Horizont zum andern in zwei Hälften, und krachend übertäubt der Donner den gellenden Angstschrei von der Brücke . . .

Einen Augenblick schwimmt ein Segel flach wie eine halbgefüllte Blase auf den Wellen, dann ist es verschwunden.

„Heinrich, Heinrich, hieher!“ ertönte es verzweiflungsvoll, und einzelne Beherzte wagen sich unter dem grollenden Echo des Donners auf die Brücke.

„Heinrich!“ Nur Orkan und Donner antworten.

Ein paar Männer halten die verzweifelte Frau, die mit ausgestreckten Armen zu den Wassern hinabstrebt.

Endlich taucht ein bleiches Antlitz aus der Fluth und ein paar triefende Arme umklammern den rettenden Balken... Ein Mann klimmt empor.

„Heinrich, Heinrich!“

Wie für die eigene Rettung um Vergebung flehend starrte der dem Tode Entronnene sie an.

„Wo ist Heinrich?!“

„Ich glaube, die Segelstange traf ihn an die Schläfe und betäubte ihn,“ stotterte jener mit vor Todesangst und Kälte klappernden Zähnen.

„Hilfe! Hilfe! mein Mann ertrinkt!“ jammerte es weit-hin über das Ufer.

Aber Alles stand stumm und hie und da beleuchtete ein fahler Blitz die blassen, verstörten Gesichter... Die Boote lagen hoch am Strande und selbst dahin rollten die empörten Wellen nach.

Der Sturm war vorüber, zwischen zerrissenen Wolken brach der Mond hervor und beleuchtete ein halb wahn-sinniges Weib und einen laut weinenden Knaben, die vergeblich versuchten, einen bleichen ruhigen Mann zum Leben zu erwecken, der mit starren Augen und geöffnetem Munde am Ufer lag und dessen blut- und wassertriefende Locken sich mit dem Sande vermischten. Dann kamen zwei andere Frauen und wollten in egoistischem Schmerz Weib und Kind vom Gatten und Vater hinwegdrängen... Ihr Kind an der Hand, mit ihrem schwarzseidenen Brautkleide ange-than, schritt Margarethe dem endlosen Zuge voraus, welcher

ihren todten Heinrich auf den Friedhof begleitete. Manchmal schwankte sie, aber dann streifte sie der Arm ihrer Schwiegermutter, die an ihrer Seite ging, dann schauerte sie zusammen, aber hielt sich aufrecht . . .

Nach wenig Tagen schon ward ihr mitgetheilt, daß das Eigenthum ihres Mannes nicht ihr, sondern einzig ihrem Kinde gehöre und für dieses vom Gericht verwaltet werden würde; und zugleich erhob die Großmutter Anspruch auf die Erziehung des Knaben, da seine Mutter dazu unfähig sei.

Starr hatte Margarethe zu dem Advokaten ihres Mannes emporgeblickt, welcher ihr diese Mittheilung gemacht.

„Und das ist Gesetz, das ist Gerechtigkeit in einem freien Lande, daß man das Kind aus den Armen seiner Mutter reißt und diese in die Fremde hinausstößt? . . .“

Der Anwalt entgegnete: „ihre Schwiegermutter sei eine allgemein geachtete Frau; Margarethens Unbekanntschaft mit den Gewohnheiten ihrer Umgebung habe manchem Vorurtheil Nahrung gegeben, welches jetzt ausgenützt werde. Im Augenblick sei die Stimmung gegen sie und sie werde sich wohl fügen müssen,“ schloß der Anwalt, „er zweifle aber nicht, daß bei einer Appellation das Urtheil umzustößen sein werde . . .“

„Was liegt mir am Besitz, es gilt ja mein Kind — mein Kind!“

Dem werde sie wohl für einige Zeit entsagen müssen, war die Antwort, wenn sie es nicht vorziehe, Genf zu verlassen. Schon im Nachbaranton herrschten andere Gesetze. Eine Entfernung würde jedoch die Aussichten auf das Ge-

winnen des Rechtsstreites verringern. Doch hoffe er immerhin, ihr einen Theil des Eigenthums ihres Gatten zurückzuerobern.

Da drückte sie dem Freunde ihres Mannes die Hand, packte das Nothwendigste zusammen und des Frühesten am nächsten Morgen trug das Dampfboot die mit ihrem Kinde flüchtende Mutter gegen Norden . . .

Das ist noch ein Segen in dem Kampf um's Dasein und in der niedrigen Noth des Lebens, daß durch die kleine Sorge um die Weiterführung eines gebrochenen Lebens selbst der größte Schmerz, die furchtbarste Erinnerung endlich zerbröckelt und gemahlen wird, daß nichts von ihr übrig bleibt, als ein dumpfer, heißer Druck auf Hirn und Herz, aus dem es nur manchmal aufzuckt, aber man weiß oft nicht mehr, ob es die Erinnerung an die Vergangenheit ist oder die Furcht vor der Zukunft. Diese Wohlthat bietet der Reichtum nicht, denn der unabhängige Mensch verfällt ganz und voll seinem Schmerz.

Auch Frau Dumont war es, als sie an die Vergangenheit zurückdachte, als sei nicht sie es, sondern ein anderes Wesen, um das es sich gehandelt, und als sei ihre Zusammengehörigkeit mit der vergangenen Zeit gelöst von dem Augenblick an, da ihr Sohn das Kleid forttrug, an das ihre Erinnerungen angeknüpft hatten.

Raoul hatte indeß einen Theil der Stadt durchheilt und stand vor einer kleinen Tafel, wo unter Glas und Rahmen mit Kanzleischrift zu lesen stand:

„Hier werden Pfänder mit größter Verschwiegenheit in's Leihhaus besorgt, auch wird Vorschuß darauf gegeben.“

Raoul schien emsig diese so wenig räthselhafte Inschrift zu studiren, dann trat er entschlossen in die dunkle Hausflur und stieg die schmale Treppe empor.

Oben wies ihm ein anderer, von derselben Hand gemalter Schild, worauf „Frau Leonhardt, Verseherin“ stand, sogleich die richtige Thür. Der Knabe blieb einen Augenblick stehen, als wolle er das Klopfen seines Herzens sich beruhigen lassen, dann pochte er bescheiden an. Ein zweistimmiges „Herein“ erschallte, der Duft einer gebratenen Gans strömte ihm entgegen und er trat in ein enges Zimmer, dessen einzelne, mitunter werthvolle Einrichtungsgegenstände mehr das Verhängniß der Zwangsversteigerungen als der gute Geschmack hier vereinigt zu haben schien.

In der Mitte des Zimmers stand ein gedeckter Tisch zwischen einem dicken, schwarzgekleideten Mann, demselben, welcher an der „Hochstatt“ der Lottokollekte vorstand, und einer etwas gesucht gekleideten großen Frau, deren alternsdes geschminktes Gesicht Spuren einstiger Schönheit zeigte. Die Frau zerlegte die gebratene Gans, der Mann aß mit vollen Backen und hatte den Inhalt einer großen Schüssel Kartoffelsalat bereits zur Hälfte auf seinen Teller verpflanzt.

Auf den schüchternen Gruß des Knaben drehte der Mann sich lauend um und murkte etwas, das wohl heißen sollte, nicht einmal zum Essen habe man Zeit, und die Frau schien geneigt, den hübschen Knaben um sein Begehren zu fragen. Allein ein wüthender Blick des Mannes schnitt ihr das Wort ab.

„In Ruhe essen will ich; man kommt nicht gerade zur Essenszeit,“ knurrte er.

Es war kaum elf Uhr, und tief erröthend schien der Knabe sich zu fragen, wie er es hätte erfahren sollen, wann Frau Leonhardt und Gemahl zu Mittag speisten, trotzdem machte er eine Bewegung zum Gehen. Die Frau warf ihm einen begütigenden Blick zu und sagte, daß er etwas warten möge, sie würden bald fertig sein.

Und das dauerte bei dem Appetit des Mannes in der That nicht lange. Er athmete tief, besah sich das Knochengestell auf seinem Teller und wischte sich den Mund mit einem buntseidenen Taschentuch. Die geschminzte Frau erbarmte sich über den Rest Bier, der in einem großen steinernen Krug auf dem Tisch stand, und wandte sich dann nicht gerade unfreundlich an den Knaben.

„Nun, was haben wir denn da?“ sagte sie, indem sie ihm das Päckchen aus der Hand nahm.

Er gab keine Antwort, nur seine Lippen zuckten und seine Augen füllten sich mit Thränen. Der dicke Mann hatte sich inzwischen an sein Pult gesetzt, wo mehrere aufgeschlagene Rechnungsbücher und — an ihrer gelben und rothen Farbe kenntlich — eine Menge aufgeschichteter Pfandzettel lagen; denn Frau Leonhardt lieb auch Geld auf Pfandzettel.

Sie hatte indeß das Päckchen aufgeknüpft und brachte ein schwarzes Seidenkleid zum Vorschein, welches sie gegen das Fenster hielt. Sie brauchte lange zu ihrer Prüfung, denn der Mann am Pult wandte sich ungeduldig um.

„Ein schwarzes Seidenkleid,“ sagte Frau Leonhardt; „der Stoff war gut und es hat offenbar einmal einer reichen Dame gehört; aber es bricht überall, da höre!“ Sie fuhr

mit einem ihrer langen Finger in eine Falte und schlichte sie ohne Mühe auf.

Wie zum Schutz trat der Knabe näher und sagte in einem reinen, dialektfreien Deutsch, wie es in dieser Stube wohl selten gehört wurde:

„Aber es ist Mama's Brautkleid und seit Jahren kaum getragen . . .“

„Das glaube ich gern,“ nickte Frau Leonhardt, „es sind eben die Siegefalten, welche brechen. Man wird Mühe haben, es zu versehen, denn die Herren Schäfer sind jetzt furchtbar difficil, seit ihnen von der letzten Versteigerung so viel liegen geblieben ist und sie so viel d'raufzahlt hab'n. Nun, was meinst, Gustav, als Futter könnt' man's vielleicht noch verwenden, wenn's ‚drüben‘ nicht angenommen wird.“

„Als ob wir nicht genug Lumpenzeug hätten, bei dem wir nicht wissen, wie wir unsere Vorschüffe wieder herausbringen!“ brauste Herr Leonhardt auf, indem er mit der fleischigen Hand auf sein Pult schlug, daß die Pfandzettel hüpfen. „Nichts da, wir haben keine Armentasse!“

Gewohnheitsgemäß hatte Frau Leonhardt indeß die Tasche des seidenen Kleides durchsucht und brachte jetzt einen Lotteriezettel daraus zum Vorschein.

„Das sind ja meine Nummern!“ rief sie erstaunt. Ihr Mann war todtenbleich geworden und riß ihr den Zettel aus der Hand.

„Dummes Weib, wie werden das Deine Nummern sein!“ schrie er mit einem wilden zornigen Blick und die Stimme versagte ihm fast.

Die Frau sah ihn über die Schulter an und sagte mit feltfamer Betonung:

„Ich irrte mich; die meinen haben ja einen Quaterno gewonnen.“

Das Gesicht des Mannes wurde so dunkelroth, wie es vorher bleich gewesen, rasch zerknitterte er den Lotteriezettel und schrie den Knaben an:

„Marſch da — hier werden keine Almosen gegeben, ſag' ich!“

„Ich will kein Almosen,“ entgegnete Raoul trohig, „ich dachte, das Verſehen ſei Guer Geſchäft.“

„Mein Geſchäft!“ ſchrie der gallichte Mann wüthend. „Ich bin königlicher Angeſtellter und wenn ich meiner Frau bei ihrem Geſchäft helfe, ſo thue ich das für eine anſtändige Kundſchaft, die auch noch etwas zu verſehen hat. Offiziere und Barone, Gräfinnen und Fürſtinnen machen mit uns Geſchäfte; ganze Juwelierläden ſind durch unſere Hände gegangen; aber das fehlte noch, daß ich mich mit Leuten herumſtreiten ſollte, welche mit zerriffenen Seidenkleidern in der Welt herumziehen. Sollte mir paſſen!“

Und der Würdenträger der königlichen Lottokollekte ging erregt im Zimmer auf und nieder. Seine Frau drückte dem Knaben ſein Päckchen wieder in die Hand und drängte ihn ſanft aus der Thüre.

„Geh', mein Kind,“ ſagte ſie, anſcheinend nicht ohne Gewiffensbiſſe, „geh' 'nüber in's Pfandhaus, da iſt ein Schäker, der große Rothhaarige, der Herr Ländler Obermeier, der iſt immer ſehr gefällig gegen mich. Sag' ihm nur, die Leonhardt ſchickt Dich . . .“

Trotz der Schmähungen, denen er eben ausgesetzt gewesen war, heftete der Knabe einen dankbaren Blick seiner großen dunklen Sammt-Augen auf sie, der das fremdartige junge Gesicht fast verklärte und Frau Leonhardt zu rühren schien. Rasch griff sie in die Tasche ihres verschoffenen Seidenkleides; aber sie hatte ihre Börse in der Stube gelassen und Raoul war bereits am Fuße der Treppe und auf dem holperigen Pflaster des engen Gäßchens angelangt, welches zwischen der hohen Hintermauer der Dreifaltigkeitskirche und zwischen vergitterten Fenstern niederer Häuser in die breite Pfandhausstraße führt. Dicht neben der Kirche befindet sich das städtische Leihamt in einem alterthümlichen, stattlichen Gebäude, zu dessen hohem Erdgeschoß eine breite Treppe emporführt. Dort auf den steinernen Stufen stehen oder sitzen, Sommers mit dem Strickstrumpf in der Hand und im Winter mit dem Kohlenbecken, jene sprichwörtlich gewordene Cohorte alter Frauen, die „Verseherinnen“ oder „Pachlweiber“, welche für eine geringe Gebühr der verschämten Noth den letzten Schritt abnehmen. Während Frauen von den Ansprüchen der Frau Leonhardt die Aufträge in ihren Wohnungen abwarteten und einträgliche Nebengeschäfte damit verbanden, begnügten sich ihre Colleginnen zweiter Klasse damit, jeden Näherkommenden auf Herz und Nieren zu prüfen, und es bedurfte dann nur eines leichten Winkes, um eine der alten Frauen von mitunter ausgefuchtester Besonderheit in Aussehen und Benehmen in den dämmerigen Thorbogen eines Nachbarhauses zu locken, wo sie den Gegenstand in Empfang nahm und Zettel und Erlös in einer bestimmten Frist wieder zu brin-

gen versprach. Pünktlich stellte sich der bejahrte Schutengel der Verlegenheit dann wieder ein und höchst selten kamen bei dieser patriarchalischen Geschäftsführung Unterschleife vor.

Auch nach dem Päckchen des Knaben streckten sich ein halb Duzend runzeliger Hände aus, als er schein nach rechts und links blickend die Stufen emporstieg. Aber fest drückte es der Knabe an sich und sagte fast ängstlich:

„Ich will zum Herrn Schächer Obermeier.“

Ohne weitere Anfechtung ließ man den Günstling des allmächtigen Mannes die Treppen emporsteigen.

Der Raum, in den er trat, war durch ein starkes Holzgitter in zwei Hälften getheilt. Hinter demselben besanden sich die Beamten, und der Verkehr zwischen ihnen und dem Publikum wurde durch verschiedene verschließbare Schalter vermittelt. An einem derselben wurden die Pfänder in Empfang genommen, an einem anderen Geld und Empfangscheine ausgefolgt.

Großer Andrang war im Augenblick bei dem Herrn Obermeier, dem Kleiderschächer; der Knabe erkannte ihn sogleich an seinem rothen Haar und der großen Gestalt. Der Gold- und Silberschächer hatte weniger zu thun und nahm mit vornehmer Gelassenheit die Schächtelchen entgegen. Vor dem Kleiderschächer lag ein Berg von Päckchen und Päckchen, von denen er jedes einzelne emporhob, worauf die Person, die ihn gebracht, ihren Namen nannte. Der Gewaltige löste dann die oft sehr eigenthümliche Umhüllung und rief mit lauter Stimme Namen, Gegenstand, Schätzungswerth und Leihsumme, und die betreffenden Personen begaben sich dann an den Schalter des Kassirers.

Wie eine Phalanx schlossen sich die Berserkerinnen fester zusammen, als der neue Ankömmling seinen schwüchternen Versuch machte, sich durchzudrängen.

„Nur langsam voran, mein Bürschchen, Alles geht der Reihe nach!“ brummte eine alte Megäre und versperrte ihm mit ihrem bedeutenden Umfang den Weg.

„Aber es ist gleich zwölf Uhr und dann wird geschlossen,“ stöhnte der Knabe.

„Wird auch noch manches Andere bis Nachmittags liegen bleiben,“ höhnte die Alte, „glaubst Du, man backt hier denen extra, die es so nöthig haben, daß sie selbst kommen?“

Kaoul ließ entmuthigt den Kopf sinken und starrte trostlos vor sich nieder. Er war weit ab vom Schalter, aber dicht an das Gitter gedrängt worden, und sah plötzlich über sich das gutmüthige, aber rohe Gesicht des Ländlers Obermeier auftauchen. Unwillkürlich bewegten sich Kaouls Lippen und das Päckchen emporhebend, sagte er halblaut:

„Herr Obermeier, die Frau Leonhardt schickt mich.“ Aber der Name war gehört worden und rief einen solchen Sturm der Mißbilligung hervor, daß der Schächer es vorzog, die Anrede des Knaben zu überhören.

„Was? Die Leonhardt schickt Dich, Du Gelsbschnabel Du?“ schrie eine hühnenhafte weibliche Dragonergestalt mit fettigen Haubenbändern und eisgrauem Haartwuchs, indem sie ihr „Paß!“ drohend über seinem Haupte schwang, „die Leonhardt schickt Dich und deswegen glaubst', Du kommst zu allererst — Du G'schmackerl! — Und wenn's gleich selber kommt, darf ihr' Sach' doch nicht eher abge-

schätzt werd'n, als das uns're. Wir sind auch einmal jung gewes'n und hab'n den Herrn g'fallen, ohne daß wir uns das G'sicht mit rothe Rahnenbrüh eingerieben hab'n, und wenn's dem Herrn Obermeier nicht recht ist, so geh'n wir zum Magistrat; der Herr Bürgermeister wohnt nur einen Stoß höher! . . ."

Herr Obermeier schien nicht die Absicht zu haben, diese Interpellation zu beantworten, sondern setzte mit dröhnender Stimme seine Angaben fort, wobei es ihm allerdings begegnete, daß er die Pelzgarnitur einer Schauspielerin mit dem vacirenden Frack eines Kellners verwechselte, und den letzteren hoch emporhaltend rief: „Ein Pisampelz, neu, auf den Namen Hansgirg, fünf Gulden!“ — was einen Sturm von Beifall im Parterre hervorrief und selbst von den Beamten mit einem bescheidenen Nicken aufgenommen wurde.

Während Aller Augen auf den sonderbaren Pelz gerichtet waren, erschien dicht neben Raoul ein joviales Antlitz mit Cotelettesbart, vorgekämmten Schläfenlocken, sehr starker Nase, rothen Wäckchen und lustigen Augen, welche von kohlschwarzen buschigen Augenbrauen überwölbt waren. Mit einem raschen Griff hatte er das Wäckchen über das Gitter gehoben und dem Schächer von der anderen Seite zugeworfen, der es wie mechanisch ergriff und den Inhalt flüchtig untersuchte.

Die Taschenspielerei war zwar nicht unbemerkt geblieben, aber es gab diesmal nur ein unwilliges Gemurmel.

„Ja, wenn der Herr Pfänderverwahrer Wütherich selber sich mit dem Verseßen abgibt, kann man nichts machen,“

meinte resignirt ein altes zahnloses Mütterchen, welche einem vor ihr stehenden halbwüchsigem Mädchen fortwährend den Stiel einer kupfernen Pfanne in den Rücken bohrte, um sie von ihrem Platz zu vertreiben. „Es gibt halt keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt, nicht einmal im Verfaßhaus!“

Der Pfänderverwahrer Wütherich, der allmächtige Mann, welcher seidene Kleider in die feuchtesten Winkel der Gewölbe legen konnte, um sie für ihre übrige Lebenszeit mit Stockflecken zu versehen, und der nur ein paar Motten zu fangen brauchte, um das schönste Pelzwerk im Laufe eines Sommers zerstören zu lassen — der Alleinherrscher aller Gewölbe, in die er selbst den Bureauvorstand, den Kassier, nicht einzulassen brauchte — achtete des mißbilligenden Gemurmels nicht, sondern fragte den Knaben gütig:

„Also Frau Leonhardt schickt Dich — sag' ihr einen schönen Gruß von mir; — wie heißt Du? Der Herr Schächer muß Deinen Namen wissen.“

„Raoul, Raoul Dumont,“ stotterte der Knabe leise.

Das Antlitz des Pfandverwahrers verklärte sich.

„Ah vous êtes français! Sie sind Franzose?“ fragte er mit affektirtem Lispeln.

„Nicht g'rade, aber Genfer!“ antwortete Raoul rasch und erregt. „Kennen Sie Genf?“

„Ein seidenes Frauenkleid, getragen, zwei Gulden!“ rief der Schächer, und leise fügte er zu Wütherich hinzu: „Ich sollte es eigentlich nicht nehmen, denn es bleibt mir liegen.“

„Name?“ rief ein unsichtbarer Schreiber.

„Raoul Dumont,“ entgegnete Wütherich stolz. „Schrei-

ben Sie es richtig, es ist französisch!“ herrschte er den Schreiber an, was indeß nicht hinderte, daß „Saul“ und „Timon“ — der Athener — einträchtig neben einander auf dem Pfandzettel standen, den Pfandverwahrer Wütherich eigenhändig durch das Gitter reichte.

„Ja, wenn's so zugeht, dann ist das Verfehen keine Freud' mehr!“ stöhnte kopfschüttelnd die Kämpferin für gleiches Recht im Pfandhaus.

„Also Genève! O, Genf ist eine prächtige Stadt — une ville magnifique!“ sagte Wütherich, die französischen Brocken besonders laut sprechend. „Als ich noch Geheimssekretär bei der französischen Gesandtschaft war — vous savez, on apelle cela attaché — war ich auch einmal in Genève . . . Qui, j'y étais . . .“

„Was warst? — Geheimer Sekretär?“ schrie da plötzlich eine noch etwas jugendlich aufgeputzte weibliche Ruine aus der Menge. „Wenn des wahr is, war ich die Baronin vom Baron Séguir, wo Du Brett'lhupfer warst. — D' Stiefeln hast 'm puht und hintenauf sprung'n bist in einem rothen Frack, wie in der Affenkomödie, wenn der Baron ausg'fahren is, und den Schlag hast ihm aufg'macht und mit dem Hut in der Hand bist dag'standen mit einem so miserablen Gesicht, daß ich Dir immer eine ‚Watschen‘ hätt' geben mögen, so oft ich's hab' anschauen müssen, wenn der Herr Baron zu meiner Gräfin kommen is. — — Gelt, das hast auch net denkt, daß die Lieserl noch lebt, die Dein Baron immer in die Back'n zwickt hat? . . . Aber sie hat immer g'sagt ‚Schämens Ihnen‘ — ja, das hat' sie g'sagt! . . .“

Ein lautes Halloh folgte dieser Standrede, während welcher Wütherich's Haupt bleich und mit gesträubten Schläfenlocken über das Gitter starrete, als stehe das Gespenst einer niederen und entehrenden Vergangenheit hohläugig und ekelhaft vor ihm.

„Ne croyez pas à cette canaille!“ stammelte er, als er auch hinter sich das Richern seiner Collegen vernahm.

„Was bin ich? Eine Kanalli bin ich?“ schrie die Lieserl, indem sie sich wild an das Gitter drängte, daß Wütherich einen Schritt zurück trat, um seine Locken in Sicherheit zu bringen. „Meinst etwa, man versteht Dein Gewelsch net? Geh, schäm' Dich was, daß D' jetzt kein Deutsch mehr kannst, weil Du einmal einem ‚Parlezvous‘ hast die Röck' ausklopfen dürfen. Und bist doch in einem Waisenhaus aufgewachsen und als Secklerg'fell auf der Wanderschaft hast auch recht gut deutsch ‚sechten‘ können . . .“

Wütherich war verschwunden, und der Kassier gebot dem Beifallsturm, der auf's Neue losbrechen wollte, Stille.

„Parlez-vous français? G'schnittne Nudel und Kaffee . . .“

„Comment vous Portugal?“ tönte es rechts und links von kreischenden lachenden Stimmen, dann nahm die Schätzung wieder ihren Fortgang.

„Dort hinein — dort kriegst Dein Geld, Bürschel,“ sagte die Lieserl und entfernte mit einem hilfreichen Nuck den rathlos dastehenden Raoul aus dem Gedränge.

An einem Schiebfenster im Gitter des anderen Zimmers erhielt der Knabe das geringe Darlehen. Mit blühenden Augen und gerötheten Wangen eilte er heim und hielt sich

nur so lange auf, um für seine Mutter einige Fleischwaaren und weißes Brod zu kaufen, von denen er wußte, daß sie es gerne aß.

Erst als er am Ende der fünf Treppen angelangt war, blieb er stehen, um das Pochen des Herzens, das ihm die Brust zu zersprengen drohte, zur Ruhe kommen zu lassen. Da hörte er im Zimmer eine laute harte Stimme in drohendem Tone zu seiner Mutter sprechen. Rasch öffnete er die Thüre und trat ein.

Es war Rothlauf, welcher sich bei Margarethe Dumont befand. Sie hatte sich mit gefalteten Händen vor dem Wüthenden gerettet; allein er war ihr gefolgt und schrie in brutaler Weise ihr zu:

„Wenn ich bis morgen mein Geld nicht habe, verklag' ich Euch wegen Betrug! Wißt Ihr, was falsche Vorspiegelungen sind? Und dann wird das Gericht erst untersuchen, ob Ihr überhaupt Diejenige seid, für die Ihr Euch ausgibt. Die Frau Gräfin behauptet, keine Schwester zu haben, ihre Schwester sei todt! . . .“

Keines Wortes mächtig, mit halboffenem Munde, starren Augen und mit einem fast tödtlichen Widerwillen blickte Margarethe auf den Mann, der zu ihr sprach, wie noch kein Mensch zu ihr gesprochen.

„Ich wollte, meine Schwester hätte Recht und ich wäre gestorben!“ stöhnte sie.

„So! gestorben?“ schrie Rothlauf. „Ihr möchtet wohl, daß ich ganz um mein Geld komme! — Nein, wenn es wahr ist, daß die Gräfin Heckenstau Eure Schwester ist, so sollt Ihr hingehen und mir mein Geld verschaffen, das sollt

Ihr, wenn Ihr eine ehrliche Frau seid. Sonst laß' ich Euch in's Gefängniß werfen ohne Gnade. . . .“

Und er machte eine Bewegung vorwärts, als ob er Frau Dumont anfassen wolle. Da sprang Raoul mit geballten Fäusten vor seine Mutter. Sein Gesicht war gelbbläß und seine Augen unnatürlich weit geöffnet. Und der große starke Mann wich unwillkürlich vor der drohenden Haltung des Knaben zurück. Da fiel sein Blick auf den Tisch, wo die von Raoul mitgebrachten Gegenstände und einiges Silbergeld lagen.

„So, man lebt ja ganz nobel,“ höhnte er, „Frankfurter Leberwürst' traut unsreiner sich nicht zu essen. Und das Geld fährt nur so im Zimmer herum. Nun, ich darf ja keinen Kreuzer davon nehmen, obschon man mir hundert Gulden schuldig ist; die Gesetze sind ja jetzt immer für die, die nicht zahlen wollen; aber wenn Ihr mir nicht freiwillig gebt, was Ihr habt, und mir den Rest nicht bis morgen verschafft, so holt Euch übermorgen die Polizei, Euch und Euer Frücht'l, das ja auch seinen Wohlthätern die Faust unter die Augen hält!“

„Ich will thun, was Ihr wollt,“ stöhnte Frau Dumont, deren schüchtern aristokratisches Wesen unter den rohen Worten wie unter Keulenschlägen erbehte. Und mit einem konvulsivischen Zittern schob sie ihm die wenigen Münzen hin, die auf dem Tische lagen, ehe Raoul es verhindern konnte.

„So will ich noch bis übermorgen warten,“ erklärte Rothlauf, indem er kaltblütig das Biergeld einsteckte. „Aber wenn's dann noch nichts ist, nachher macht Ihr die Bekanntschaft mit der Polizei. Mit Landstreichern, die auf

anderer Leute Kosten leben wollen, macht man bei uns kurzen Prozeß!"

Ohne Gruß, den Hut auf dem Kopf, wie er ihn die ganze Zeit aufgehabt, schritt er, die Thüre offen lassend, hinaus und aus der dunklen Tiefe schallte noch lange sein polterndes Schelten.

Raoul machte mit geballter Faust ein paar Schritte gegen die Thüre, dann wandte er sich trotzig nach seiner bleichen zitternden Mutter um und sagte mit heiserer Stimme, während es in seinen jungen Augen blitzte wie Haß.

„Warum darf uns dieser Mann das Letzte nehmen, was wir haben?“

„Weil wir ihm schuldig sind!“ hauchte Margarethe.

„Schuldig? Ich hörte selbst, wie er Dir das Geld aufzwang!“

„Gleichviel, ich hätte es nicht nehmen sollen. Aber Du hungertest und ich hoffte auf Hilfe aus Genf.“

„Aber er sieht aus, als sei er reich.“

„Wir dürfen ihm trotzdem das Seinige nicht entziehen, sonst heißt man uns Ehrlose. Wir müssen Alles thun, um ihn zu bezahlen, so will es das Gesetz . . .“

„Ich verabscheue das Gesetz!“ knirschte Raoul, auf den Boden stampfend.

„Kind, Kind!“ sagte die Mutter ängstlich, den Sohn umarmend. „Mein Stolz, der mich bis jetzt von meiner Schwester fernhielt, war ein Verbrechen gegen Dich. Sie kann nicht über Deines Vaters Grab hinaus zürnen. Wir wollen zu ihr gehen und dann wird — ja Alles — sich — entscheiden — —“

Und das fieberhafte Feuer eines heroischen Entschlusses lohete auf ihren Wangen . . .

7. Mutter und Schwester.

Die verwittwete Gräfin v. Seckenthau war in den höchsten Kreisen der Residenz geachtet wegen ihres Geistes, gefürchtet wegen der Schärfe ihres Urtheils und der Schlagfertigkeit ihres Witzes. Sie hätte vielleicht manchmal angestoßen, wenn nicht die Loyalität ihrer Gesinnungen über allen Zweifel erhaben gewesen wäre. Dabei blieb sie keineswegs bei dem einfachen Recht der Zustände und Thatfachen stehen, sondern bediente sich des radikalsten Verstandes, um die Unantastbarkeit der Vorrechte der höheren Stände damit zu begründen. Sie erkannte dabei aber an, daß der Adel auch Pflichten auferlege. Ihre Dienerschaft war ihr mit ehrfurchtvoller Anhänglichkeit ergeben; kein Armer wendete sich vergeblich an sie; die Ordnung in Haus und Finanzen war musterhaft, und trotz des wildgearteten Temperamentes ihrer beiden erwachsenen Söhne hatte beim Kadetten wie bei dem Studenten der Respekt vor Mama bis jetzt hingereicht, um sie von jeder gröberen Ausschreitung abzuhalten. Leicht war der Gräfin bisher das Regiment über den Soldaten geworden. Das offene frische Gemüth Walthers war seiner Mutter stets wie ein aufgeschlagenes Buch gewesen. Aber schwieriger war ihre Aufgabe bei ihrem Erstgeborenen, welcher unbestreitbar klüger, gewandter, aber auch verschlossener war wie sein Bruder. Während bei diesem ein Appell an das Herz nie ohne Erfolg blieb, hatte man Moritz schon frühe die Dinge be-

weisen müssen, trotzdem er selber sich nur zu gern bei seinen gewaltthätigen Neigungen der Herrschaft des eigenen Verstandes entzog oder diesen nur seinen Wünschen dienstbar machte.

Walthër, welcher seines Urtheils harrend im Wohnzimmer stand, hatte in den letzten Wochen die Stirne seiner Mutter fast nie unumwölkt gesehen und lebte im Voraus vor dem zornigen Schmerz in ihren geliebten Zügen, nachdem sie seine neueste Heldenthat vernommen.

Nicht wie sonst eilte er ihr entgegen, als sie eintrat, er bemerkte jedoch, daß sie ein großes Schreiben geöffnet in der Hand hielt und lächelte. Er hatte sie seit Wochen nicht mehr lächeln sehen.

„Nun? Freust Du Dich gar nicht zu Deiner Beförderung, Walthër?“

Erstaunt und zifelnd hob Walthër das schuldbewußte Antlitz.

„Beförderung? . . .“

„Gewiß, ich denke wenigstens, daß es so genannt werden muß, wenn man mit Uebersprung des Fähnrichs vom Kadetten zum Lieutenant vorrückt,“ lächelte Mama. „Aber das ist noch nicht Alles. Prinz Ferdinand — er hat Dich ja auf dem letzten Hofball ausgezeichnet, sagtest Du mir — ließ bei Seiner Excellenz dem Kriegsminister, der mir soeben Deine Beförderung mitgetheilt, anfragen, ob Du wohl Exerzierplatz und Kaserne mit Hochseinem Dienst vertauschen würdest. Der Prinz will wieder auf Reisen gehen und dazu braucht er einen jüngeren Begleiter als den bisherigen Adjutanten. Von anderer Seite hörte

ich, daß dieser um Enthebung von der Adjutantur nach-
 gesucht habe. Ich bringe ein schweres Opfer, indem ich
 Dich fortlasse, aber Prinz Ferdinand gilt für einen ernsten,
 etwas schwermüthigen Denker von hoher wissenschaftlicher
 Bildung, in dessen Umgebung Du nur gewinnen kannst.
 Ich habe also nichts gegen den Vorschlag einzuwenden, so
 ungern ich Dich von mir lasse, und gab auch unserem
 Bankhaus bereits Anweisung für Alles zu Deiner Ein-
 kleidung und Deinem Unterhalt Nöthige . . . Du mußt
 Deiner neuen Stellung und Deiner Familie in gleicher
 Weise würdig auftreten. Ich zweifle nämlich nicht im Ge-
 ringsten, daß Du den ehrenvollen Antrag annehmen wirst! . . .“
 schloß die Gräfin, als Walther noch immer verwirrt schwieg.

„Gewiß nehme ich ihn an, Mama!“ sagte er, indem er
 mit feuchten Augen die Hand seiner Mutter ergriff, deren
 Stimme noch nie so mild und weich zu ihm gesprochen hatte,
 wie heute.

„Was fehlt Dir?“ fragte sie befremdet, denn sie war
 nicht gewohnt, ihren frischen, lebensheiteren Knaben weinen
 zu sehen, wo er allen Grund zur Freude hatte. „Wenn
 Du noch Wünsche hast vor Deinem Abgang — Du weißt,
 daß wir mächtige Freunde besitzen?“

Walther richtete sich auf:

„Es wäre allerdings hübsch, wenn Kaver Domhardt
 Trompeter erster Klasse würde und die Thürmerstochter
 von St. Peter heirathen dürfte . . .“

Die hochgeborne Matrone schüttelte verwundert den
 Kopf:

„Was hast Du mit Trompetern und Thürmerstöchtern

zu thun in dem Augenblick, da meine stolzesten Hoffnungen für Deine Zukunft sich zu erfüllen beginnen?“

Mit blutüberströmtem Antlitz stand Walthier vor dem forschenden Blick der Mutter. Aber er ward einer Antwort überhoben durch den Eintritt des Dieners, welcher meldete, ein Kürassier verlange den jungen Herrn Grafen zu sprechen. Er sei anscheinend etwas angetrunken und rede allerlei seltsames Zeug von Militärgefängniß und Stockwache und von seiner Kameradschaft mit dem jungen Herrn Grafen . . .

„Kennst Du den Menschen?“ fragte die Gräfin mit leichtem Stirnrunzeln.

„Der Beschreibung nach scheint es mein früherer Pferdewärter Boos zu sein,“ entgegnete Walthier in äußerster Verlegenheit; „Boos hat mir allerdings einen großen Dienst erwiesen.“

„Ich muß zwar gestehen, daß mich die Vertrautheit meines Sohnes mit einem gemeinen Soldaten Wunder nimmt,“ sagte die Gräfin, nur Walthier verständlich, ernst. „Aber Undankbarkeit ist ein großes Laster, vor Allem dem niederen Volke gegenüber. Erlaubst Du, daß ich der Unterredung beiwohne?“

„Gewiß, Mama,“ sagte Walthier fast hörbar.

„Der Mensch soll hereinkommen,“ befahl die Gräfin.

Gleich darauf klickten die groben Ordonnanzsporen des einstigen Floßknechtes auf dem eingelegten Parquet, und der zarte Parfüm, welcher die aristokratischen Räume durchwehte, ging unter in der durchdringenden Mischung von Stall- und Tabaksdunst, welche die Kleider des Gefreiten

aushauchten. Die Beobachtung des Dieners war nur allzu begründet gewesen; das Auge des Gefreiten war umflort, seine Züge hatten die blöde Unbeweglichkeit des Rausches, und die aufrechte Haltung, die er anzunehmen versuchte, wurde durch ein leises Hin- und Herschwanken des Oberkörpers wesentlich beeinträchtigt.

„Nun rede Er, was will Er von meinem Sohn?“ fragte die Gräfin ungeduldig.

Ein heftiger Schlucken, von welchem Boos eben befallen wurde, hinderte ihn, sogleich zu antworten. Statt dessen berührte er abwechselnd mit der rechten und linken Hand den Schirm seiner Mütze. Endlich begann er:

„Nix für ungut, Herr Kadett, aber wie Sie draußen waren, ist mir die Zeit auch lang worden auf der Stockwache und ich hab' auch meine Urschel nochmal sehen wollen, wie Sie die Ihrige, bevor ich mich zum Polacken hab' abholen lassen. Aber wie ich zu der Urschel kommen bin, ist die ganz herb gewes'n wegen meiner Dummheit, wie sie's g'heiß'n hat, und g'sagt hat's: Hast Du ihm 'nausg'holfen, so kann er Dir auch wieder nein helfen, hat's g'sagt. Gleich gehst und suchst ihn, und wenn Du ihn find'st, nachher red'st ihm gehörig in's Gewissen, daß das gar net schön sein thut, einen Kameraden da drin sitzen zu lassen und selber davon zu gehen. Das thät' ja net einmal ich, und ich bin doch ein Frauenzimmer, hat's g'sagt . . . Und recht hat's, die Urschel, und ein paar Monat zum Polacken mag ich net und deßwegen bin ich da . . .“

In peinlichster Verwirrung hörte Walther die sonderbare, von Schlucken unterbrochene Rede; seine Mutter war

immer ernster geworden. Jetzt gab sie dem Kürassier einen Wink, sich zu entfernen.

„Warte Er drunten im Gesindezimmer, ich will mit meinem Sohn besprechen, was für ihn zu thun ist.“

Boos, welcher vor der Dame mit dem scharfen Blick eine merkbare Scheu an den Tag legte, schien froh, aus dem Bereich ihrer forschenden Augen zu gelangen und entfernte sich mit wankenden Schritten.

„Ich habe von dem Allen nur verstanden, daß mein Sohn sich in einer unwürdigen Lage gegenüber seinem Untergebenen befindet . . . Warst Du wirklich auf der Stockwache — eingesperrt?“

„Ja, Mama.“

„Weshalb?“

„Weil ich den Stadtkommandanten angeritten habe.“

„Bei welcher Gelegenheit?“

„Heute Nacht, als ich vom Feuerpicket wegritt . . .“

„Vom Feuerpicket? Ich glaubte doch, Kadetten würden zu derlei Diensten nicht verwendet?“

„Eigentlich nicht, aber ich ritt freiwillig — aus Mitleid.“

„Aus Mitleid? — Mit wem? —“

„Mit der Thürmerstochter von St. Peter. Sie hatte falsche Feuer-signale gegeben und fürchtete den Born ihres rohen Vaters.“

(Fortsetzung folgt.)

Fritz und Franz.

Novelle

von

Adeline Volkhausen.

(Nachdruck verboten.)

Fritz war mein Busenfreund noch eh ich wußte, was das Wort bedeute, nämlich von meinem vierten Lebensjahre an. Er stand eines Tages auf der Schwelle seines väterlichen Hauses, einen Apfel in jeder Hand. Von dem Anblick gelockt, trat ich näher und pflanzte mich, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, in der Entfernung von einigen Schritten ihm gegenüber auf. Er sah mich an und ich sah ihn an.

„Willst Du einen Apfel haben, kleiner Junge?“ sagte er dann und streckte mir die rechte Hand mit der verlockenden Frucht entgegen.

„Ja,“ sagte ich, sprang hinzu und biß sofort in den Apfel.

Nun biß auch Fritz in den anderen, wir hielten, einander beobachtend, genau Schritt und waren zugleich fertig.

„Soll ich Dir nun zeigen, wo die Äpfel wachsen, kleiner Junge?“ sagte Fritz, nachdem dieselben verzehrt waren.

„Sind noch viele da?“ fragte ich dagegen mit lebhaftem Interesse.

„O, sehr viele,“ entgegnete er, „komm nur mit.“

Und er führte mich durch das Haus hindurch in den dahinter gelegenen Garten. Da saß seine Mutter mit einer Handarbeit beschäftigt.

„Mama, hier ist ein kleiner Junge, der unsern Apfelbaum sehen will,“ sagte Fritz, mich gleichsam vorstellend.

Ich blieb scheu zurück.

„Komm nur näher, Kind,“ sagte Frau Immenhof.

„Wie heißt Du denn?“

„Franz Wildmann.“

„So, so? Da bist Du wohl der Sohn des Doktor Wildmann?“

„Ja.“

„Ach,“ sagte Fritz, „gehört Deinem Vater der Wagen mit dem Schimmel?“

„Ja.“

„Und darfst Du manchmal darin fahren?“

„Ja.“

„Dann nimm mich einmal mit, kleiner Junge, und Du sollst dann so viele Äpfel haben, wie Du willst.“

„Ja,“ sagte ich wieder nur, denn ich war sehr verlegen.

„Aber Fritz,“ sagte Frau Immenhof, „Franz ist kein kleiner Junge, er ist einen halben Kopf größer als Du,“ und damit schob sie uns neben einander, und betreten schaute Fritz zu mir auf, während ich lächelte, denn Großsein war natürlich mein höchster Ehrgeiz.

„Er ist aber doch ein kleiner Junge,“ wiederholte Fritz, „denn Hugo Lenz ist viel größer.“

„Das wohl, aber Du mußt ihn Franz nennen, denn so heißt er.“

„Franz? Komm Franz, jetzt will ich Dir den Apfelbaum zeigen.“

Und wir sprangen davon, versuchten den Apfelbaum zu schütteln, der sich nicht rührte, spielten Ball und legten uns im Gärtchen in den Sand, so daß Stunden vergingen, ohne daß ich daran dachte, nach Hause zu gehen. Meine Eltern würden sich sehr beunruhigt haben, wenn Frau Immenhof nicht hingeschickt hätte, um sie wissen zu lassen, daß ich wohl aufgehoben wäre.

Mit den Taschen voll von Äpfeln langte ich endlich wieder an und war so erfüllt von meiner neuen Bekanntschaft, daß ich haarklein Alles erzählte, davon träumte und am andern Morgen noch vor dem Frühstück zu Fritz Immenhof verlangte.

Von dem Tage nun datirt unsere Freundschaft, und sie hat Stich gehalten wie wohl selten eine, weil vor den idealen Forderungen des Jünglings, dem kritischen Urtheile des Mannes in der Regel nicht zu bestehen vermag, was der Zufall zur Zeit kindischer Unmündigkeit mit einander verband.

Nur Eines ärgerte mich: „Fritz und Fraß“ nannten uns die Leute. Nicht, daß sie mich allein so angeredet hätten, dann hieß ich Franz, aber wenn sie von uns sprachen, dann machten sie sich die beiden Namen mundgerecht, und Fritz und Fraß hießen wir bei den Geschwistern, bei den Dienstboten und in der Schule, ja schließlich in der ganzen Stadt.

Mein anfänglicher Verdruß ging in der Gewohnheit unter und zumeist schließlich wohl in dem Bewußtsein, wie wenig zutreffend für mich die Bezeichnung war.

„Sieh doch nur einmal in den Spiegel, ob Du ein Fraß bist,“ sagte mein Vater, und sicher zum ersten Mal in meinem Leben stellte ich damals eine solche Prüfung an.

Das lockige helle Haar, die frischen gesunden Farben durften mir wohl gefallen, und unwillkürlich stellte ich mir Fritzens etwas verkümmertes Aussehen daneben vor. Ich lächelte hinfort zu „Fritz und Fraß“ und war mit sechzehn Jahren zu dem Bewußtsein gelangt, daß ich ein recht hübscher Junge sei, dem die Mädchen auf der Straße heimlich nachschauten, und vielleicht durfte Fritz von sich dasselbe glauben, denn wir waren immer beisammen, selten sah man den Einen ohne den Andern, und die Richtung der Blicke ließ sich nicht so genau unterscheiden.

Ich bekam meinen jährlichen Antheil von Immenhof's Nepseln, hatte ein Anrecht auf alle Spielsachen und später auf alle Bücher, die Fritz besaß, an seine Kaninchen und an sein großes Aquarium. Es gehörte uns Alles gemeinsam, insofern wir gemeinsam dafür sorgten, aber ich wußte doch, daß so eigentlich gesehlich das meiste ihm gehörte, denn Fritz war das einzige Kind, und ich hatte eine ganze Reihe von Geschwistern, so daß wir von meinen Eltern, die nicht reich waren, keineswegs verwohnt wurden.

Fritz und ich hatten auch denselben Bildungsgang und hielten im Lernen gleichen Schritt, und wenn ich ihm vielleicht überlegen war, so benützte ich das nur, um ihm nachzuhelfen und ihn zu fördern. Er war etwas leichtsinnig

und flüchtig, aber trotzdem von überaus reizbarem Ehrgeize, so daß er es nicht ertragen hätte, mir nachzustehen.

Wir gingen auch zu gleicher Zeit zur Universität ab, denn wir wollten Beide studiren und zwar Beide Medicin. Da nannte man die beiden Unzertrennlichen im Anfang Castor und Pollux, aber es dauerte nicht lange, da hatte man die Spitznamen von der Schule her in Erfahrung gebracht, und wir waren wieder Friß und Fraß, eine Bezeichnung, die dem studentischen Uebermuth e ungleich mehr zusagte, als die klassischen Namen.

Es war nun die Zeit, wo wir uns verlieben durften; ich besonders durfte es, denn ich war völlig freien Herzens aus N. weggegangen, aber mit Friß war das eine andere Sache. Ich hatte den Vers gelesen, den er meiner Schwester Sophie in's Album geschrieben, und ich hatte gesehen, wie Sophie mit Mühe der Thränen Herr wurde, die sich bei unserer Abreise ihr in's Auge drängten. Mir galten diese Thränen nicht, das wußte ich ganz genau, und von mir rührte auch nicht der Rosenstock her, der über Nacht auf ihr Fensterbrett gestellt worden war.

Nichtsdestoweniger hatte Friß mit seinem empfänglichen Herzen ein reges Interesse für die jungen Damen der Universitätsstadt. „Es ist mein ästhetischer Sinn, meine Freude am Schönen, weiter nichts,“ sagte er; aber ich sah wohl ein, daß ich mir nicht zu sehr Hoffnung auf diesen meinen jugendlichen Schwager machen dürfe, und ließ den Gedanken daran bald ganz und gar fallen, denn Friß war immer hinter irgend einer Schürze her und kannte alle hübschen Mädchen der Stadt.

Das beste Schutzmittel gegen alle Gefahren, die der Jugend in den Weg treten, besaßen wir in unserer gegenseitigen Freundschaft. Ein Jeder von uns hätte Scheu gehabt, den bewußten breiten Pfad einzuschlagen, um des Andern willen; ein Jeder hätte sich geschämt vor dem Freunde, mit dem er für Posa schwärmte, und Arm in Arm mit dem er sein Jahrhundert in die Schranken gefordert.

Wir fanden Anregung und Verständniß unfehlbar immer der Eine bei dem Andern, was den Einen beschäftigte, interessirte auch den Andern, für Langeweile hatten wir nicht Raum, und trotz sehr verschiedenartigen Naturells begegneten wir uns in den wesentlichsten Meinungen und Anschauungen. Ernstliche Streitigkeiten kamen nie vor, und wenn wir einmal disputirten, so war das nur interessant, eine Uebung in der Dialektik.

Wir hatten natürlich eine gemeinsame Wohnung, schloßen in dem einen Zimmer und bewohnten das andere. Unseren Kaffee machten wir Morgens selber, Fritz die eine Woche, ich die andere, und im Wettstreit, wer die Sache am besten verstehe, verbrauchten wir etwas unnöthig viel.

Abends waren wir auch häufig zu Hause, denn Bierhelden waren wir Beide nicht, und im Grunde waren wir auch ziemlich fleißig und mißbrauchten die akademische Freiheit nicht mehr als vielleicht naturnothwendig in einem Alter, wo die körperliche Entwicklung das ganze Individuum gleichsam beherrscht.

Unsere Hauswirthin war die Wittwe eines Professors, eine feine Dame, die Bedenken tragen mochte, an Studenten zu vermietthen, denn anscheinend ganz absichtslos ließ sie

sich mit uns in eine Unterhaltung ein, ehe sie die Zimmer vermietete, und dann sagte sie: „wir wollen es versuchen.“

Und der Versuch fiel zu beiderseitiger Zufriedenheit aus. Wir waren ausgezeichnet gut aufgehoben und mein Vater, der bald nach unserer Installation kam, um sich einmal nach uns umzusehen, sprach sich höchlich zufrieden aus. Er machte auch der Wittve Lenne seine Aufwartung, und indem er auf ihre Klagen über Nervenleiden einging, legte er es ihr an's Herz, uns ein wenig zu bemuttern. Auch uns machte er entsprechende Andeutungen, aber dagegen lehnte unser Mannesstolz sich auf und wir wollten nichts davon hören. Als aber Fritz bald einmal Zahnweh hatte, ging ich doch Rath suchend zu Frau Lenne, und die gute Frau half dann auch so lange mit verschiedenartigen Mittelchen, bis endlich das rechte getroffen sein mußte, denn das Zahnweh ging vorüber.

Einmal nun, als wir einträchtiglich aus dem Colleg kamen, bemerkte ich, daß das dritte Fenster in der Fronte unseres Hauses geöffnet war. Ich machte Fritz darauf aufmerksam und er meinte, da würde wohl geschauert. Aber ein Tapezierer zeigte sich am Fenster und steckte frische Vorhänge auf, und als wir nach oben kamen, sahen wir durch die offenstehende Thüre, daß das Zimmer auf das Sauberste und Bierlichste hergerichtet war, gerade so, als ob ein Gast erwartet würde.

„Vielleicht ist es auch ein neuer Miether,“ sagte ich, „denn Frau Lenne gebraucht wirklich das Zimmer nicht.“

„Kann uns egal sein!“ entgegnete Fritz leichtsinnig,

völlig ahnungslos über die Bedeutung, die so ein Zimmer-nachbar just für das Alltagsleben haben kann.

„Nun sieh einmal,“ sagte er andern Tages, als wir wieder die Straße herunter kamen, „nun stehen sogar Blumen auf der Fensterbank — was sagst Du dazu?“

„Donnerwetter! Dann zieht eine Dame ein.“

„Das ist wahr! Das ist interessant.“

„Interessant!“

„Ja — vielleicht eine junge, hübsche.“

„Bilde Dir doch nichts ein! Junge und hübsche Damen wohnen nicht so einzeln zur Miethe, das wird irgend eine brave alte Schachtel sein, eine gute Freundin von Frau Professor Lenne — was kümmert es uns?“

„Gar nicht!“ entgegnete Fritz, und der Sache ward auch nicht weiter gedacht, als einige Tage vergingen und im Stande der Dinge sich nichts änderte. Die Läden blieben offen und das alte Haus, das in eine schmale Gasse sah, hatte gleichsam ein freundliches Lächeln gewonnen mit seinem Schmuck von Geranien und Rosen.

Eines Morgens nun nach dem Kaffee, den Fritz gekocht hatte, legte ich mich in's Fenster und ließ meine lange Pfeife mit großen Troddeln hinaushängen.

Ich verfolgte die mächtigen Tabakswolken, welche zu erzeugen mir gelang, und amüßte mich, wie hübsch der leise Wind sie zwischen den Blumen just neben unserem Fenster hindurch trieb, wie wallende Nebelschleier zwischen einer Schaar von Elfen oder wie Weihrauchdunst vor einem blumengeschmückten Altar.

„Da ließe sich ein ganz hübsches Gedicht machen,“ dachte

ich, und — mein Gott! Da war auch das Anbetungsobjekt!

Mit offenem Maule starrte ich nach dem Fenster hin, die Pfeife in der Linken, mich gefährlich weit hinauslehrend.

Aber es war nichts mehr zu sehen.

„Fritz, es ist eine Junge!“ sagte ich endlich, mich dem Zimmer wieder zuwendend.

„Was?“

„Eine Junge, sage ich Dir.“

„Aber was willst Du denn eigentlich?“

„Unsere Nachbarin ist eingezogen,“ erwiderte ich ganz aufgeregt, „sie hat eben aus dem Fenster gesehen.“

„Und die Nachbarin ist eine junge Nachbarin?“ sagte Fritz sofort sehr animirt und war im selben Augenblick an meiner Seite.

Aber das Mädchen ließ sich nicht wieder sehen, obwohl wir warteten und warteten und fast das Colleg deshalb veräumten.

„Wie sieht sie denn aus?“ fragte Fritz wiederholt, aber darauf konnte ich ihm gar nicht sicher antworten, denn ich meinte in dem Moment nur etwas überaus Frisches und Rosiges und einen prächtigen dunklen Lockenkopf gesehen zu haben.

„Nun, es kommen noch mehr Tage,“ sagte ich endlich, „die bleibt sicher längere Zeit, sonst wären nicht so gründliche Vorbereitungen getroffen worden.“

„Amüſant, amüſant, eine junge schöne Nachbarin zu haben!“ sagte Fritz, „wer sie wohl sein mag?“

Da kam just Lisbeth, die alte Magd herein, welche unser Zimmer in Ordnung bringen wollte, weil sie meinte, wir wären schon fortgegangen. Indem sie uns noch sah, wollte sie sich zurückziehen, aber mit außerordentlicher Höflichkeit nöthigte Fritz sie, nur wieder herein zu kommen, wir wären im Begriff, zu gehen, und sie habe ja auch jetzt mehr zu thun als sonst, denn offenbar wolle Frau Lenne auch das dritte Zimmer vermietthen, weil es seit einigen Tagen in Ordnung gebracht sei.

„Vermietthen? O bewahre!“ entgegnete Lisbeth, „das ist das Fremdenzimmer, und das junge Fräulein ist ja auch bereits angekommen.“

„Nicht möglich!“ rief ich aus, „ein junges Fräulein wohnt hier neben uns?“

„Nun, das heißt, sie ist nur zum Besuch hier. Sie ist die Nichte von Frau Professor Lenne und heißt auch Lenne, Fräulein Ottilie Lenne.“

„Und die bleibt eine Zeit lang?“

„Freilich — so lang sie mag. ‚Lisbeth,‘ hat Madame zu mir gesagt, ‚wir müssen meiner Nichte den Aufenthalt so angenehm wie möglich machen, es soll ihr hier gefallen.‘ Und Madame hat sich ungeheuer auf die Gesellschaft gefreut. Aber das Fräulein ist sehr still, ich glaube, sie ist traurig.“

„Traurig? o warum nicht gar!“

„Sie trägt auch Trauerkleider, aber doch nicht mehr tiefe Trauer, ihre Mutter ist vor einem halben Jahre gestorben.“

„So! so!“ sagten wir gleichzeitig und meinten damit die Traurigkeit des Mädchens erklärt zu haben.

Was mich betrifft, so beschäftigten sich meine Gedanken weiter nicht sonderlich mit der neuen Hausgenossin; nur wenn wir nach Hause kamen und ich die Blumenstöcke vor ihrem Fenster sah, spähte ich unwillkürlich nach deren Pflegerin und ich muß auch bekennen, daß das weibliche Element in unserer Nachbarschaft einen sittigenden Einfluß auf uns ausübte, denn wenn wir zuweilen etwas spät Abends heimkehrten, so stiegen wir so sachte und behutsam die Treppe hinauf, als ob wir auf Filzsohlen gingen. Vorher hatten wir gar nicht daran gedacht, daß wir möglicher Weise den Schlaf unserer Hauswirthin störten; durchaus nicht aus Bosheit, sondern aus recht fleghafter Gedankenlosigkeit waren wir nur so in's Haus und in unser Zimmer hinein gepoltert und hatten dann noch zum Ueberfluß die Stiefel hinaus geworfen und die Thüre zugeschlagen, daß es in dem stillen Korridor wiederhallte. Nichts von alledem jetzt, denn der Schlaf einer jungen, schönen Nachbarin — das ist ganz was Anderes!

Ich behaupte auch, Friß gebrauchte viel mehr frische Halskragen als sonst und trug immer ein blauseidenes Halstuch, was bis dahin für besondere Gelegenheiten reservirt geblieben war — Alles in der Hoffnung, Fräulein Ottilie auf der Treppe oder im Korridor einmal zu sehen.

Aber umsonst! Auch neben unserem Fenster erschien der Lockenkopf nicht wieder, so sehr wir uns auch bemühten, Beide unsern Weihrauch dem Blumenfenster zu spenden, und obwohl wir fast eine halbe Stunde harrten, Beide den Kopf nach rechts gedreht, welches für unsere Nachbarn vis-à-vis ein amüßantes Schauspiel gewesen sein mag.

Gerade weil die Dame unsichtbar war, beschäftigte sich unsere Phantasie in der ergößlichsten Weise mit ihr. Wir schraubten unsere Neugier gegenseitig immer mehr in die Höhe, so daß sie wirklich prickelnd wurde und wir besonders darauf ausgingen, Einer dem Andern einen Vortheil abzugewinnen. Jeder beeilte sich, Morgens zuerst aus dem Fenster zu schauen, auf dem Korridor machten wir uns ganz unnöthig viel zu schaffen und mit Lisbeth knüpften wir öfter Unterhaltung an, als uns sonst je eingefallen war.

Einmal behauptete Fritz, die schöne Unbekannte gesehen zu haben, sie sei gerade zur Stubenthüre hinein gegangen, so daß er noch eben die schlanke Figur und die Fülle dunkler Locken habe sehen können. Das ließ mir nun keine Ruhe, ich konnte es nicht dulden, daß er mir so voraus war und ich beschloß einen kühnen Handstreich.

Selbstverständlich kam es doch vor, daß der Eine oder der Andere allein ausging, schon darum, weil wir nicht durchweg dieselben Collegien hörten. Einen solchen Moment beschloß ich zu benutzen, und als Fritz eben fortgegangen war zu Professor Müller's Vorlesung, die er für sehr lehrreich hielt, ich aber als zu langweilig aufgegeben hatte, machte ich schleunigst ein wenig Toilette, schritt zum Zimmer hinaus, den Korridor entlang und klopfte mit festem Finger an Frau Lenne's Thüre.

„Herein!“ rief eine helle Stimme, und wie ich pochenden Herzens eintrete, da steht mir wahrhaftig das schönste Mädchenbild gegenüber, das ich mein Lebtag gesehen.

Ich war so betreten, daß ich vergaß, was ich sagen

wollte — am deutlichsten aber kam mir zum Bewußtsein, daß Ottilie — denn das war sie ja — keineswegs dunkle Locken hatte, daß mir also meine Phantasie bei dem flüchtigen Blick am Morgen einen Streich gespielt und Fritz wahrscheinlich nur geprahlt hatte, daß er das Mädchen gesehen, denn sie war goldig blond, eine Erscheinung überhaupt wie das helle Morgenroth, und sie lächelte mich so unbefangen heiter an, daß auch die Vorstellung von ihrer Traurigkeit nicht stimmen wollte.

Lächelte sie wohl über mein Erröthen? über meine sichermertliche Verlegenheit?

Gerade wollte ich mich ermannen, da nahm sie zuerst das Wort und frug: „Sie sind wohl einer der jungen Herren, die bei meiner Tante zur Miethe wohnen?“

„Ja wohl — zu dienen, Fräulein! Mein Name ist Wildmann, Franz Wildmann — und wir haben hier eine so angenehme Wohnung —“

„So? Finden Sie das?“

„O, sehr angenehm.“

„Ich finde die Zimmer nach der engen Straße nicht besonders,“ sagte sie, „hier, Tantens Zimmer, die nach dem Garten hinaussehen, sind ungleich schöner. Aber, bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„O, ich danke Ihnen!“ und der vorgebliche Zweck meines Besuches fiel mir wieder ein.

„Ich erlaubte mir, hier einzutreten,“ sagte ich, „weil ich Frau Lenne um etwas bitten wollte.“

„Tante ist ausgegangen,“ sagte sie, „vielleicht kann ich Ihnen dienen, oder kann ich etwas bestellen?“

„O, Sie sind zu gütig! Ich kann ja so leicht wiederkommen, wenn Ihre Frau Tante zu Hause ist.“

„Ist zu Hause!“ rief da die Stimme der eben eintretenden Dame, und nun hatte ich mein Anliegen vorzubringen, welches in nichts Geringerem bestand, als im Ersuchen um das Mittel gegen Zahnweh, denn mein Freund sei in der vergangenen Nacht wieder davon gepeinigt worden u. s. w. u. s. w.

Ich schämte mich, weiß Gott! meiner Lüge. Ich hatte einen guten Spaß machen wollen und gegen Fritz nachher damit renommiren, und nun kam ich mir vor wie ein er-tappter Schuljunge.

Aber die gute Professorin merkte doch nichts, sie gab mir so bereitwillig ihr Fläschchen mit den Zahntropfen, daß ich einsah, wie Recht Fräulein Ottilie hatte, indem sie bemerkte:

„O, wenn Sie Tantens Apotheke benutzen, so gewinnen Sie jedesmal einen Stein bei ihr im Brett.“

„Ei,“ sagte ich, „dann hoffe ich, selber einmal krank zu werden.“

„Wie leichtfertig, junger Herr!“ erwiderte Frau Lenne, „meine Nichte scherzt — solide junge Leute haben nicht nöthig, auf solchem Wege sich in meine Gunst zu setzen. Uebrigens,“ fügte sie lachend hinzu, „an der Gunst alter Frauen, wie ich bin, ist jungen Studiosen auch nichts gelegen.“

„O, bitte! bitte!“

„Nun, man weiß das! Aber, Herr Wildmann, sehen Sie, ich habe zur Zeit eine Tochter, einen lieben Gast, da

werde ich auch häufiger als sonst andere Gäste bei mir sehen, und wenn dann die jungen Herren mir auch das Vergnügen machen wollen, so wäre mir das sehr angenehm.“

Da wurde ich abermals roth und zwar vor heller Freude, und ein strahlender Blick auf die Nichte, von dem auch die Tante gestreift wurde, mochte mehr sagen als Worte, wie glücklich mich eine solche Aussicht mache.

Wahrscheinlich stotterte ich auch etwas derart, und sicher machte ich mein bestes Kompliment, aber als ich mich wieder auf meinem Zimmer befand, wußte ich nicht recht, wie ich dahin gelangt war, ich mußte erst mich besinnen und fand es ungeheuer dunkel um mich her.

„Was wird Fritz sagen?“ war mein erster Gedanke, denn nun kam mir mein Beginnen fast wie Verrath an der Freundschaft vor und mir war keineswegs so lustig zu Sinn, wie ich mir das vorgestellt hatte. Unruhig ging ich im Zimmer auf und ab, aber der neckische Uebermuth stellte sich doch wieder ein, als ich meinen Freund die Treppe heraufkommen hörte. Er warf im Hereintreten die Mütze auf's Sopha und begann von Professor Müller zu erzählen, den er heute auch langweilig gefunden hatte.

„Da steht das Fläschchen,“ unterbrach ich ihn.

„Was für ein Fläschchen?“ sagte er, indem er zugleich danach griff.

„Die Zahntinktur.“

„Wie so? Wo kommt sie her?“

„Von Frau Lenne.“

„Wozu?“

„Gegen Dein Zahnweh.“

„Ich habe ja gar kein Zahnweh.“

„Ich hab' es ihr aber gesagt!“

„Ungeheuer!“ fuhr er auf, „Du warst dort?“

„Ich war dort.“

„Und hast sie gesehen?“

„Habe sie gesehen.“

Einen Moment lang starrte mich Fritz an, offenbar unentschieden, ob er sich ärgern oder lachen sollte; dann zog er aber das Letztere vor und rief einmal über's anderemal: „Ein kapitaler Spaß! Ein kapitaler Spaß! Du Wetterjunge! Wie sieht sie denn aus? Was hat sie denn gesagt? Was hast Du gesagt?“

Ich mußte ihm Alles haarklein erzählen und bei dem blonden Haar kam es denn wirklich heraus, daß er Ottilie keineswegs gesehen hatte.

Plötzlich stellte sich Fritz vor den Spiegel, bürstete sein Haar, zupfte Weste und Halsbinde zurecht und griff dann nach seiner Mütze.

„Wohin?“ fragte ich.

„Ich gehe auch zu Frau Lenne.“

„Dummes Zeug!“

„Freilich! — aber ich gehe.“

„Was willst Du denn da?“

„Ich will sie auch um ein Hausmittel bitten.“

„Um ein anderes gegen Zahnweh?“

„Vielleicht — ich hole nun eines für Dich.“

„Was fällt Dir ein! Mir fehlt ja nichts.“

„Mir auch nicht, und Du bist doch gegangen.“

„Fritz! Du wirst doch nicht?“

„Und wenn ich nun würde?“

„Die Frau lacht Dir ja in's Gesicht, wenn Du nun kommst und sagst, ich hätte auch Zahnweh.“

„Das will ich auch nicht sagen.“

„Was denn?“

„Nun, irgend etwas Anderes.“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel, Du habest Leibweh.“

„Gott steh' mir bei! Du wärest im Stande! Aber so! — Nun sieh, wie Du hinkommst!“ Und damit hatte ich den Schlüssel von der Thüre abgezogen und in die Tasche gesteckt. Frik warf seine Mütze lachend wieder hin mit den Worten: „So sag' ich es ihr morgen.“

Aber das beunruhigte mich nicht, denn nur im ersten Anlauf traute ich ihm die Keckheit zu.

Von dem Tage an lehnte ich mich Morgens nicht mehr in's Fenster, ich sagte, meine Neugier sei vor der Hand befriedigt; im Grunde aber sah ich das Lächerliche unseres Beginnens ein, es kam mir jungenhast vor und so wollte ich in den Augen des Mädchens nicht erscheinen.

Aber es war angenehm, in Gedanken mit ihr zu verkehren. Mein ästhetischer Sinn war ohne Zweifel auch aufgewacht, die Freude am Schönen machte, daß ich mich so viel mit Ottilie beschäftigte, und so ein hübsches Mädchenbild, das uns im Wachen und im Träumen begleitet, ist eine gar liebe Gesellschaft.

Das Bedürfniß, davon zu reden, hatte ich nicht viel. Frik dagegen, der doch im Grunde gar nicht theilhaftig war, um so mehr, und das war mir dann wieder angenehm; ich

hörte seine harmlosen Witze — meist auf unsere Kosten — an und lächelte, oder seine dithyrambischen Ergüsse und lächelte ebenfalls.

„Du bist eine kalte Seele,“ sagte er dann wohl, „Du kannst Dich gar nicht begeistern.“

„So, meinst Du?“

„Höchstens für die alten Griechen oder vielleicht für einen amerikanischen Urwald.“

„Um — wer weiß?“

„Wer weiß? Du thust aber so weise. Dein überlegenes Lächeln macht mich ganz toll.“

„Für wen begeisterst Du Dich denn?“

„Für die schöne Fremde — natürlich! Für wen sonst! Der Nimbus des Unbekannten, in dem sie vor mir schwebt, hat einen ungeheuren Reiz.“

„Habe sie erst einmal gesehen!“

„Vielleicht ist es dann vorbei. Was thut's? Ich stehe jetzt immer vor der Erwartung eines ungeheuren Vergnügens — wenn diese Frau Lenne uns doch endlich einmal einladen wollte!“

Das hatte er schon zwanzig Mal gesagt und ich noch viel öfter gedacht, und endlich kam auch die Einladung.

Lisbeth überbrachte dieselbe in aller Form, und wir ließen sagen, daß wir uns mit vielem Vergnügen die Ehre geben würden.

Mir klopfte das Herz und Fritz tanzte auf einem Beine herum, als sich die Thüre hinter der alten Dienerin geschlossen hatte.

Von der Gesellschaft als solcher versprochen wir uns

nicht viel. Wir hatten wohl bemerkt, daß Frau Lenne nicht gerade einsam und isolirt lebte, aber meist waren es natürlich ältere Leute, die wir gelegentlich sahen, und immer nur wenige; einen großen Kreis vermochte sie schon der Räumlichkeit wegen nicht um sich zu versammeln, denn sie war — namentlich jetzt — auf ihr Wohnzimmer beschränkt. Das war nun freilich sehr groß und hoch und am Abend erschien mir Alles so geschickt und elegant arrangirt, daß ich mich nur wunderte, das früher nicht bemerkt zu haben.

Als wir eintraten, stellte uns Frau Lenne fünf oder sechs anderen Gästen vor und dann hielt sie mich eine Weile im Gespräch fest, während Fritz sofort mit Ottilie anknüpfte und dabei eine so verbindliche Haltung annahm, daß ich mich gründlich über den Bengel ärgerte und der guten Professorin sehr zerstreute Antworten gab.

Es war da noch ein kleines zwölf- oder dreizehnjähriges Mädchen. „Das ist meine Nichte Luise,“ hatte Frau Lenne gesagt, und wie mich die mit ihren prachtvollen dunklen Augen anschaute, fuhr mir's schnell durch den Sinn, daß es klug gethan sein könnte, sich mit ihr gut zu halten. Ich redete sie also an, worüber sie sichtlich Vergnügen empfand und ganz unbefangen antwortete und plauderte, was ihr eben durch den Sinn fuhr.

„Hat Tante Lenne nicht wundervolle Blumen?“ fragte sie. „Haben Sie je so große Gummibäume gesehen?“ und damit deutete sie auf zwei allerdings riesige Exemplare, die zur Seite eines schönen Blumentisches standen.

Indem ich nun mit Luise den Blumentisch bewunderte und einigen prachtvoll blühenden Pflanzen meine Aner-

kennung aussprach, wandte Ottilie sich nach uns um und sagte: „O, das ist noch gar nichts, diese paar Blumen hier! da sollten Sie einmal in den Garten kommen und sehen, was so ein kleines Stückchen Land Alles zu bieten vermag.“

„In den Garten?“ frug ich, „gehört denn der Garten Ihrer Frau Tante?“

„Ihr gehört das ganze Haus,“ erwiderte Luise, „das Parterre hat sie zwar vermietet, aber den Garten sich reservirt.“

Ich hatte das nicht gewußt, denn was kümmerte es uns bis dahin? Es wäre uns nicht eingefallen, in den Garten zu gehen, da die prächtige reiche Natur dicht um die Stadt herum für uns nur ein großer Garten war.

Jetzt schauten wir Beide mit plötzlich lebhaftem Interesse zum Fenster hinaus, das überdies weit geöffnet stand, denn es war Mitte Sommer und noch vollkommen hell.

„Ach, diese Rosen,“ rief ich aus.

„Und die Geißblattlaube!“ rief Fritz.

„Die Levkojen!“

„Auch schon Astern!“

„Komm, Ottilie, wir wollen einmal in den Garten gehen,“ sagte Luise, „und Herr Wildmann und Herr Immenhof können mitgehen.“

„Ja, ja, ja!“ hieß es, und „Sie haben einen gescheiterten Gedanken,“ sagte ich zu dem kleinen Mädchen.

Ottilie meldete darauf ihrer Tante unsere Absicht und sie winkte sehr befriedigt. „Das wird ganz recht sein,“ sagte sie, „junge Leute können nicht immer so auf einem Fleck bleiben, wenn ich Deiner bedarf, Ottilie, so werde ich rufen.“

„Nein, nein, Tante, mich ruffst Du,“ sagte Luise, „Du hast mir versprochen, daß ich heute präsentiren soll.“

„Gut, so rufe ich Dich, mein Schatz — und nun amüsirt euch gut.“

Wir gingen also, aber nicht zur Etagenthüre hinaus und dann unten durch's Haus, sondern neben der Küche in der Bel-Etage ging ein schmaler Korridor, der auf eine Thüre zuführte. Luise öffnete dieselbe und da befanden wir uns auf einer Art von Altane, von der hinunter eine Treppe direkt in den Garten führte.

„O, das ist schön!“ riefen wir Beide aus, denn es war wirklich so. Man sah ein weites Gebiet von Gärten, die kaum merklich von einander getrennt waren, so daß man ein zusammengehöriges Terrain vor sich zu haben glaubte, wetteifernd in der Pracht von Blumen und Düften, von Bäumen und Sträuchern. Im Hintergrunde schlossen Berge das Bild ab, und die Abendsonne beleuchtete Alles so wunderbar, daß es mir von diesem Punkte aus wie eine völlig fremde Welt erschien.

Der Garten, welcher zum Hause gehörte, zog sich zwar schmal, aber doch ziemlich lang hinaus, und er war wirklich so perfekt und mustergiltig, daß man vermeinen sollte, ein Gärtner halte ihn Tag aus Tag ein in Ordnung, und doch war es Frau Lenne's Hand, die Alles beschaffte, was nicht durchaus von Männern geschehen mußte.

Wir besahen und bewunderten aufrichtig, denn das Alles hatte mit einem Male ein lebhaftes Interesse für uns, und ich besaß glücklicherweise auch hinlängliche Kenntnisse über Gartenbau und Blumenzucht von meinem Vater

her, der in seinen Mußestunden nichts lieber that, als im Garten sich zu beschäftigen, während Fritz eine cavaliermäßige Unkenntniß an den Tag legte.

Auch Ottilie war nicht ohne Kenntniß von Blumen und Früchten und deren Kultur, „aber im Garten arbeiten, wie Tante Lenne, nein, das mag ich nicht,“ sagte sie.

„Wie könnte man auch mit so zarten feinen Händen so grobe Arbeit thun?“ sagte Fritz.

Ich meinte ebenfalls, daß es eine Barbarei wäre, indem mein Auge auf der kleinen rundsichen Hand des Mädchens haftete, sagte aber nichts. Dennoch gefiel es mir, als Luise sagte: „Ach was, meine Hände! ich mag aber gern im Garten arbeiten, ich harke die Wege und jäte das Unkraut, sonst wäre auch Alles nicht so hübsch ordentlich hier. Tante ist schon alt, und da kann sie sich nicht immerfort bücken — ich helfe ihr.“

„Sie kann sich ja einen Gärtner nehmen,“ meinte Ottilie.

„Nein, das thut sie nicht, sie will Alles allein thun, nur mir erlaubt sie, zu helfen. Vielleicht meint sie, es wäre nicht viel, was ich helfe, es ist aber doch viel, und wenn ich meine Schularbeiten machen muß, habe ich oft kaum Zeit.“

Und dabei baumelte Luise mit ihren Füßen, die nicht die Erde erreichten, immer hin und her, vergeblich sich bemühend, das kurze Kleid über den Rand des zierlichen Stiefels zu bringen. Wir hatten uns in die Geißblattlaube gesetzt, auf die eine Bank die beiden Mädchen, auf die andere wir, und da plauderten wir nun so hin und her,

sehr ungenirt und sehr unbefangen, viel mehr als es auf dem Parquet eines Salons oder in einem Ballsaale möglich gewesen wäre.

Das Meiste zu diesem Tone der Unterhaltung trug unbedingt Luise bei, die noch nichts von Koketterie wußte, sich hier zu Hause fühlte und mit ihrem frischen, fröhlichen Temperamente gar keine Pausen aufkommen ließ.

Einmal wollte sie einen Schmetterling haschen, der in die Laube geflattert war. Er entwischte ihr aber und sie jagte hinter ihm her, ohne daß Einer von uns sich gedrungen gefühlt hätte, ihr zu folgen; aber Fritz und ich waren uns sicher einander im Wege, und unbedingt hätte Jeder gern den Anderen hinter dem wilden Mädchen her laufen sehen.

Fritz bot alle ihm zu Gebote stehende Liebenswürdigkeit auf — ich fand ihn fade. Ich selbst war schweigsam, die Gegenwart der schönen Ottilie machte mich beklommen, und doch konnte ich meinen Blick nicht losreißen von dem feinen Oval dieses Gesichtes, und das Spiel ihrer beweglichen Lippen hätte ich stundenlang beobachten können. Ottilie selbst zog mich immer wieder in's Gespräch hinein, sie theilte ihre Gunst im Gleichgewichte aus, und wenn sie auch ihre Worte mehr an den lebhafteren Fritz richtete, so traf mich dafür zuweilen ein Blick, vor dem mein Herz erbebte.

Ach, mein Herz! Es spielte mir damals seinen ersten Streich, und an der heißen Eifersucht, die gegen Fritz in mir aufwallte, ward ich mir der fürchterlichen Macht einer ersten Liebe bewußt.

In der Laube sitzend machte ich meine Reflexionen darüber und mit kühnem Gedankensprünge stellte ich mir die Frage: wie lange es wohl noch dauern könne, bis ich das Recht habe, einem Mädchen von Liebe zu reden.

„Herr Wildmann!“ sagte da Ottilie und ich schrak auf, „Sie denken gewiß an Ihre lange Pfeife.“

„Mein Gott, Fräulein! Wie so? Wie meinen Sie?“

„Ist es nicht so?“

„Wahrlich nicht! Ich dachte an viel Schöneres — wenn Sie wüßten —!“

„Aber, Fräulein!“ mischte Fritz sich ein, „was wissen Sie von unseren langen Pfeifen?“

„Von unseren Pfeifen? Ich habe nur von einer gesprochen.“

„Ja — ich rauche aber auch, jeden Morgen.“

„Als ob ich das nicht wüßte!“

„Das wissen Sie? Woher? Wie so?“ fragten wir zugleich.

„Nun — kann man nicht um die Ecke sehen?“

„Ja so!“

„Und dann die dicken Tabakswolken, die vor meinem Fenster vorbei ziehen.“

„Fräulein, das ist der Weihrauch unserer Huldigung,“ wagte ich zu sagen.

„Glücklicherweise kommt er nur bei Westwind, haben wir Ostwind, so blasen Sie ihn Ihrer Nachbarin zur Linken zu.“

„Da haben wir keine Nachbarin.“

„Doch, doch! ein junges hübsches Mädchen.“

„Die existirt nicht für uns.“

„Aber Sie werden sehr für sie existiren, denn sie kann ihre Nachbarn riechen, und das ist nicht sehr ästhetisch.“

„Mir egal, was diese Nachbarin betrifft,“ sagte Fritz, „aber künftig werde ich mich nur bei Ostwind in's Fenster legen, d. h. mit meiner Pfeife — dagegen haben Sie doch nichts, daß man Morgens die frische Luft genießt?“

„O, durchaus nicht — ich bitte sehr! stören Sie sich keineswegs an Ost oder West, ich bleibe ja doch nicht in meinem Schlafzimmer, und zu Tante Lenne werden Sie mit Ihrer Räucherei nicht kommen.“

„Können Sie die Pfeifen nicht leiden?“ fragte ich.

„Pfeifen — Cigarren — Alles blauer Dunst, Alles schlechte Angewohnheit, das Eine nur weniger unerträglich als das Andere!“

Von dem Moment an war es bei mir beschlossene Sache, das Rauchen aufzugeben, aber ich sprach meine Absicht nicht aus, ich hatte eine Ahnung, als ob es lächerlich erschienen sein würde.

Fritz dagegen brach eine Lanze für dieses Attribut seiner Männlichkeit, und es standen ihm genug wichtige Redewendungen zu Gebote, was mich Alles sehr ärgerte.

Ich bemühte mich, der Unterhaltung eine andere, mehr ernste Richtung zu geben, allein da Fritz mich nicht unterstützte, wollte es nicht gelingen, er suchte auf dem Gebiete zu bleiben, auf dem er um vieles gewandter war als ich.

Luiſe war von ihrer Schmetterlingsjagd nicht zu uns zurückgekehrt, denn man hatte sie in's Haus gerufen, wahrscheinlich um die Tante in den Pflichten der Bewirthung zu unterstützen.

Jetzt erschien sie und lud uns ein, zum Abendbrod zu kommen; dabei sagte sie: „Ottilie, Du kommst aber neben den Justizrath zu sitzen, Tante sagt, es ginge nicht anders, und ich glaube auch, daß es Dir ganz recht ist.“

„Was weißt Du davon?“ sagte Ottilie.

„O, ich weiß ganz gut.“

„Enfant terrible!“

„Französisch verstehe ich auch.“

„Meinetwegen.“

„Ich bin aber kein schreckliches Kind, ich kriege immer sehr gute Zeugnisse und sitze in der zweiten Klasse obenan.“

Nun lachten wir alle Drei, aber da wurde Luise böse, und ich suchte sie zu beschwichtigen, indem ich ihr annähernd eine Erklärung des gebrauchten Ausdruckes gab.

„Ach so!“ erwiderte sie, „ich soll nichts ausplaudern. Na, so weiß ich doch was ich weiß.“

„Das ist manchmal das Allerbeste,“ sagte ich, „und das kann Ihnen Niemand wehren.“

„Ich sag's aber doch, wenn ich will,“ trockte sie, „das kann mir auch Niemand wehren.“

Bei Tisch kam ich zwischen sie und Ottilie zu sitzen, deren Nachbar zur Linken der Justizrath war. An Luisens anderer Seite saß dann Fritz, so daß er Ottilie, als in gleicher Reihe mit ihr sitzend, kaum sehen konnte, zu seinem allergrößten Verdruß, wie ich sehr deutlich bemerkte.

Ottilie war überaus gnädig gegen mich, sie sprach meistens mit mir und verhielt sich sehr ablehnend gegen die Annäherungsversuche des alten Junggesellen an ihrer an-

deren Seite. Blicke mein eifersüchtiges Auge falsch, oder war es im Gegentheil geschärft: ich meinte in dem Justizrath auch einen Nebenbuhler zu erkennen und zwar suchte er das Interesse für seine Person am meisten zu erwecken, indem er von seinem schönen Hause sprach, von dem Teppich in seinem Salon, von dem geschmückten Büffet im Speisezimmer, von den Orangen in seinem Treibhaus und von den großen Reisen, die er alljährlich zu machen sich gestatten könne. Aber als Rivale war er natürlich doch nicht beachtenswerth, und ich begriff vollkommen, daß Luise ihm kurze und schnippische Antworten gab.

Wir hatten ein einfaches, aber feines kaltes Souper, und die Bekommenheit, die mich den ganzen Abend nicht verlassen hatte, wick unter den realen Genüssen, denen herzhaft zuzusprechen ich im Stande war.

Obwohl ich kaum ein Glas Wein trank, so fühlte ich doch, wie ich freier, lebhafter wurde, ich war berauscht von Anderem, und mir ist zweifellos, daß das schöne Mädchen an meiner Seite vollkommen sich des Eindruckes bewußt war, den sie vom ersten Augenblick an auf mich gemacht hatte.

Ottilie stand auf dem Niveau der Bildung ihrer Altersgenossinnen, was freilich nicht gar viel sagen will, allein ich glaubte ein lebhaftes Interesse an ihr wahrzunehmen für Allerlei, was nicht auf dem ganz gewöhnlichen Wege liegt. Es war wahr, was Fritz behauptete: ich schwärmte für die Griechen, und da wir von Gedichten sprachen, von Poesie überhaupt, wie wäre es zu vermeiden gewesen, daß ich auch meiner Schwärmerei für den geliebten Homer Ausdruck

lieh und die Odyssee als das unerreichte Epos alter und neuer Zeit pries. Otilie gestand, daß sie die Odyssee nicht anders kenne, als von der Schule her, und so habe sie keine rechte Erinnerung daran.

„Am lebhaftesten,“ sagte sie, „ist mir noch die Geschichte der Penelope im Gedächtniß. Wie schlaue macht sie es, die Freier hinzuhalten, indem sie Nachts austrennt, was sie am Tage gewebt hat.“

„Ja,“ entgegnete ich, „sie wird immer mit Recht als ein antikes Muster der Gattentreue aufgestellt.“

„Wie so? Womit wäre das bewiesen?“

„Nun,“ entgegnete ich erstaunt über die Frage, „weil sie so beharrlich der Wahl eines zweiten Gatten sich zu entziehen weiß, um immer noch den herrlichen Dulder Odysseus zu erwarten.“

„O, das glaube ich gar nicht. Dame Penelope findet es ohne Zweifel amüsanter, zwanzig Courmacher haben, als Einen zu wählen, der ihr nicht mehr die Cour machen würde.“

„Fräulein, welche Deutung!“ sagte ich lachend.

„Ja, und hat sie nicht Recht! An den alten Odysseus, der unterdeß Nymphen und Zauberinnen zu Füßen liegt, denkt sie gewiß gar nicht so viel, wie Homer glaubt — sie will ihre Freiheit wahren und sie ist klug!“

„Sie schieben der Dichtung eine fremdartige Auslegung unter, welche beweist — verzeihen Sie, Fräulein! — daß Sie zur Schulzeit in der That noch nicht vermochten, in den Geist derselben einzudringen. Lassen Sie jetzt den Homer, Sie würden ein besseres Verständniß gewinnen.“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Aber jedenfalls werde ich die Odyssee noch einmal lesen, sobald ich zu Hause bin.“

„O, und warum nicht jetzt, Fräulein?“ fragte ich.

„Nun, Tante Lenne besitzt sie schwerlich, Vater aber hat sie, das weiß ich bestimmt, — es ist ein altes, sehr zerlesenes Buch, vielleicht auch noch aus seiner Schulzeit her.“

„Ach, mein Homer ist auch ein altes, sehr zerlesenes Buch, wenn Sie daran keinen Anstoß nehmen, Fräulein, so darf ich wagen, Ihnen mein Exemplar anzubieten.“

„Sie sind sehr gütig.“

„Gewiß haben Sie hier auch mehr Zeit, als zu Hause — ich würde mich glücklich schätzen, es Ihnen leihen zu dürfen.“

„Ja, ja, ich nehme es mit Dank an.“

„Dann werde ich mir erlauben, es Ihnen zu bringen, Fräulein — ich — ich darf wiederkommen,“ fügte ich hinzu mit dem Bewußtsein, damit etwas Bedeutsames gesagt zu haben, weil ich es bedeutungsvoll meinte, aber Ottilie nickte nur mit bezauberndem Lächeln und wandte sich dann zum Zeichen, daß das Thema abgeschlossen sei, ihrem anderen Nachbar zu.

Fritz plauderte mit Luise, die aber jeden Augenblick aufstand und etwas zu besorgen hatte; dann saß er und grockte und ich bemerkte jetzt, daß er mir wüthende Blicke zuwarf.

„Man ist ja sehr animirt,“ sagte er höhniſch.

Ich kam wie aus einer anderen Welt und mußte mich wahrlich erst besinnen. Von Ithaka und Penelope durfte

ich Fritz nichts merken lassen, das fühlte ich instinktiv, und so sagte ich denn gutmüthig:

„Das Fräulein ist auch musikalisch,“ denn das war nun meines Freundes Force, während ich mit all den Tonleitern nicht hatte zurecht kommen können und sehr bald nach dem ersten Anlaufe meine Klavierstudien aufgegeben hatte.

„So, so! Ist sie das?“

„Ja,“ sagte ich, „aber ich weiß natürlich nicht wie sehr, denn ich habe nur aus einer beiläufigen Bemerkung den Schluß gezogen.“

„O, das wird sich finden, das ist auch egal, da hinten steht ein altes Spinett, hoffentlich hat es so viel Ton, um die Probe machen zu können.“

„Fräulein Luise,“ wandte er sich dann an diese, die sich eben wieder zwischen uns auf ihren Platz schob, „spielen Sie auch Klavier?“

„Ha, schrecklich! Ich muß. Ich muß alle Tage eine Stunde üben, das ist das Langweiligste, was es gibt.“

„Ist Fräulein Ottilie auch musikalisch?“

„Ja, die klimpert auch. Tante sagt, es stecke nicht viel Talent dahinter, aber sie kann singen, und das finde ich viel schöner als Klavierspielen, ich werde auch Singstunde haben.“

„Es wundert mich, daß wir das Fräulein noch nie haben singen hören,“ sagte ich.

„Haben Sie nicht? Das ist Zufall. — Sie sind wohl wenig zu Hause, und ich glaube, Ottilie mag auch nicht üben.“

So plauderten wir noch eine Weile, dann gaben die älteren Damen das Zeichen zum Aufbruche und wir mußten uns empfehlen.

Da das Abschiednehmen aber nicht so schnell von Statten ging, so gelang es Friß, noch einmal in die Nähe des Fräuleins zu kommen, und ich war sicher, daß er da die Gelegenheit beim Schopfe ergriff, um musikalische Beziehungen zwischen sich und ihr anzuknüpfen, aber er sagte kein Wort darüber, als wir wieder in unserem Zimmer waren, und ich schwieg von meinem Homer.

Wir unterhielten uns ganz lebhaft, aber der Name Ottilie wurde nicht zwischen uns genannt oder doch nur ganz beiläufig; wir sprachen von sämtlichen Persönlichkeiten, vom Pudding und von der Geißblattlaube, von der feinen liebenswürdigen Art unserer Wirthin und von dem Brillanten an des Justizraths kleinem Finger — von Ottilie nicht. Es gab einen Punkt in unseren beiderseitigen Beziehungen, den wir zu berühren vermieden, wir hatten etwas zu verbergen vor einander — unerhörte Thatsache und eine bedenkliche Thatsache, wie ich mir eingestehen mußte.

Es war nicht minder unerhört, daß ich nicht einschlafen konnte, während ich an den tiefen Athemzügen sofort merkte, daß Friß völlig so ruhig schlief, wie immer, als ob sich gar nicht etwas so Außergewöhnliches begeben.

Und war es für ihn etwas Außergewöhnliches?

Nein.

Er hatte schon ein Duzendmal geliebt, vielleicht noch öfter. Ich empfand zum ersten Male in meinem Leben jene Regung der Leidenschaft, die alles Denken beherrscht,

die jedes Urtheil verwirrt, die unsere Seele mit den wunderbarsten Verheißungen erfüllt, die den idealen Höhepunkt des Lebens bildet, die von allen Dichtern besungen wird! — Von Homer freilich nicht, aber ich war doch ein Kind der neuen Zeit und kannte die modernen Klassiker nicht minder als die Griechen.

Ich wußte viele Geschichten von zwei Brüdern oder von zwei Freunden, die dasselbe Weib geliebt, böse, unselige Geschichten mit tragischem, oft blutigem Ausgang. Vielleicht stand unsere bis dahin so fest gegründete Freundschaft auch vor einem solchen Konflikte, und jetzt begriff ich, daß in dem Falle von einem freiwilligen Zurücktreten nicht die Rede sein konnte.

Aber Fritz würde auch sehr bald eine andere Flamme haben — ohne Zweifel. So war er bisher von einer Liebelei zur andern getaumelt, und das heitere fidele Wesen, das er sich dabei bewahrt hatte, bewies mir, daß von einer wirklichen, ernstern, tiefen Neigung nicht die Rede hatte sein können.

Warum sollte es just diesmal anders sein? Da schließ er friedlich und sorgenlos, während in mir das Blut stürmisch wallte und die Vorstellung von allen möglichen Konsequenzen mich nicht schlafen ließ. Seine ruhigen Athemzüge, die mich anfangs wahrhaft empört hatten, wirkten nun befriedigend auf mich, er konnte kein Rivale sein oder doch nur vorübergehend, und auf das, was ihm ein Scherz war, ein Amüsament, darauf konnte er leicht verzichten gegenüber der Macht eines Gefühles wie das meinige.

So schließ ich endlich beruhigt ein.

Am andern Morgen hatte ich den Kaffee zu machen. Friß war redselig und übermüthig, mir that das eigentlich weh, denn es ging etwas Triumphirendes und Siegesgewisses daraus hervor, wozu er auf alle Fälle kein Recht hatte. Aber ich sagte nichts und ließ mir auch geflissentlich nichts merken.

„Der Mokka ist Dir gut gelungen heute,“ sagte er, „er ist schwarz wie die Hölle und heiß wie die Liebe. Darum wollen wir unsere Liebe leben lassen, stoß an, mein Junge!“

Ich that ihm lächelnd seinen Willen.

„Es klingt nicht,“ sagte er, „nein, es klingt nicht. Die Russen trinken Kaffee und Thee aus Gläsern, könnten wir das nicht auch?“

„Blos um Deine Liebe leben zu lassen?“

„Unsere! Unsere! Sage nur getrost unsere! Meinst Du, ich habe es nicht bemerkt, wie Du endlich einmal Feuer gefangen?“

„Ach was — sprich doch nicht so!“

„Dann will ich singen“ — und er trällerte eine Liebesarie, offenbar in seiner Weise bemüht, der Sache möglichst einen Anstrich der Harmlosigkeit zu geben.

„Haben wir Ostwind oder Westwind?“ sagte er, steckte den Kopf zum Fenster hinaus und spähte nach dem Wetterhahn, der von einer benachbarten Kirche über die Dächer lugte. Das Resultat seiner Forschungen war offenbar ein befriedigendes, denn er zündete seine Pfeife an und lehnte sich so weit wie möglich in's Fenster — ich nicht, und ich rauchte auch nicht wie sonst.

Ich las die Zeitung, aber sehr unaufmerksam, denn ich war immer gezwungen, nach meinem Freunde hinzusehen.

Plötzlich schob er sich mit einem solchen Ruck noch weiter nach vorn, daß ich von furchtbarem Schreck erfaßt nach seinem in die Höhe stehenden Beine griff, denn ich meinte in dem Moment nicht anders, als daß er auf die Straße stürzen würde.

Aber Fritz nahm gar keine Notiz davon, seine leuchtenden Blicke waren nach rechts gekehrt und mit einem „guten Morgen! guten Morgen!“ begrüßte er die schöne Nachbarin — ohne Zweifel! — während ich seine Ferse festhielt.

Ich ließ unwillkürlich los und „Donnerwetter! was willst Du?“ drehte er sich nach mir um.

„Dich vor unfreiwilligem Selbstmord behüten,“ antwortete ich, mich zur Ruhe zwingend.

„Aus dem Himmel hast Du mich gerissen,“ antwortete er, „und mir dabei den Pantoffel ausgezogen.“

„Nun — im Himmel ist heiliges Land und da zieht man seine Schuhe aus. Aber so kehre doch zurück,“ setzte ich sarkastisch hinzu.

„Sie ist fort,“ erwiderte er im Tone tiefer Betrübniß, „aber ich habe sie gesehen, der heutige Tag ist kein verlorener.“

Wir schwiegen, er befriedigt von dem glücklichen Momente, ich in nagendem Verdruß.

„Franz! Warum rauchst Du nicht?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich habe keine Lust.“

„Das ist ja unerhört! Fehlt Dir etwas?“ fuhr er fort, und ein Ton von Besorgniß und gewohnter Herzlichkeit klang durch.

„Nein, Fritz, mir fehlt gar nichts. Aber ich möchte so viele neue Bücher kaufen, das Rauchen kostet mich so viel Geld — und es hat mir auch schon längere Zeit nicht mehr recht behagt.“

„Davon hab' ich doch nichts bemerkt. Vorgestern kaufst Du noch einen großen Vorrath Tabak und gestern — ah — gestern! gestern! — Alles blauer Dunst, Alles schlechte Angewohnheit! Ist's nicht so?“

Mir war das Examen peinlich, ich fühlte, daß ich roth wurde und ärgerte mich noch mehr.

„Ich mag nicht rauchen und damit Punktum,“ erwiderte ich und stand auf.

Ich fühlte, daß Fritz mich eine Weile betroffen anstarrte.

„So wird wohl nichts Anderes übrig bleiben,“ sagte er dann, „als daß ich Deinen Tabak aufrauche.“

Schweigend ging ich hin, nahm den großen Kasten und setzte ihn vor Fritz auf den Tisch.

„Nimm ihn,“ sagte ich, „und meine Pfeifen dazu.“

„Nein, Amico, letzteres nicht! Das wäre unedel. Der Mensch versuche die Götter nicht, die Götter aber versuchen den Menschen oft wunderbar, und wenn ein bewußter kleiner Gott Dich betrügen sollte, so nimmst Du vielleicht die schlechte Angewohnheit wieder auf und machst ihm blauen Dunst vor.“

Er hatte mich verstanden und durchschaut, das verdroß mich abermals, obwohl es mich nicht wundern konnte von dem Freunde, der bisher jeden meiner Gedanken getheilt hatte. Er that wenigstens keine taktlosen Aeußerungen und

verhöhnte mich nicht, so fern er auch selbst davon war, seiner Liebe ein Opfer zu bringen, wie ich es that, indem ich einer sehr theuren Gewohnheit entsagte, nur weil sie dem herrlichen Mädchen zuwider war.

Da es nicht wahrscheinlich war, daß ich heute eine Stunde allein sein würde, nahm ich am Nachmittage in Fritzens Gegenwart meinen Homer, wickelte ihn sauber ein und machte Miene, das Zimmer zu verlassen.

„Wohin?“ fragte er natürlich.

„Ich habe dem Fräulein versprochen, das Buch zu bringen,“ erwiderte ich.

„Versprochen? So?“

„Ja — sie wünscht die Odyssee zu lesen!“

„Sieh, sieh, wie schlau Du bist! Wirst Du sie ihr nicht vorlesen, mein Herr Professor?“

„Davon ist keine Rede.“

„Nicht? Ei, dann bin ich ja besser daran. Sage ihr, sie möge nur befehlen, wann ich ihr das Lied singen sollte, und zu Duetten wäre ich allezeit bereit.“

„Das mußt Du ihr selber sagen,“ entgegnete ich, indem ich zur Thüre hinaus ging. Ich empfand einen heftigen Schmerz, denn das war mir natürlich sofort klar, welch einen ungeheuren Vorsprung Fritz mit seinen geringen musikalischen Leistungen gewann, wie er in hundertfache Beziehungen treten konnte, die ich gar nicht anzuknüpfen im Stande war.

Aber vor dem freudigen, sonnigen Lächeln Ottiliens schwand mein Verdruß, und auch Frau Lenne's herzliche Art that mir wohl. Sie fühlte unbedingt die Ver-

pflichtung, ihrem jungen Gaste Unterhaltung und Zerstreuung zu bieten, — was konnte ihr dazu passender erscheinen, als zwei junge Leute heranzuziehen, die lange genug in ihrem Hause wohnten, um ihrer Solidität vollkommen sicher zu sein, die Beide in gebildeten Familien aufgewachsen waren und selber nichts sehnlicher wünschten, als Familienverkehr anzuknüpfen.

So lud sie denn mich und Fritz ein, öfter den Abend bei ihr zuzubringen, und da sie gehört habe, daß uns der Garlen so sehr interessire, so hätten wir freien Zutritt zu demselben, wir möchten nur ungenirt über die Altane hinunter gehen, ohne erst anzufragen, und wenn auch Niemand unten wäre.

Ich war selig und drückte auf's Lebhafteste meine Freude aus. Mich überkam plözlich ein so heimathliches Gefühl und Frau Renne hätte ich aus Dankbarkeit die Hand küssen mögen.

Von Homer sprach ich gar nicht und von Fritzens Singübung erst recht nicht. Es schien mir auch gar nicht passend, heute meinen Besuch irgendwie auszudehnen. So empfahl ich mich denn bald und freudig und jubelvoll kehrte ich in unser Zimmer zurück, denn auch mein Tag war kein verlorener.

„Nun?“ sagte Fritz, sich erwartungsvoll nach mir umkehrend.

Ich erzählte ihm, was vorgefallen, und in unserer gemeinsamen Freude vergaßen wir des drohenden Habers. Ich dachte an Ottiliens freundlichen Empfang vorhin, Fritz hatte andere Gründe für seine Zuversicht, und so geriethen

wir in eine versöhnliche Stimmung, weil Jeder glaubte, dem Anderen, dem minder Begünstigten, etwas abbitten zu müssen.

Die gute Frau Lenne hatte zwei Menschen glücklich gemacht und als Fritz sagte: „Komm, nun wollen wir auf den Kanzelberg gehen,“ da war ich mit Freuden bereit, und Arm in Arm, wie gute Kameraden, die wir allezeit gewesen waren, schritten wir zur Stadt hinaus.

Den Kanzelberg zu ersteigen war immer eine starke Anstrengung, die wir uns nur selten zumutheten, heute aber war uns so leicht und froh zu Muth, daß unsere junge Kraft offenbar nach einer Bethätigung verlangte, und mir namentlich war es, als ob mein Fuß beflügelt sei.

Unsere Unterhaltung stockte auch gar nicht, Fritz that freilich das Meiste dazu, mich nannte er den Stillvergnügten, und vielleicht hatte er Recht, obwohl mir gar nicht bewußt war, daß ich weniger redete als sonst.

Unser Auge schwelgte in den Schönheiten der uns umgebenden Natur, ich betrachtete mit Entzücken die schön geschwungene Linie der Berge, den prächtigen Baumwuchs und die malerische Beleuchtung; mir entging keine Blume, die unser Fuß streifte und kein Wolkengebilde, das den Abendhimmel illustrierte — es war Alles herrlich heute, die Vögel jubilirten, Mücken und Käfer schwirrten, und die Luft war so balsamisch, daß es für uns keine Ermüdung gab.

Oben an dem Hauptausichtspunkte angekommen, lagerten wir uns unter einer mächtigen Ulme — hinter uns und neben uns das bergige Land und vor uns das weite

Stromgebiet. Wir lehnten gegen den Stamm des Baumes, unsere Schultern ruhten an einander. Mir ist jedes Wort erinnerlich, das wir sprachen, und auch der Pausen gedenke ich, die mir immer sie ausfüllte, von der wir nicht redeten und an die Fritz vielleicht gar nicht dachte. So hoffte ich, und er trat mir innerlich nur noch näher in jener Stunde; ich war ihm dankbar, wenn er meine Wege nicht kreuzte. Wir dachten Beide in jener Stunde unsere treue Freundschaft zu retten, wir hatten Beide in jenen Momenten einen Ton von Innigkeit, der über das Alltägliche hinausging, weil Jeder vielleicht dachte: er wolle dem Andern Alles, Alles zu Liebe thun dafür, daß derselbe in dem Einen zurücktreten müsse.

„Es ist Zeit!“ sagte Fritz endlich.

„Ja, es ist Zeit,“ wiederholte ich, aber unsere Schultern blieben an einander ruhend, der träumerische Blick am Rande des Horizontes haftend.

„Wir müssen gehen,“ sagte ich dann.

„Wir müssen,“ wiederholte Fritz, aber er stand nicht auf und ich rührte mich ebenfalls nicht. Es ruhte sich gar so gut an des Freundes Seite.

Die feine Mondichel stand schon lange am Himmel. Ich warf einen Blick zurück in die Berge und machte Fritz darauf aufmerksam, wie dort bereits Alles in nächtliche Schatten gehüllt sei, während unser Auge noch von dem Lichtglanz der geschwundenen Sonne strahlte.

Da standen wir gleichzeitig auf und kehrten zur Stadt zurück, wo wir in gewohntem Lokale unser Abendbrod nahmen und dann nach Hause gingen. Hinter dem blumen-

geschmückten Fenster wurde gerade das Licht ausgelöscht, als wir die Gasse herauf kamen, bei Frau Lenne war auch bereits Alles dunkel, und leise, leise suchten wir unser Zimmer auf und unser Lager.

Heute schlief ich sogleich ein, mir schien Alles gut, mir ahnte nicht, daß der Abend auf dem Kanzelberg für uns ein bedeutungsvoller Abschnitt sei, daß wir Beide einen Freund verlieren sollten, daß der Freund zum Feinde werden könne.

Es waren noch nicht acht Tage vergangen, da war es klar zwischen uns, und Keiner wollte mehr vor dem Andern bemänteln, was eine unselige Thatsache war: wir liebten dasselbe Mädchen. Ich mit einer Tiefe und mit einem Ernste, wie ich es als unmöglich vor wenig Wochen noch verlacht haben würde, und Fritz mit einer so unruhigen Leidenschaftlichkeit, wie ich sie noch nie an ihm wahrgenommen. Freilich, eine Ottilie hatte er noch nie geliebt und überhaupt mehr *par distance*.

Zu dem ersten Besuche bei Frau Lenne einigten wir uns noch insofern, als wir zusammen in den Garten gingen, weil Lisbeth uns gesagt hatte, die beiden Damen seien dort. Dann aber vermieden wir es — es sei denn, daß wir eingeladen gewesen wären — mit einander zu gehen, und der Eine blieb zurück, wenn er wußte, daß der Andere dort war.

Ich konnte es nicht ertragen, Fritz mit Ottilie am Klavier zu sehen, namentlich wenn sie Duette sangen. Ich hätte ihn durchbohren können, wenn er so verliebte Blicke machte und wenn er so animirt aussah, seine dunklen Augen glühten, mußte ich mir mit giftigem Neide gestehen, daß er —

obchon zierlich von Gestalt — doch zu einem hübschen Manne herangewachsen sei.

Wie hatte ich ihn nur so lieb haben können! Jetzt haßte ich ihn, haßte ihn von Herzensgrund, haßte ihn wie meinen Todfeind, und erbebend fragte ich mich oft selber: was soll daraus werden? wo mag es hinausführen?

Anfangs sprachen wir noch oberflächlich mit einander, indifferente Dinge, von alltäglichen Kleinigkeiten; allmählig hörte auch das auf. Es wurden nur die absolut nothwendigsten Worte gewechselt und die wie hingeworfenen Brocken mit abgewandtem Gesicht. Wir sagten uns nicht mehr gute Nacht und nicht mehr guten Morgen. Stumm erhoben wir uns von unserem Lager, stumm tranken wir unseren Kaffee, und stumm gingen wir in's Colleg und zwar schließlich Jeder allein, um ebenso zurück zu kehren.

Mich verlangte oft mächtig nach Einsamkeit, nach der freien Natur, wo kein Platz zu einsam war und keiner zu still, weil Alles mir belebt war durch sie und meine Gedanken unerschöpfliche Zwiesprache hielten mit ihr. Oester auch nahm ich ein Boot und ließ mich, leise rudern, stromabwärts gleiten — dann murmelten die Wellen ihren Namen, ihr Bild tauchte auf aus dem blauen Grunde, die Blumen wurden zu Symbolen, die Vögel sangen nur für mich, und mit den Sternen spielte ich und Frage und Antwort. Die Wolken nahmen Gesichter an, sie schwebten leise vorüber, oder der Wind machte sich auf und jagte sie, und sie ballten sich zu drohenden Gestalten.

Fritz fiel mir ein.

Die Welt wurde plötzlich düster, in den Wolken sah ich

nur Furien. Gewendet war der Kiel meines Bootes, keuchend arbeitete ich gegen den Strom. Wo Alles Friede gewesen und Harmonie, um mich und in mir, da tobte rasende Eifersucht und verzerrte Alles, was schön war, oder schlug mich mit Blindheit, daß ich nichts mehr von dem sah, was vorhin mich entzückt, wie meine eigenste Welt, in der ich ein Mann war und ein Heroß, wie eine Welt, die mir tributpflichtig.

Ich hatte rasende Eile, nach Hause zu kommen, um zu sehen, ob Fritz auch da sei, ob er nicht mit Ottilie sänge oder im Garten scherze. War ich dann wieder in unserem Zimmer, so lastete dessen Atmosphäre wie ein Alp auf mir, ich hätte wieder hinaus laufen mögen, und doch war ich an das Haus gebannt und gefettet.

Saßen wir dann Beide schweigend bei unseren Büchern, Einer den Anderen überwachend, so war mir fast der Athem benommen, ich hoffte, er würde gehen, und er verwünschte meine Anwesenheit. Es war die schauderhafteste, unerträglichste Situation von der Welt.

Wenn wir uns geeinigt hätten, Beide das Haus zu verlassen, es wäre besser gewesen. Einer aber konnte nicht weichen, es würde geheißen haben, das Feld räumen, und das waren wir Beide nicht gewillt. Mir lag nichts fern, als Raum geben, denn ich, ja ich hatte ein Recht zu bleiben, wie ich mit hoffnungsvoller Zuversicht mir einredete, weil Ottilie so lieb und gut mit mir war, wie niemals gegen Fritz, mit dem sie sich nur neckend und scherzend unterhielt.

Ich aber redete mit ihr über Dichter und Heroen, über

die Räthsel der Welt und die Ideale des Lebens, über Alles, was die Seele eines jungen strebsamen Menschen beschäftigt und in begeisterungsvollen Aufruhr versetzt; ich fand immer bei ihr ein aufmerksames Ohr und eingehendes Verständniß, und wo das nicht, da gestand sie es in der liebenswürdigsten Weise ein, und wenn ich vielleicht manchmal etwas dircirend wurde, so lächelte sie doch freundlich dazu und sagte auch manchmal: „Ich unterhalte mich so gerne mit Ihnen, ich lerne immer etwas dabei.“

Natürlich war auch meistens Frau Renne zugegen; vielleicht sah sie es nicht gern, wenn Ottilie und ich uns öfter allein fanden, aber herzlich und wahrhaft mütterlich war sie allezeit und legte sonst in keiner Weise unserem Verkehr etwas in den Weg, im Gegentheil: sie liebte Geselligkeit und hatte Freude an dem vergrößerten häuslichen Kreis, zu welchem sich nachgerade unser Verkehr ausgebildet hatte.

Die Odyssee las Ottilie auch, aber meine Schwärmerei dafür wollte sie nicht so recht theilen — sie hielt es mit den neueren Dichtern — sagte sie. Aber als ich mein zerlesenes Buch zurück erhielt, da lag eine wilde Rose sorgfältig getrocknet zwischen den Blättern, und Ottilie wich meinen Blicken aus, als ich das nächste Mal sie wieder sah — meinen leisen Dank erwiderte sie mit flüchtigem Nicken.

Wie auf Verabredung suchten Fritz und ich unser feindseliges Verhältniß vor den Hausbewohnern zu verdecken, und wenn die Damen zugegen waren, redeten wir manchmal ein Wort mit einander; aber es war automatenhaft, und Jeder wußte vom Anderen, daß nichts weniger damit bezweckt wurde, als Annäherung oder Versöhnung.

Einmal Nachts wache ich auf von einem Geräusch im Zimmer; ich fahre auf und sehe in der dämmernden Beleuchtung, daß Fritz an unserm Schranke suchet und sucht — — in dem Schranke stand unser Pistolenkasten!

Mein Gott! Dahin war es gekommen, daß Mordgedanken in ihm umgingen! Mir war's, als ob eine eiskalte Hand mich im Genicke packte und entsetzensvoll starre ich regungslos nach dem Unseligen hin, der leise, leise einen Gegenstand nach dem anderen zur Seite schob und immer nicht finden konnte, was er suchte.

Aber ich war auf meiner Hut, bereit, auf ihn zuzuspringen, sowie er eine verrätherische Bewegung oder auch nur den Kasten zu öffnen Miene machte — wehrlos wollte ich nicht ein Opfer rasender Eifersucht werden.

Offenbar fand er nicht, was er suchte.

Da drehte er sich um, ein ächzender Laut entfuhr ihm, die Hand griff nach der Wange — er hatte Zahnweh! er suchte die Tropfen, und ich — wahnsinniger Thor! — ich glaubte, er wolle zum Mörder an mir werden, zum feigen Mörder, der den Schlaf und das Dunkel der Nacht mißbraucht.

„Fritz!“ rief ich.

„Was willst Du?“

„Hast Du Zahnweh?“

„Ja.“

„Die Tropfen sind in der obersten Schublade, rechts, gleich in der Ecke.“

„Ah so! — ich danke, da sind sie.“

Und er nahm das Fläschchen und machte Gebrauch davon.

„Geht es besser,“ fragte ich nach einer Weile.

„Ja, es hilft.“

„So schlafe wohl!“

„Gute Nacht!“ erwiderte er, und wir lehnten uns Beide in unser Kissen, um Beide nicht zu schlafen. Er schlief nicht vor Zahntweh und um mein Lager spukte das Phantom einer zum Morde gehobenen Hand. Es war elend, es war schändlich von mir, daß ich nur einen Augenblick hatte glauben können, Fritz sei fähig, die gemeine Niedertracht zu begehen, mich in wehrlosem Zustande tödten zu wollen. Ich war — eben aus dem Schlafe emporgeschreckt — nicht völlig zurechnungsfähig gewesen. Schon allein, daß ich Fritz nicht für so dumm halten konnte, sich mit einem Knalleffekt des Nebenbuhlers zu entledigen, hätte hinreichen können, den verrückten Gedanken sofort zu bannen. Aber gab es nicht eine andere, eine sanktionirte Form? Gab es nicht einen Ort, wo wir uns gegenüber treten konnten: — drei Schritt' Distance! mit der ausgesprochenen Absicht: Du oder ich?

Ja freilich! wir würden Zeugen dabei haben, man würde uns zu versöhnen suchen, natürlich pro forma. Für uns gab es ja keine Versöhnung.

Dann schossen wir.

Fritz war der Sieger.

Dann starb ich für sie! für sie! Ich würde die welste Rose, die ich allezeit bei mir trug, an meine Lippen drücken, mit ihrem Namen würde der letzte Hauch entfliehen, und ich würde schlafen, schlafen — was mir wahrscheinlich in dem Augenblick sehr wünschenswerth erschien.

Aber sollte Ottilie ihm angehören! ihm, dem Ueberlebenden? Unmöglich! Das hätte mir im Grabe keine Ruhe gelassen. Ich mußte leben, leben für sie und mit ihr, anders gab es kein Leben für mich.

Aber zu ihr eilen, während des Bruders Blut gen Himmel schreit, die Schergen mir auf den Fersen sind? Unmöglich auch das. Ich mußte fliehen, weit, weit weg in ein anderes Land, über den Ocean, und Ottilie würde mir folgen. Ich würde sie in Jahren nicht sehen, bis ich eine Existenz für sie gegründet; aber sie würde mir treu bleiben, ja treu, denn mich liebte sie, das wußte ich, wenn auch kein entscheidendes oder bindendes Wort zwischen uns getwechselt war, denn nicht die Zunge nur, die Augen auch reden eine Sprache und zwar eine Sprache, die weniger noch täuscht.

Wir mochten wohl Beide erst gegen Morgen wieder eingeschlafen sein, denn wir wachten spät auf, und des Vorfalles während der Nacht wurde mit keiner Silbe gedacht. Keiner wünschte guten Morgen, Keiner hatte etwas zu sagen, und wenn das, so wäre es schwerlich ein freundliches oder theilnehmendes Wort gewesen.

Als Fritz sich in's Fenster lehnte, wie er jeden Morgen that, bei Ostwind und bei Westwind, bei Sonnenschein und Regen, kochte wieder in mir der Grimm, und als er gar nickte und mit der Hand winkte, da hätte ich ihn geradezu hinabstürzen mögen, so überzeugt ich auch war, oder vielleicht weil ich überzeugt war, daß er nie Ottilie sah, sondern nur sich den Anschein gab, um mich zu ärgern, denn oft hatte ich sie schon vorher das Zimmer verlassen

hören oder ihre Stimme außerhalb vernommen. Wie hätte es ihr auch einfallen können, mit ihm auf diese Weise zu kokettiren.

Der Vorgang in der Nacht und all die Gedanken, die Bilder und Vorstellungen, die sich für mich daran knüpften, beschäftigten mich jedoch unablässig, und in all meiner seelischen Unruhe konnte ich mich doch unmöglich dem verschließen, daß es einen Ausweg für uns allerdings gab, — ein Ausweg, der haarscharf entscheiden mußte, wie das Schwert, und ebenso unerbittlich. Nur scheuten wir uns unbedingt Beide vor der eigentlichen Entscheidung, weil Jeder noch nicht den Moment für gekommen hielt, Jeder der größeren Sicherheit für seine Sache bedurfte.

Und doch, es blieb nichts Anderes übrig, es schien mir das einzig Rettende, und ein unabweisliches Verlangen nach Ehrlichkeit zwang mich, nicht allein oder wenigstens nicht ohne Wissen meines ehemaligen Freundes diese Entscheidung herbeizuführen.

Mehrmals machte ich einen vergeblichen Anlauf, ihn anzureden — es war so schwer geworden!

Eines Abends nun — die Abende waren schon lang geworden — saßen wir bei unserer gemeinschaftlichen Lampe, und obwohl wir Bücher vor uns liegen hatten, so horchten wir doch Beide auf das, was in den übrigen Räumen der Etage vorging. Es mußte Besuch da sein, zu dem wir aber nicht geladen waren, denn wir hatten des Justizraths Stimme gehört, der öfter kam, und dann auch Quisens, die geschäftig hin und her zu gehen schien. Zurweilen erhafchten wir auch einen Ton von Ottiliens Stimme oder hörten

ihr Lachen, was mir immer so unwillkürlich klang, wenn ich bei ihr war — jetzt aber that es mir weh.

„Fritz!“ sagte ich endlich.

Erschrocken fuhr er in die Höhe und sah mich fragend an.

„Findest Du unsere Lage beneidenswerth?“

„Weiß der Teufel — nein!“

„Wir können ihr ein Ende machen.“

Der mißtrauische, feindselige Blick, der mich jetzt traf, bewies mir, daß er sofort an ein Duell dachte.

„Pistolen?“

„Nein.“

„Schläger?“

„Nein.“

„Ein amerikanisches Duell?“

„Auch das nicht.“

„Was denn?“

„Ottilie muß entscheiden.“

„Willst Du ihr die Sache vortragen?“

„Ja.“

„Ich will es aber auch.“

„So thu' Du es.“

„Um!“ machte er und rückte unruhig auf seinem Stuhle, als sei ihm auch das nicht recht.

„Ich lasse Dir den Vortritt,“ sagte ich, „und unterwerfe mich der Entscheidung.“

„Du bist ja sehr sicher.“

„Sicher? O! Wäre ich es, so hätte ich das Wort längst gesprochen, und — und — ich bin oft nahe daran gewesen.“

Fritz knirschte mit den Zähnen und zerfließ die Stahlfeder, die er in der Hand hielt, auf dem Tische, daß sie klirrend zersplitterte.

„Derjenige, den sie erhört, der behält die Wohnung,“ fügte ich mit Aufwendung all meiner Kräfte in möglichst nüchternem Tone hinzu, „der Andere muß weichen.“

„Aber Donnerwetter! wir sind doch Beide nicht in der Lage, einen Heirathsantrag zu machen,“ sagte Fritz.

„Aber eine Liebeserklärung. Wir wären nicht die ersten Studenten, die sich verloben, und dann sind als Mediciner unsere Aussichten besser und minder fern, als die der meisten Anderen. Ich werde ohne Zweifel mich in meines Vaters Praxis hineinarbeiten — Du bist noch glücklicher daran, Du hast Vermögen, und es ist nicht zu kühn gerechnet, wenn ich behaupte: in drei Jahren sind wir im Stande, einen eigenen Hausstand zu gründen.“

„Man wird uns auslachen,“ sagte Fritz nach einer Pause, und das war nun allerdings der kritische Punkt der ganzen Angelegenheit, denn derartige studentische Verlobnisse wurden immer auf's Neueste verspottet und verhöhnt.

„Wir geloben uns gegenseitig Verschwiegenheit,“ sagte ich. Er schwieg und dachte nach.

„Wollen wir loosen, wer zurück tritt?“ nahm er dann wieder das Wort.

„Loosen? Welch ein Vorschlag!“

„Ist öfter dagewesen.“

„Wie kann man eine Liebe verloosen? Sie ist freies Geschenk, und wer von uns sie nicht hat, der erringt sie auch nicht mit der höchsten Nummer.“

„Nein — aber wer freies Feld hat, dem wird der Sieg natürlich leichter — sie wäre längst mein, wenn Du nicht da wärest.“

Ich konnte nicht anders — ein seliges Hoffen durchfuhr mich bei diesem Zugeständniß und großmüthig wiederholte ich: „Ich lasse Dir den Vortritt. Liebt sie Dich — ich muß es zu ertragen suchen. Geworben haben wir Beide um ihre Liebe, sie muß in ihrem Innern bereits entschieden sein und sie hat ein Recht darauf, daß wir ihr das Ja oder Nein anheimstellen.“

„Ja, sie hat ein Recht,“ stimmte Fritz bei, „sie ist auch ein kluges Mädchen, das an die Zukunft denkt und ich glaube, sie zweifelt manchmal an dem Ernst meiner Neigung — ich bin ihr auch Sicherheit und Beruhigung schuldig.“

Das klang mir nun wieder verdammt anmaßend, aber ich schwieg. Es war ja im Grunde einerlei und ich wollte die halb angebahnte Versöhnung nicht stören. Ich litt zu sehr unter dem Liebesleid einerseits und der unerträglichen Spannung andererseits. Ich fing an, nervös zu werden wie ein Frauenzimmer und konnte betreffende Studien an mir selber machen.

Wir wollten nun versuchen, Ottilie im Garten zu treffen, erst er, dann ich! Oder auch er allein, falls mir nichts mehr zu sagen übrig blieb.

Trotz der erwartungsvollen Spannung fühlten wir uns von einem Drucke befreit, wir sprachen wieder mit einander, wenn auch wenig, und achteten Beide darauf, wann Ottilie im Garten sein möchte, denn gerade jetzt war ein

schönes Herbstwetter und die Damen hielten sich möglichst wenig im Zimmer auf.

Als ich einmal von einem Weg zur Post nach Hause kam, war Fritz nicht da. Ich blickte in's Schlafzimmer und als ich ihn auch dort nicht fand, da wußte ich, wo meine Gedanken ihn zu suchen hatten.

Die Aufregung, die mich erfaßte, ist unbeschreiblich. Meine Hände waren eiskalt und mein Kopf brannte im Fieber.

Ob er sie wohl traf? Ob er Gelegenheit hatte zu reden? — sie allein fand? In dieser Minute vielleicht fiel das entscheidende Wort — vielleicht lag er ihr zu Füßen in der Laube — sie neigte sich zu ihm — sie küßten sich — ha! es war zum Rasendwerden, und wenn — ja, wenn — dann verließ ich noch heute Abend das Haus. Sie sollte mich nicht wiedersehen, und ich konnte Fritz nicht mehr sehen, Fritz, den ich in diesem Augenblick einmal wieder hätte erwürgen können.

Wie lange er blieb, wie entsetzlich lange! Wollte diese Schäferstunde denn gar kein Ende nehmen? Ich rannte wie besessen im Zimmer auf und ab, ich sah auf die Uhr, steckte sie ein, nahm sie wieder heraus und wußte doch nichts davon, hatte kein Bewußtsein von dem Verlaufe der Zeit und ihrer wirklichen Dauer, denn Fritz sagte mir später, daß er nur eine halbe Stunde fort gewesen sei. Mir schien sie endlos und ich kostete noch einmal alle Qualen der letzten Monate bis zur höchsten Potenz gesteigert durch.

Da ging eine Thüre auf und fiel klirrend wieder zu — es war die Glasthüre zur Gartentreppe. Hastige Schritte

kamen näher — es war Fritz und mir stockte buchstäblich der Athem.

Er stürzte in's Zimmer, blaß — war es vor Zorn oder vor Schmerz — das Haar, sein Stolz, sein schönes, lockiges, dunkles Haar hing verwirrt um seine Stirne und seine Augen blickten wie Dolche. Mir ward unheimlich und ein wunderbarer Zwiespalt von Frohlocken und tiefer Theilnahme bewegte sich in meiner Seele, als ich den Freund so leiden sah.

Ich frug nicht, ich brauchte nicht zu fragen, aber ich konnte und durfte auch nicht trösten, mir blieb nichts übrig als zu schweigen, so lange er nicht sprach. Ich hätte ihn kaum eines so tiefen Schmerzes für fähig gehalten; leichtlebig und sanguinisch, wie er war, hatte unbedingt so ihn im Leben noch nichts gepackt.

Wieder gingen wir stumm zu Bette und wieder wälzten wir uns Stunden lang schlaflos umher, nur natürlich diesmal von sehr entgegengesetzten Gefühlen bewegt, denn mehr und mehr umfluthete mich eine unbeschreibliche Seligkeit, und all mein Hoffen, all meine Zuversicht, die bislang nicht hatte Stand halten wollen, wenn ich an den Mitbewerber dachte, wuchs und kräftigte sich nun, und ich erhob mich als ein Mann, der weiß, was er soll und was er will.

Fritz trank Kaffee, den ich ihm besonders stark machte, und er aß auch eine Semmel dazu, das beruhigte mich.

„So, ich werde ausziehen,“ sagte er, die Tasse von sich schiebend, „Du hast nun das Reich allein.“

„Fritz!“ entgegnete ich, wußte aber wahrlich nichts hin-

zuzufügen, sondern reichte ihm nur die Hand über den Tisch hin als Zeichen meiner versöhnlichen oder theilnehmenden Stimmung.

„Laß das!“ entgegnete er abwehrend. „Ich glaube, ich werde dahin kommen, Dich um Dein Glück nicht zu beneiden, denn sie hat mit mir kokettirt, kokettirt, sage ich Dir, in gottvergessener Weise, und ich bin ein ehrlicher Kerl, der dagegen nicht gewappnet war.“

Seine Stimme bebte, er mochte fühlen, daß es bedenklich um seine Fassung stand; so nahm er hastig seine Mütze und lief hinaus.

Ich hatte mit einer unangenehmen Empfindung in Betreff des Mädchens zu kämpfen, aber es war nur vorübergehend; es mochte zu sehr in der Stimmung eines abgewiesenen Freiers liegen, wenn er die Angebetete der Koketterie beschuldigte.

Fritz fand nicht sogleich eine Wohnung, die ihm zusagte, so begnügte er sich also vor der Hand damit, den ganzen Tag abwesend zu sein; er besuchte kein Colleg, er arbeitete nicht, er schweifte umher in der herrlichen Umgebung, und so wenig ich ihn auch sah, so entging es mir doch nicht, daß dieser Verkehr mit der Natur eine tröstliche und heilende Wirkung auf ihn ausübte.

Wenn er nach Hause kam, so traf mich immer ein inquisitorischer Blick, worauf ich dann verneinend antwortete, denn es war bei mir beschlossene Sache, die Entscheidung meines Glückes wenigstens nicht zu beschleunigen, so lange Fritz noch im Hause war. Sicher und getrost konnte ich jetzt diesen Aufschub ertragen, den ich als ein Opfer ehe-

maliger Freundschaft betrachtete, denn daß es mit dieser in Zukunft gründlich vorbei sei, das lag auf der Hand.

Aber ich brauchte es mir doch nicht zu versagen, den Garten zu besuchen. Ich setzte mich mit einem Buche hin oder machte mir etwas zu schaffen, band Blumen an, zog Unkraut aus, entfernte welke Blätter und dergleichen. Sonst war dann manchmal Ottilie herunter gekommen, wenn sie mich gesehen hatte, oder ich hatte sie bereits im Garten gefunden. Jetzt aber blieb sie unsichtbar und ich fand es zart und taktvoll, daß sie in den ersten Tagen sich zurückhielt, es gebot das eine gewisse Schonung gegen den abgewiesenen Liebhaber.

Einmal freilich war sie mit Frau Professor Lenne unten, aber ich fand keine Gelegenheit, mit ihr allein zu reden. Ein entzückendes Roth überslog ihre Züge, als sie mich sah, und ein ungewöhnlicher Ernst, mit einer gewissen Weichheit und Innigkeit verbunden, stand ihr bezaubernd.

Luiſe aber traf ich öfter im Garten und sie zerstreute mich mit ihrem Geplauder, welches auch manchmal sich um allerlei Dinge bewegte, die mich sehr zu interessiren im Stande waren.

„Warum kommt Herr Immenhof denn gar nicht?“ fragte sie heute.

„Er ist ausgegangen,“ antwortete ich.

„Warum ist er ausgegangen?“

„Sie fragen sonderbar.“

„So? Ich frage nicht sonderbar. Sonst kamen Sie immer zusammen, jetzt kommen Sie immer allein.“

„Das ist auch schon öfter geschehen.“

„Ja — ich weiß auch seit wann.“

„Da wissen Sie mehr als ich.“

„Hm, Sie meinen, ich merkte nichts.“

„Sie — ich — ich verstehe Sie nicht.“

„Sie verstehen mich ganz gut.“

„Sonderbare Behauptung!“

„Ja — ich bin nicht so dumm.“

„So bin ich es vielleicht?“

„Sie thun nur so.“

„Aber, Fräulein Luise, Sie haben nichts gesagt, was ich verstehen könnte oder nicht verstehen könnte, Sie haben gar nichts gesagt — wollen Sie sich nicht gefälligst deutlicher ausdrücken?“

„Dann bin ich wieder enfant terrible.“

„Was thut's mir gegenüber? Sie wissen, daß bei mir alle Geheimnisse gut aufgehoben sind. Habe ich jemals etwas verrathen, was Sie mir anvertraut hätten?“

„Nein, das haben Sie nicht,“ sagte sie sehr nachdrücklich. „Aber jetzt will ich Ihnen ja gar nichts anvertrauen, Sie sollen nur sehen, daß ich weiß, was Sie wissen.“

„Und das wäre?“ fragte ich in der That nicht ohne Neugier.

„Erst kommen Sie also immer zusammen zu Tante Renne oder hieher in den Garten, und dann kommen Sie auf einmal nicht mehr zusammen.“

„Ist das Alles?“

„Das wäre was Rechtes!“

„Also weiter!“

„Ja — Sie machen auch Beide so merkwürdige Augen,

Sie meine ich, Fritz und Franz, wie Sie ja doch heißen. Wenn Ottilie da ist, machen Sie solche Augen, aber Herr Immenhof am meisten, dann sieht er Niemanden als sie und mit anderen Leuten spricht er nie ein Wörtchen.“

„Welch ein Einfall! Von mir können Sie das wenigstens nicht sagen.“

„Nein, nein, aber ganz anders aussehen als sonst thun Sie auch, wenn Ottilie da ist — wie kommt das?“

Ich lachte gezwungen, denn die Frage war mir unbequem.

Luiſe wartete auch meine Antwort nicht ab, sondern fuhr fort: „Zulezt kamen sie immer Jeder allein, und wenn ich Sie frage: Wo ist Herr Immenhof? so sagen Sie: er ist ausgegangen, und wenn ich Herrn Immenhof frage, wo Sie sind, so sagt er: er ist ausgegangen. Sie wollen also nicht mehr zusammen kommen, und wenn sie nicht mehr zusammen kommen wollen, so ist es um Ottiliens willen — das weiß ich ganz gut.“

„Ich glaube, Sie sind ein kleines kluges Dämchen,“ sagte ich, um doch etwas zu sagen.

„Ja — und dann habe ich vor ein paar Tagen Herrn Immenhof in den Garten gehen sehen, und Ottilie war auch darin. Ich sah sie nicht beisammen, denn gerade hier saßen sie, hinter diesem Bosket, wohin man von oben nicht sehen kann. Aber ich habe Herrn Immenhof wieder hineinstürmen sehen, er begegnete mir, als ich gerade hinaus wollte, denn Tante schickte mich hinunter, weil ich ihr erzählte, daß die Beiden im Garten wären, und Tante war sehr ärgerlich und hat nachher sehr mit Ottilie gescholten.“

„Gescholten?“

„Ja, und Tante hat auch Recht.“

„Wie so denn?“

„Ei — gemerkt haben Sie es doch natürlich lange, und weil ich es auch merkte, hat man es mir gesagt: der Justizrath will Ottilie heirathen und Ottilie hat sich auch jetzt entschlossen, ihn zu nehmen. Vorgestern hat er ihr einen prachtvollen Schmuck geschenkt, und er ist jetzt hin zu Ottiliens Vater, um sich da das Jawort zu holen. Und wenn er dann wieder kommt, so wird die Sache öffentlich. Da durfte ich es Ihnen ja wohl sagen, weil Sie nichts ausplaudern.“

Ich war keines Wortes mächtig, ich fühlte, wie ich todtbleich wurde, und wirbelnd drehte sich Alles um mich herum.

Ich glaube, das kluge Mädchen an meiner Seite merkte ganz gut, wie fassungslos ich war, aber sie that ganz unbefangen und schwahte nur so fort.

„Ottilie hat immer gesagt: ich heirathe nur einen reichen Mann, und das thut sie ja nun auch, denn dieser ist noch viel reicher als der Erste. Nur war der jünger, er taugte aber nichts, und darum hat sie mit dem gebrochen, und ihr Vater hatte sie zu Tante Lenne geschickt, damit ihr die Geschichte aus dem Kopf käme. Nun, sie ist nicht lange traurig gewesen und sie hat sich gewiß gesagt: ist es nicht der Eine, so ist es der Andere, und ich habe mich von Ihnen Beiden oft gefragt: ist es der Eine oder der Andere, bis ich erst ganz zuletzt merkte: sie sind es alle Beide nicht.“

Ich schwieg noch immer und starrte in's Leere, aber es entging mir kein Wort.

Nach einer kurzen Pause fuhr Luise fort:

„Tante sagte gestern, aber leise, denn ich sollte es nicht hören: ‚Gottlob, daß sie fortkommt, dies Spielen kann ich nicht mit ansehen!‘ Spielen, sagte sie, und Sie werden sich auch wohl denken, was sie damit meinte. Ich kann es mir denken, und da — und da — da dachte ich mir auch, ich könnte Ihnen die Geschichte erzählen. Tante hat Ottilie verboten, allein in den Garten zu gehen, aber ich darf das natürlich, und als ich Sie vorhin von oben herab so herum gehen sah und immer nach dem Fenster schauen, da bin ich gekommen, obwohl Sie mich gewiß nicht gemeint haben.“

Ich nahm ihre Hand und drückte sie herzlich. Das Kind war in dem Moment unabweisklich meine Vertraute, ich konnte nichts dagegen machen und ich hatte auch nichts dagegen, es war mir Alles einerlei.

Ich stand auf, um zu gehen, aber reden konnte ich kein Wort. Ich glaube, ich taumelte, denn plötzlich faßte Luise meinen Arm, als ob sie mich freundschaftlich begleiten wollte, was sie sonst nie gethan.

Dann war ich in unserem Zimmer allein.

Wie lange ich allein geseffen, weiß ich nicht, aber es war längst dunkel, als Fritz nach Hause kam. Da ich mich nicht rührte, so glaubte er sich allein, nahm die Lampe und zündete sie an.

Indem das Licht aufflammte, sah er mich, und mein Aussehen mußte Ungewöhnliches verkünden.

Erst starrete er mich an in sprachlosem Erstaunen; auch er hatte offenbar diese Möglichkeit gar nicht in's Auge gefaßt, auch er hatte wohl nie anders gehört, als daß, wo

Zwei ein Mädchen lieben, sie des Einen Liebe erwidert und der Andere sich trösten muß.

In unserem Falle konnten wir uns mit einander trösten.

„Auch Du?“ rief Fritz endlich aus, indem er auf einen Stuhl sank.

„Auch ich!“ erwiderte ich, und nagender Schmerz, beleidigter Stolz, verletzte Eitelkeit zerrten an meiner Seele, so daß ich mich vielleicht in noch viel schlimmerem Zustande befand, als Fritz vor einigen Tagen.

„Die Kolette! Die Schlange! Die Circe! Die Hexe! Die — die — die Canaille!“ schrie Fritz und schlug dröhnend auf den Tisch, „was hat sie an Dir auszuüben?“

„Wenn ich reich wäre — dann vielleicht —!“ brachte ich mühsam heraus.

„So, so! Ein Kerl wie Du! nicht reich! Das bin ich, ich bin nicht ernst genug, das bist Du, sie hätte uns wohl am liebsten Beide am Gängelbände gehalten, wir machten dann ein treffliches Ganze aus.“

Er schien ordentlich entrüstet, daß sie nun auch mich nicht wollte.

„Aber was sagte sie denn? Wo triffst Du sie? Sprich einmal frei von der Leber weg! Ha! Du glaubst nicht, wie das gut thut, so einmal seinem Herzen Luft zu machen!“ Und wieder fing er an: „Die Teufelin! Die Lorelei! Die Hexe!“ u. s. w., so daß ich wahrlich lächeln mußte. Bei ihm begann der Humor bereits die Oberhand zu gewinnen.

„Wo triffst Du sie also?“

„Ich traf sie gar nicht.“

„Wie so?“

„Ich habe sie gar nicht gesprochen.“

„Nicht gesprochen?“

„Nein.“

„So hast Du geschrieben!“

Ich schüttelte nur mit dem Kopfe.

„Dann verstehe ich nicht.“

„Ich habe Luise gesprochen.“

„Ja, aber sie weiß —“

„Lieber Junge!“ (wie lange war es her, daß ich das nicht gehört hatte!) „Du glaubst doch nicht, daß die Santanella ein solches Kind zur Vertrauten macht?“

„Gewiß nicht, aber Luise hat mir gesagt, daß — daß —“ Das Wort würgte mir im Halse. „Daß Ottilie den Justizrath heirathen wird.“

„Wa—a—a!“

„Ja — so ist es.“

Nun brach Fritz in ein tolles homerisches Gelächter aus, so daß sie drüben meinen konnten, wir wären überaus lustig.

„Dieses alte Spindelbein!“ rief er, „dieser Paragraphenreiter! Dieses langweilige Subjekt! Und meine Göttin, mein Engel, mein Idol, meine Muse, auf die ich Verse gemacht habe, die mir den Kopf verrückt, die Sinne verwirrt, der ich zu Füßen gelegen, die unsere Freundschaft zerrissen! Ha, ha, ha! Nun hinaus mit ihr aus meinem Herzen, Alles, was noch darin ist!“ Und er riß symbolisch seine Weste auf, öffnete das Fenster und wehte hinaus, als wolle er etwas verjagen.

„Wir aber, alter Junge,“ fuhr er fort, „wir wollen uns einen Punsch machen zur Tröstung, Stärkung, Heilung

und Erlösung," und er zog an der Schelle, so daß Elisabeth eilig herbeistürzte.

Fritz befohl heißes Wasser zu bringen. Mit den anderen Ingredienzen waren wir versehen, und nun braute er und braute und kostete und kostete, bis er fand, daß Alles gut war.

Dann ging er in's Nebenzimmer und holte meinen Tabakskasten, der ganz mit Staub bedeckt war. So stellte er ihn vor mich hin und schlug den Deckel zurück.

„Du siehst, ich habe kein Blättchen davon genommen," sagte er, „und nun wollen wir die Friedenspfeife rauchen.“

Damit reichte er mir das betreffende Objekt und füllte mein Glas, und wir rauchten und tranken dazu, welches beides unleugbar eine schmerzstillende Wirkung auf mich ausübte.

Freilich war Fritz diesen Abend besser daran als ich, denn schon mehrmals waren Abend und Morgen vergangen, seit er seinen Hoffnungen hatte Valet sagen müssen. Meine Wunde aber blutete noch ganz frisch, obgleich sie den Verhältnissen entsprechend zu den schnell heilenden gehörte.

Wenn es aber etwas gab, was neben Punsch und Tabak Trost und Balsam gewähren konnte, so war es die Rettung unserer Freundschaft, deren wir uns in dieser Stunde bewußt wurden. Was auch verloren gegangen, was aufgegeben werden mußte: uns hatten wir wieder, das Mädchen trennte uns nicht mehr, und als wir uns unerschöpflich fanden in Mittheilungen, wie sie dem Einen Hoffnung gemacht, mit dem Andern geliebäugelt, auf die Interessen des Einen eingegangen war, sie dem Andern gegenüber gelegentlich verspottet

hatte, da schwand auch mehr und mehr der Stachel des Schmerzes und es blieb nur Bitterkeit und Empörung zurück.

Ich hatte überdies kein direktes Nein empfangen, das war auch ein Trost, und das kokette Mädchen durfte sich nicht rühmen: der officiellen Bewerber Dreie in einem Hause gehabt zu haben.

„Heute schwänzen wir das Colleg,“ sagte Fritz am anderen Morgen, „wir müssen hinaus in's Freie — natürlich zusammen.“

„Dann gehen wir auf den Kanzelberg,“ erwiderte ich, und Fritz stimmte mir bei.

Da saßen wir dann wieder wie damals und schauten in das nun herbstliche Land.

Busch und Baum prangten im buntesten Schmuck, Herbstfäden wehten durch die Luft und leise fiel Blatt um Blatt. Der Tag war prächtig und die Ferne so klar und hell wie die Zukunft der Jugend. Unsere war nicht mehr von einem Truggebilde verdunkelt und der Zweck unserer Studienjahre trat wieder in sein volles Recht.

Als nach einigen Tagen die Verlobung Ottiliens mit dem Justizrath wirklich proklamirt wurde, trat die peinliche Nothwendigkeit an uns heran, zu gratuliren, wenigstens Einer von uns mußte hingehen, wenn uns nur im Mindesten daran gelegen war, die Sache zu maskiren. Da fand ich es denn selbst in der Ordnung, daß ich dies übernahm, weil ich mir nicht den eigentlichen Korb geholt hatte. Aber der Schritt wurde mir entsetzlich schwer und ich suchte einen Moment wahrzunehmen, wo das Brautpaar nicht daheim war, denn mit Ablauf des Monats wollten wir Beide aus-

ziehen, und so lange konnten wir leicht einer unliebhamen Begegnung ausweichen.

Gottlob! Frau Lenne war allein in ihrem Zimmer, als ich eintrat, und — ich weiß nicht, ob sie mir etwas anmerkte — sie beruhigte mich auch sogleich vollständig, indem sie sagte: „Das Brautpaar ist ausgegangen, aber ich werde Ihren Glückwunsch bestellen — bitte, nehmen Sie Platz.“

Mir brannte aber der Boden unter den Füßen, und erst als Frau Lenne sagte: „Ich bin ein paar Stunden allein, leisten Sie mir doch ein wenig Gesellschaft!“ da wagte ich, meinen Hut aus der Hand zu legen und mich zu setzen, denn ich mußte ja noch unsere Kündigung vorbringen.

„Wie? ausziehen wollen Sie?“ frug sie unangenehm überrascht.

„Ja — ja — wir müssen.“

„Hat Lisbeth Sie nicht gut bedient?“

„O, sehr — sehr.“

„Wollen Sie eine elegantere Wohnung haben?“

„Nein, durchaus nicht.“

„Was denn?“

„Wir haben so weit bis zum Universitätsgebäude, und nun der Winter kommt — —“

„Larifari! das schadet Ihnen Nichts, mein junger Herr, der weite Weg ist Ihnen recht gesund, das Zimmer gefällt Ihnen, das haben Sie oft gesagt, und ich lasse Sie nicht ausziehen — damit Basta!“

„Aber Frau Professorin!“

„Ich lasse Sie nicht ausziehen. Wollen Sie vielleicht für die Hälfte des Miethpreises wohnen?“

„O! kein Gedanke davon!“

„Nun, Ihr Vater hat Sie mir warm empfohlen, ich habe mich an Sie als Miether attachirt und kann durchaus nicht Jeden brauchen. Aber freilich — ich bin den Winter ganz allein, da fürchten Sie wohl, es würde sehr langweilig hier werden.“

„Ach, nein, nein! wenn Sie so Etwas denken, dann — —.“
Ich war ja nun erlöst, denn wenn Ottilie ging, so blieben wir natürlich.“

„Ja, ich werde ganz allein sein,“ fuhr Frau Professor Lenne fort, „Ottilie kehrt bis nach Weihnachten zu ihrem Vater zurück und dann heirathet sie. — Ich könnte gleich wieder eine andere Nichte haben, aber nein, nein! ich hüte keine wieder — das ist mir schwer geworden und doch nicht einmal gelungen. Sie verstehen mich, lieber Herr Wildmann und wenn nicht — um so besser!“

Ach ja! ich verstand.

„Also Sie bleiben?“ fragte die gute Dame nach einer Pause.

„Es hätte uns auch sehr leid gethan, von Ihnen fort zu gehen,“ erwiderte ich.

„Nun, das ist mir lieb, sehr lieb. Ich hoffe, Sie sprechen zuweilen bei einer einsamen alten Frau vor, auch wenn sie keine Nichte bei sich hat. Freilich — Luisechen ist doch fast immer da und ich habe ja auch meine Hausfreunde, mit denen man ein vernünftiges Wort reden kann.“

„O,“ sagte ich, „wenn wir dürfen, so kommen wir gewiß

gern," denn wir hatten wirklich Beide die Frau lieb, weil sie so frisch und lebendig war, das Gegentheil von aller Bedanterie.

So blieben wir also in unserem alten Quartier und wir hatten es gut, als ob wir bei Verwandten wohnten. Ganz so ungenirt gestaltete sich mehr und mehr das Verhältniß, und im letzten Jahre reiste Frau Professor Lenne sogar in den Ferien mit uns nach Hause, denn unsere Mütter namentlich wollten die Frau kennen lernen, der wir eine solche Anhänglichkeit und zugleich einen solchen Respekt zollten.

* * *

Sechs Jahre nach der vorhin erzählten Episode besuchte ich Tante Lenne (wie wir sie wohl scherzweise nannten) auf der Durchreise und da traf ich bei ihr ein schönes, schlankes, dunkeläugiges Mädchen.

Hatte sie doch wieder eine Nichte bei sich?

Ja freilich! Das war ja Luise, ich erkannte sie sogleich, wie sie sprach und erröthend und lächelnd mir die Hand reichte.

Und diese Luise ist meine Luise geworden, mit ihr bin ich wieder stromaufwärts und abwärts im Nachen gefahren, mit ihr auf dem Kanzelberg gewesen und da habe ich ihr die Geschichte meiner ersten Liebe erzählt, so fern sie dieselbe nicht kannte. Sie dagegen berichtete mir Details aus Ottiliens Leben, die mich erkennen ließen, wie furchtbar unglücklich Derjenige von uns geworden wäre, der ihre Gegenliebe errungen hätte.

Tante Lenne ist also nun meine wirkliche Tante, die

alljährlich uns besucht, die wir aber nicht überreden können, ganz zu uns überzusiedeln. Sie liebt zu sehr ihr stilles, altes Haus, in das sie nach uns keine Miether mehr genommen hat und den Garten, dessen Pflanzung mit ihr alt geworden ist. Und es freut uns auch, zuweilen unsere alten Zimmer zu bewohnen, die immer für liebe Gäste bereit stehen und an die wir das nächste Unrecht haben.

Und Fritz?

Der hat sich nie wieder so leichtsinnig verliebt. Zunächst schwur er damals ewigen Weiberhaß, und dann schwur er, falls ihm noch einmal Gefahr drohe, es mir zu sagen, noch ehe er es selber wisse, damit ich dem betreffenden Gegenstand aus dem Wege gehen könne und die Harmonie unserer Seelen nicht wieder ein gleiches Unheil anrichte.

Aber als der Moment eintrat, da schwieg er doch — ich merkte nur die Sache, denn ich kannte ja diese feurigen Blicke, wie sie jetzt meine Schwester Anna trafen. Sophie war längst verheirathet, die hatte klüglich nicht auf ihn gewartet. So ist Fritz also doch mein Schwager geworden, aber näher ist er mir dadurch nicht getreten, das war eben nicht möglich. Wir sind geblieben, was wir waren: Busenfreunde, und in der Familie nennt man uns Fritz und Franz, gerade so, wie man die Kinder und Studenten genannt hat.

Die französischen Frauen während der Revolution

Zeit- und Charakterbild

von

G. Schenke.

(Nachdruck verboten.)

Der Einfluß, welchen die Frauen Frankreichs während des achtzehnten Jahrhunderts auf die Gestaltung des Gesellschafts- nicht nur, sondern selbst des Staatslebens ausgeübt haben, ist nach seiner vollen Bedeutung noch bei Weitem nicht gewürdigt worden, war er doch ein derartiger, selbst über die Grenzen französischen Landes und französischen Wesens so weit hinausreichender, daß man in mehr als einer Beziehung recht wohl von einem Jahrhundert der Frauen sprechen könnte. Das gesammte „alte Régime“ — ancien régime — stand mehr oder weniger unter der Herrschaft der Frauen, im Guten und im Schlimmen. Frauen waren es auch, unter deren Schutze und in deren Salons — oder Bureau d'Esprit, wie man einzelne solcher geistreicher, geistproducirender, nach Geist haschender, mit Geist kokettirender Circle zu nennen pflegte, die sich zum Theil Weltruf erwarben — sich die neue Aufklärungsphilosophie, die Anschauungen jener Urheber der großen französischen Encyclopädie, d'Alembert, Diderot, Helvetius,

und andere Freidenker, entwickelten und verbreiteten. Frauen sehen wir mit Begeisterung sich zu dem neuen Natur-evangelium Jean Jacques Rousseau's bekennen; Frauen endlich spielten eine hervorragende Rolle in der 1789 beginnenden gewaltigen Staatsumwälzung, aus deren Kämpfen die politischen und socialen Bildungen der Neuzeit hervorgingen, als Heldinnen der Freiheit und Dämonen des Umsturzes sowohl wie als Märtyrerinnen des Königthums und der mit diesem zusammenhängenden Tendenzen, die Einen im ersten Gliede der wildesten Jakobinerbanden, die Anderen auf dem Blutgerüste durch ihren todesverachtenden Muth die unerschrockensten Männer beschämend. —

Mit der Zerstörung der Bastille, am 14. Juli 1789, hatte die Revolution ihren thatsächlichen Anfang genommen. Der 6. Oktober desselben Jahres versetzte der Monarchie den ersten Todesstreich, und dieser verhängnißvolle 6. Oktober war wesentlich das Werk der Frauen. In Paris klopfte der Hunger an die Thüren; das Pfund Brod kostete vierzehn Sous (siebenzig Centimes), ja einen Franken, dazu gingen unheimliche Gerüchte im Schwange vom bevorstehenden Kriege, von einem Bündnisse der Königin Marie Antoinette mit den deutschen Fürsten, so daß die Aufregung von Tage zu Tage stieg. So kam der 5. Oktober heran: Ueberall sammelten sich Gruppen von Menschen an, die seit vierundzwanzig Stunden nichts oder doch nicht genug zu essen gehabt hatten, da brachte ein muthiges Weib plötzlich den Gedanken auf das Tapet, gen Versailles zu rücken und beim Könige Hilfe in der Noth zu suchen. Diese Frau aus dem Mittelstande, anständig, aber fest war es,

welche die Initiative gab zu dem berühmten und berücksichtigten Frauenzuge nach der königlichen Residenzstadt. Den Säbel in der Hand schritt sie am Morgen des 6. Oktober durch Paris, und auf allen Straßen, die sie passirte, schlossen sich Schaaren von Frauen an sie an, zumal Arbeiterfrauen aus dem Faubourg Saint-Antoine und die sogenannten Damen der Halle, jene noch heute als sehr entschlossen und energisch bekannten Pariser Fischhändlerinnen. Ein junges Mädchen von siebenzehn Jahren, eine Holzschnitzerin ihres Gewerbes, Namens Madeleine Chabry, ward zur Sprecherin der Demonstration auserkoren, während einer der Huissiers des Stadthauses, Stanislaus Maillard geheissen, um gröbliche Ausschreitungen der erregten Menge nach Möglichkeit zu verhüten, sich bereit finden ließ, als Anführer des Zuges zu fungiren und diesem dergestalt eine Art von legalem Anstrich zu verleihen. Zehn Trommler an der Spitze setzte sich die wunderliche Prozeßion, die aus mindestens achttausend Weibern und einigen Hunderten bewaffneter Männer sammt einer Anzahl dem Stadthause entnommener Kanonen bestand, in Bewegung und langte um drei Uhr Nachmittags in Versailles vor dem Palaste an, in welchem die Nationalversammlung tagte. Ungefümm wollten sämmtliche Weiber in den Sitzungsfaal eindringen, Maillard aber setzte es mit unendlicher Mühe durch, daß ihm nur fünfzehn Frauen in das Innere des Gebäudes folgten. Hier stellten sie sich vor den Schranken der Versammlung auf und schrieen alle zusammen: „Brod! Brod!“ bis endlich Maillard zum Wort gelangen konnte, um die entseßliche Lage aus einander zu setzen, in der sich Paris

befand. Die Scenen, die hierauf folgten, sind allbekannt. Wie gewöhnlich, so hatte sich der König auch heute auf die Jagd begeben und kehrte erst gegen Abend aus dem Forste von Meudon nach Versailles zurück, ohne zu ahnen, was sich inzwischen in seiner Residenz zugetragen hatte und daß der letzte Tag seiner freien Entschließung sich bereits dem Ende näherte! Am andern Vormittag — gegen zwölf Uhr — mußte er im Geleite dieses wilden Weiberheeres und seines buntscheckigen Troffes die unfreiwillige Reise nach dem ihm so unsympathischen Paris antreten, um sein geliebtes Versailles niemals wieder zu sehen. Damit war dem alten Königthum sein Ziel gesteckt. Die Pariser Frauen sind es gewesen, deren kühner Vorgang die Monarchie des heiligen Ludwig über den Haufen warf.

Ludwig XVI. war jetzt ein Gefangener; hinter und vor ihm wogte eine immer wachsende Menge, in der seine Karosse nur Schritt für Schritt fahren konnte. Männer und Frauen, Alt und Jung, sie Alle strömten nach Paris, zu Fuße, zu Pferde, in Fiakern oder Karren, wie es eben kam, selbst auf den Lafetten der Geschütze — es war eine Karawane, wie sie die Welt noch nicht geschaut hatte. Einzelne der Weiber trugen große Stücke Brod auf den Piken, die sie führten, andere hatten herbstlich gelbe Pappelzweige auf ihre Lanzen gesteckt. Sammt und sonders aber zeigten sie sich fröhlich und guter Dinge und meinten nichts Uebles damit, wenn sie, auf den König und dessen Familie deutend, von Zeit zu Zeit ausriefen: „Da bringen wir den Bäcker, die Bäckerin und den Bäckerjungen!“ Waren sie doch allen Ernstes davon überzeugt, daß man nimmermehr

Hungers sterben könne, wenn man den König in seiner Mitte habe. Noch waren weitaus die Meisten gut royalistisch gesinnt und voller Freude, den „lieben Papa“ endlich in bessere Hände zu bringen. In Paris, so dachten sie, würde es an Weibern nicht fehlen, welche ihn besser beriethen als die Königin. Denn die arme Marie Antoinette war es ja, der man alles Unglück und alle Noth des Volkes Schuld gab; schon damals konnte ihr Verhängniß als besiegelt gelten.

Nicht aus diesen unteren Schichten jedoch ging die Erbitterung gegen die Königin aus, die in Frankreich Platz gegriffen hatte; im Gegentheile kam sie aus viel höheren Sphären, aus gewissen Kreisen des alten Hofadels, der sogenannten „dames titrées“ (betitelte Damen), der Gemahlinnen der Marschälle von Frankreich, der spanischen Herzöge und Granden und derjenigen vornehmen Edelleute des Reichs, die den Namen der Vettern des Königs führen durften u. A. m. Sie glaubten sich durch Marie Antoinette's mannigfache Milderungen und Lockerungen der steifen Hofetikette in ihren althergebrachten Privilegien verletzt und verfolgten daher die junge Königin mit bitterem Haffe. Die giftigen Verleumdungen, welche Marie Antoinette's Namen befleckten und sich bald auch in die unteren Klassen der Gesellschaft verbreiteten, waren wesentlich das Werk jener stolzen Damen des Hofes und trugen nicht wenig dazu bei, daß nachher die Parteiwuth der Revolutionsmänner der schönen und tugendhaften Monarchin die unsinnigsten Verbrechen andichtete, Verbrechen, an die nur zu denken einen hohen Grad von Verblendung und sittlicher

Verworfenheit voraussetzt. Zweifelsohne hat das immer weiter und weiter um sich fressende Gift dieser ruchlosen Schmähungen keinen geringen Antheil an der entsetzlichen Wendung gehabt, welche das Schicksal der beklagenswerthen Königsfamilie nehmen sollte.

Es war Abend geworden, bevor die merkwürdige Frauenprozeßion in Paris eintraf, denn der Gunst der Witterung hatte sich die Expedition durchaus nicht zu erfreuen. Es regnete in Strömen, und die Landstraße wurde mehr und mehr zu einem Schlammmeere. Das hinderte indeß nicht, daß die Menge von Zeit zu Zeit sich durch Abfeuern von Flinten und Böllern ergötzte und sich in dem Weine berauschte, dessen sie sich in Versailles bemächtigt hatte. In diesem wahrhaft höllischen Chaos bewegte sich die königliche Equipage, an deren Schlage der Marquis v. Lafayette, der Generalkommandant der Nationalgarde, einherrscht, welchem Ludwig XVI. und die Seinigen ihre Rettung aus den Greueln des verflossenen Tages zu verdanken hatten, im Tempo eines Leichenwagens; und ein Leichenkondukt war ja auch das Ganze — das Grabgeleite des alten Frankreichs.

Seit diesem 6. Oktober und seinen Schrecken und Orgien erblicken wir die Frauen stets in den vordersten Reihen bei allen Greueln und Bluthaten der Revolution. Von einem Tambour begleitet, zogen sie am andern Morgen in Paris von Straße zu Straße. An jeder Ecke ward Halt gemacht und unter Trommelwirbel verkündet, daß sie die Köpfe zweier Gardes-du-Corps mit nach Paris gebracht hätten, die im Palais Royal zu sehen seien. Aus den dunkelsten Winkeln der französischen Hauptstadt tauchten

sie heran, die entartetsten ihres Geschlechtes, um die haarsträubendsten Ruchlosigkeiten zu erfinden und die Männer zu immer neuen Barbareien anzustacheln. Wie sie ihre Anwesenheit in Versailles durch Entfleklichkeiten aller Art bezeichneten, so waren sie es vornehmlich, die in bestialischer Leidenschaft den unerhörtesten Vandalismus begingen, als an jenem unseligen 10. August des Jahres 1792, nachdem die treuen Schweizergarden vergeblich ihr Blut für die Monarchie verspielt hatten, das Königsschloß der Tuilerieen den brutalen Händen dieser wüthenden Weiberbanden preisgegeben war. Und als wenige Wochen danach die furchtbaren Mezeleien in den Pariser Gefängnissen in's Werk gerichtet wurden, jene grausigen Septembrißaden, die in der Geschichte civilisirter Völker kaum ein Beispiel haben, da sehen wir abermals die Frauen als die grausamsten der grausamen Mörder, die sich mit dem Blute vieler Hunderte von schuldlosen und achtungswerthen Menschen besleckten.

Bei den meisten dieser Ausschreitungen und Schauderstücke waren die weiblichen Hauptrollen immer den beiden nämlichen Frauen zugetheilt — Théroigne de Méricourt und Rose Lacombe, beides Mädchen von Geist und Schönheit, doch von nichts weniger als tadellosem Rufe. Die Erstere, eine geborene Böttcherin, originell, pikant und verführerisch, hatte sich bereits am 6. Oktober hervorgethan. Ein festes Amazonenhütchen auf dem Kopfe, in rothseidenem Ueberrocke, mit einem Säbel umgürtet, war sie dem Regimente Flandern muthvoll entgegengeschritten, als dessen Offiziere das Feuer auf die gegen das Schloß anrückenden Volksmassen kommandirten, und hatte durch ihre glühende

Beredtsamkeit in der That bewirkt, daß die Soldaten ihren Oberen nicht gehorchten, die Gewehre bei Fuß nahmen und ihre Patronen den Versailler Nationalgarden auslieferten. Später verweilte sie Tage lang in den Sitzungen der Nationalversammlung und des Konventes wie in den Clubs der Cordeliers und Jakobiner und nahm darin, stets mit ihrem theatralischen Kostüme bekleidet, wohl selbst das Wort; ja eines Tages sprang sie ohne Weiteres von einer der Zuhörergallerieen mitten in die Reihen der unten debattirenden Volksvertreter hinab, um fulminante Worte gegen den damals allmächtigen Robespierre zu schleudern, von dem sie sich gekränkt wähnte. Die Anhänger des Diktators schafften das tolle Weib aus dem Saale und ließen es dann auf öffentlicher Straße, auf der Terrasse der Tuilerieen, im Beisein eines zahlreichen Publikums in brutalster Weise auspeitschen. Dieser Schimpf raubte der Ueberspannten den Rest ihres Verstandes; von 1793 bis zu ihrem 1817 erfolgenden Tode, vierundzwanzig lange Jahre, mehr als die Hälfte ihrer Lebenszeit, brachte die einst hochgefeierte Théroigne de Méricourt als Töbflüchtige im Irrenhause zu.

Die andere der genannten beiden Revolutionsheldinnen, Rose Lacombe, wurde nachmals das Haupt einer der mannigfaltigen jakobinischen Frauenclubs, die seit 1790 unter den verschiedenartigsten Titeln durch ganz Frankreich, vorauf natürlich in Paris, entstanden und ihren Beschlüssen oft genug in den verwandte Tendenzen verfolgenden Männervereinigungen Geltung zu verschaffen wußten. „Warum,“ sagte die Stifterin eines dieser Frauenclubs, „warum sollen

wir nicht das Recht haben, die politische Rednerbühne zu besteigen, haben wir doch das Recht, das Schaffot zu besteigen?" Der Club, welchem Rose Lacombe vorstand, der „Verein der Revolutionärinnen“, welcher seit Beginn des Jahres 1793 seine Zusammenkünfte in der Todtenkapelle der Kirche des Innocents abhielt, übertraf an wildem Radikalismus alle anderen. Gleich Théroigne, besaß auch seine Präsidentin eine zündende Rednergabe und schreckte niemals selbst vor den letzten Konsequenzen zurück, wie sie für die dem Weibe von Natur und Sitte gezogenen Schranken nicht vorhanden waren. Als die Fraktion der äußersten Linken des Konventes, der sogenannte Berg, in der Nacht vom 31. Mai 1793 den Sturz der Girondisten beschloß, welche den Strom der Revolution zu mäßigen trachteten, da war es Rose Lacombe, die in ihrem Vereine die Parole des Kampfes ausgab und in ihrem unbändigen Fanatismus wider die dem Untergange geweihten Opfer, die reinsten Charaktere der Bewegung, selbst Blutmenschen wie Pache und Chabot, wie Hébert und Fabre d'Églantine hinter sich ließ. Auch Rose Lacombe's spätere Lage aber standen in grellem Widerspruche zu dem kühnphantastischen Anlaufe, den sie genommen. Noch vor dem Ende Robespierre's scheint sie sich von der Revolutionsbühne zurückgezogen zu haben, um sich kleinen, aber sehr einträglichen Handelsgeschäften zu widmen. Bereits im Juni 1794 sah man sie meist vor dem Thore eines oder des anderen Gefängnisses sitzen, um mit Hilfe der am Handel theiligten Kerkermeister Wein, Zucker, Kuchen und andere Leckereien an die Verhafteten zu verkaufen, zu Preisen, die

oft den zwanzig-, ja dreißig- und fünfzigfachen Werth der feilgebotenen Waaren überstiegen, welche als Contrebande nichtsdestoweniger den flottesten Absatz fanden.

Hinter Théroigne de Méricourt und Rose Lacombe tauchte in zweiter Linie eine andere Gruppe von Revolutionsheldinnen auf, Weiber vom derbsten und gemeinsten Schlage, die, um mit Schiller zu reden, in Wahrheit zu Hyänen wurden und in Abscheulichkeiten schwelgten, die nur zu nennen die Feder sich sträubt. Da waren, als die verhältnißmäßige Elite derselben, „die Königin der Hallen“ — Reine des Halles — Frau Audu, eine imposante Gestalt, deren Wort in ihren Kreisen fast Allgewalt besaß, und vornehmlich die berühmte Mutter Duchesne, der charakteristische Urtypus der Pariser Fischweiber, von der sich noch jetzt hie und da Abbildungen erhalten haben. Die Tabakspfeife im Munde, den Säbel in der einen, den Spinnrocken in der andern Hand — so sieht man sie auf diesen Bildern, unter denen ihr Wahlspruch geschrieben steht, jenes „vivre libre ou mourir“ (frei leben oder sterben), mit dem sie ihre Genossinnen und die Männer anzufeuern pflegte, sobald sie bei einem oder dem anderen Revolutionsakte erschien. Die Königin der Hallen und Mutter Duchesne, nach ihnen jene Agnes Lesèvre, jene Geneviève Dagon, jene Marie Louise Bouju, jene „Königin von Ungarn“ und wie sie Alle noch heißen mochten, standen an der Spitze eines zahllosen weiblichen Gefindels aus dem Auswurfe der Pariser Bevölkerung, jener Megären, die in den schamlosen revolutionären Blättern, zumal in den von dem obengedachten ehemaligen Bedienten und Theaterbille-

teur Jacques René Hébert herausgegebenen „Père Duchesne“, als die Blüthe ihres Geschlechts gepriesen und mit Stolz auf ihre Ruchlosigkeit erfüllt wurden. „Die Furien der Revolution“ — so hörten sie sich selbst am liebsten nennen — drängten sich um die Guillotine und ergingen sich im Anblicke des grauenhaften Schauspieles in den cynischsten Reden und Witzeleien; „den Karpfensprung machen“ — faire le sant de carpe — oder „im Sacke nießen“ — éternuer dans le sac — das waren ihre Leibbezeichnungen für die letzten Momente der Hingerichteten. „Mit teuflischem Spotte,“ heißt es in einer Spezialschilderung jener Schreckenszeit, „lauerten sie auf den tödtlichen Streich, beobachteten sie die letzten Zuckungen der zum Tode Verurtheilten, ja sie scherzten wohl mit dem Scharfrichter und tanzten dann ihre wildeste Carmagnole (jenen den Hof persiflirenden Tanz und Rundgesang, der 1792 gelegentlich der Einnahme von Carmagnole in Piemont aufkam und bald zum offiziellen republikanischen Festreigen wurde) am Fuße des Blutgerüstes,“ ohne Mitleid und ohne Anstand, die beide ihnen durchaus fremde Empfindungen und Begriffe waren. Trug doch schon ihre äußere Erscheinung die empörendste Unsittlichkeit zur Schau.

Für die Jakobiner waren diese entmenschten Weiberhorden eine vortreffliche Garde; fast bei allen Gewalt- und Bluthaten sowohl wie bei den verschiedenartigen demonstrativen Feierlichkeiten wurden die „Furien der Revolution“ mit in's Treffen geführt. Mit der patriotischen Medaille dekoriert, erhielten die Damen der Halle bei sämmtlichen revolutionären Festen ihre Ehrenplätze. Sollte die Erregung

des Volkes gesteigert, sein Ingrimm gegen Tyrannen und Aristokraten neu entfacht werden, dann ließ man die unerbittlichen Amazonen in der Stadt umherziehen und blutgierige Anreden an das Publikum halten. Ihr Hauptversammlungsplatz aber war der Garten der Tuilerieen; dort „brüllten sie wie die Löwinnen, denen man ihre Jungen geraubt hat“, lesen wir in einer Flugschrift aus jenen Tagen. Desgleichen hatten sie ihr Lager im Café Hottot auf der Terrasse der Feuillants aufgeschlagen. Als Chorführerin des wüsten Gesindels trat hier eine alte Pariser Bürgerfrau auf, Namens Vallemant. Sie schrie lauter und tobte wüthender als alle Anderen und machte es sich namentlich zum Geschäft, die gemäßigeren Mitglieder des Konventes mit den gröbsten und gehässigsten Schimpfworten zu bewerfen. Lärm und Atmosphäre dieses Café's wurden allmählig so grauenhaft, daß anständige Leute sich kaum noch in die Nähe der Tuilerieen wagten und lieber die staubigen Alleen der Champs-Élysées zur Promenade wählten.

Ihren eifrigsten Beschützer hatten die Pariser Revolutionsfurien in dem Hauptanführer der erwähnten Septembermezeleien, in Jean Paul Marat, der ernstlich damit umging, zu seinem Schutze eine Leibwache von achttausend Weibern zu errichten, die mit Dolchen bewaffnet werden sollten. Schon hatte er diese Dolche bei einem Waffenschmied, Gémard, bestellt, als er selbst, am Abende des 13. Juli 1793, unter dem Dolche eines Weibes sein unheilvolles Leben beschloß. Allein auch Robespierre vermählte es nicht, sich der Pariser Frauenhese zur Erreichung seiner Umsturzpläne zu bedienen. Er suchte die

Tribünen des Nationalkonventes mit Weiberhaufen zu bevölkern, wo sie ihn auf das Wirksamste unterstützten und lärmten und brüllen durften, wie sie wollten. Ungestraft fielen sie den auf der Rednerbühne stehenden Abgeordneten in das Wort und unterbrachen den Gang der Debatten durch die frechsten Einwürfe und Zwischenbemerkungen. Man nannte dies Weiberpublikum des Konventes „Robespierre's Strickerinnen“ — „les tricoteuses de Robespierre“ — welche, noch ehe die Eingänge des Sitzungsgebäudes geöffnet waren, dieselben zu umlagern pflegten, um als die Ersten die Zuhörergallerieen einzunehmen. Da saßen sie dann wohl vom Morgen bis in die Nacht, Gatten, Familie, Haushalt preisgebend. Durch die tägliche Uebung mit der parlamentarischen Praxis, soweit sich dieselbe auf Beifallsklatschen und Zischen bezog, genau vertraut, folgten sie dem leisesten Winke, der ihnen von einem der jakobinischen Abgeordneten erteilt wurde. Kam einmal ein weiser oder nur halbwegs gemäßigter Antrag zum Wohle von Land und Volk auf das Tapet, so pausirten sie sofort mit der Strickerei, die sie in der Regel beschäftigte, und boten die ganze Macht ihrer Lungen und Hände auf, den Redenden zu übertäuben und den Vorschlag zum Falle zu bringen. Sowie dagegen von irgendwem auf Blut und Mord, auf Proscription und Guillotine angespielt ward, da wollte das Jubelgeschrei der entsehllichen Megären niemals ein Ende finden. Bis zu welchem kaum denkbaren Grade die Entweiblichung dieser Pariser Frauen gestiegen war, das bezeugt am schlagendsten eine Sammlung revolutionärer Lieder, die damals unter dem Titel „Das Blutbuch“ —

„le livre de sang“ — erschien. Mit nackten Worten wird darin das Blut als das Labfal gepriesen, nach welchem die „Freiheitsfreundinnen“ einen „nimmer zu löschenden Durst“ empfinden.

Später, als sich die Schreckensherrschaft der Bergpartei hinreichend befestigt wußte, suchte man sich dieser weiblichen Hilfstruppen, die nachgerade indisciplinirbar zu werden begannen und sich sogar die Exekutivgewalt anmaßen wollten, die in die Gefängnisse eindrangen und die darin Verhafteten verhörten und andere Gewaltthätigkeiten mehr begingen, wieder zu entledigen. Ein Konventsbeschuß vom 21. Mai 1793 verbot ihnen die Gallerieen des Nationalkonventes, und bald darauf ward ihnen auch das Recht abgesprochen, zu politischen Vereinen zusammentreten zu dürfen. Die nach Kobespierre's Sturz an das Ruder gelangende Partei, jene noch übrigen Anhänger Danton's, ging in ihren Maßnahmen wider die Revolutionsjurien noch weiter. Sie warf die Weiber ohne Umstände aus den Clublokalen hinaus und ließ sie selbst sehr handgreiflich züchtigen. Demungeachtet war damit indeß ihre Herrschaft noch nicht zu Ende. „So oft,“ lesen wir in der schon oben citirten Schrift, „die Jakobiner einen Sturm auf den ihnen nicht mehr gehorchenden Konvent versuchten, waren es regelmäßig die schrecklichen Weiber, welche den Zug eröffneten, die Thüren des Saales zu erbrechen strebten und mit gräßlichen Stimmen und Tönen nach Brod schrieten, wie ihnen dies eingelernt worden war.“ Zuweilen entspann sich im Versammlungslokal ein förmlicher Kampf, der Pöbel siegte öfters, und es geschah sogar, daß Abgeordnete von einem der

wilden Weiber durch Pistolenschüsse niedergestreckt, oder mit den eisenbeschlagenen Holzschuhen in's Gesicht geschlagen und auf das Grausamste gemißhandelt wurden. Dergleichen Scenen währten mehrmals bis nach Mitternacht, ehe es dem Konvente schließlich gelang, die Ruhe wieder herzustellen und den frechen Pöbel aus dem Hause zu jagen.

Fast drei Jahre hindurch trieben diese Revolutionsamazonen ihr fluchwürdiges Wesen und verbreiteten Angst und Schrecken durch ganz Paris. Allein wie die allgemeine Umwälzung jedwede Fessel der Zucht und Ordnung löste, alle sittlichen und religiösen Grundlagen niederriß und nicht zum Wenigsten in der Frauenwelt eine Verwilderung und Verderbniß ohne Gleichen erzeugte — ebenso wurde diese nämliche Revolution andererseits zu einer moralischen Läuterung und Wiedergeburt der Nation und entwickelte zumal die edelsten Geistes- und Herzens Eigenschaften des Weibes, Begeisterung und Thatkraft für ideale Ziele und Bestrebungen, heroische Selbstverleugnung und Opferwilligkeit, eheliche Treue und Hingebung, Tugenden, welche in der einschläfernden und giftthauchenden Atmosphäre des alten Regimentes nicht hatten gedeihen können oder sich doch nicht an das Licht wagten; die ganze unendliche Liebes- und Menschlichkeitsfülle des weiblichen Gemüthes fand in der Revolution ihre herrlichste Offenbarung. Mochten dabei auch ein gut Theil Schwärmererei und Sentimentalität, viele unklare Volksbeglückungstheorien à la Jean Jacques Rousseau mit unterlaufen, auch jene theatralische Koketterie und Inszenirung nicht fehlen, die von französischer Eigenart nun einmal unzertrennlich sind, der Kern und Grund dieser Neußerungen

war doch echtes Gold, und mit inniger Befriedigung ruht das Auge auf diesem hellen Punkte in dem schauerlichen Nachtflüde menschlicher Leidenschaft und Verirrung, menschlicher Entfittlichung und Verkommenheit, mit inniger Theilnahme und hoher Bewunderung folgen wir der nicht kleinen Zahl großfinniger Weiber, die im Angesichte der Gefahr sich selbst wieder fanden, die „wieder Mütter, wieder Töchter und Gattinnen wurden“, die durch ihr Beispiel die Männer entflamnten, sie wahren Patriotismus und wahre Freiheit, und, wenn es galt, mit Würde zu sterben lehrten. Waren es bisher nur düstere und peinliche, nur abstoßende und verletzende Bilder, die wir aus dem Frauenleben der französischen Revolution zeichnen mußten, um so glänzender und erhebender, um so sympathischer und ergreifender sind die Momente und Handlungen, die wir jetzt zu entrollen haben. Auch hiebei aber müssen wir uns auf eine allgemeine Charakteristik der betreffenden Erscheinungen beschränken, wie gern wir auch einzelne dieser leuchtenden Frauengestalten zu näherer Betrachtung aus ihren Umgebungen herausfonderten.

Als im Spätsommer des Jahres 1789 in Paris und durch ganz Frankreich die Bürgerwehren, die sogenannten Nationalgarden, geschaffen wurden, da legten, vom Enthusiasmus für die neue politische Wendung fortgerissen, die Frauen aller Stände und aller Altersklassen, was sie an Schmutz und sonstigen Kostbarkeiten besaßen, auf dem Altare des Vaterlandes nieder. Zwölf Pariser Bürgerinnen — citoyennes — Frauen und Töchter französischer Künstler, ergriffen die Initiative des patriotischen Werkes. Am 7. Sept. erschienen sie, weiß gekleidet und mit der Nationalfokarde

auf der Brust, vor den Schranken der Nationalversammlung, die damals, wie wir wissen, noch zu Versailles tagte, und brachten ihr in einer Kassette dreiundneunzig goldene Spie'marken, drei silberne Becher, vierundzwanzig silberne Ohrringe, vier Paar goldene Armbänder, drei goldene Denkmünzen, fünf goldene Uhrgehäuse, acht goldene Ringe, fünf goldene Fingerhüte, Uhrketten, Etuis, Bonbonnièren und ähnliche andere goldene Gegenstände zusammen mit einer sechzehn Louisd'or enthaltenden Geldbörse dar. Die Gabe erregte eine ungeheure Begeisterung; die zwölf Frauen wurden mit den überschwänglichsten Lobsprüchen überhäuft, mit den patriotischsten Weibern des Alterthums verglichen und von der Nationalversammlung mit dem Ehrennamen der „Römerinnen des 18. Jahrhunderts“ belegt. Und nun hob in der französischen Frauenwelt ein stürmischer Wetteifer im Spenden von Gaben für das Vaterland an, der sich bald auch der Männer bemächtigte. Niemand wollte in dergleichen Opfern zurückbleiben; Medaillen, Ketten, Halsbänder, Ohrringe, Schönplasterkästchen, Bleistifthalter, goldene Kreuze und Herzen, Diamanten und andere Edelsteine — Alles strömte in die große „patriotische Kasse“. Dann kamen die silbernen Schuhschnallen an die Reihe, die aus dem gesammten Königreiche einen Werth von nahezu vierzig Millionen Livres repräsentirten. Ein wahrer Rauch, eine völlige Manie ging durch das Land, sich aller seiner Juwelen und all seines Silberzeuges zu entäußern, um sie dem Staate zu opfern. Von oben bis unten leerte die französische Gesellschaft, die Frauen an der Spitze, ihre Taschen aus, um damit den Bedürfnissen des Staates zu Hilfe zu kommen. Auch König und Königin folg-

ten dem Beispiele; Marie Antoinette gab dreitausendsechshundert Mark von ihrem silbernen Tafelgeschirr und selbst die silbernen Griffe ihrer Tischmesser her. Eine von den königlichen Hofschauspielerinnen, Fräulein Dangeville, schickte der Nationalversammlung ihre silberne Toilette im Gewichte von mehr als fünfundsechzig Mark. Eine Andere, Madame Nicolet, die Gattin des königlichen Balletmeisters, trennte sich zum Besten des Staates von ihren sämmtlichen Kleinodien an Gold und edlen Steinen. Sogar die kleinen und kleinsten Mädchen nahmen Theil an dem allgemeinen Enthusiasmus und Schenkeifer. So überlieferte die neunjährige Lucie d'Arlaise mit einem eigenhändigen Briefe der Nationalversammlung ihren goldenen Fingerhut, ihre Kette und einen kleinen silbernen Kompaß. Bald hatten sich alle schönen Frauen von Paris ihres Goldes und Silbers, ihrer Brillanten und Perlen zc. beraubt, um dafür als Schmuck nur politische Abzeichen zu tragen. Ringe und Armbänder à la Konstitution, die aus in Eisen gefaßten kleinen Steinen von dem Mauerwerk der zerstörten Bastille bestanden; sogenannte Bürger- und Nationalringe mit dem Motto: „Volk, Gesetz und König“ — „la nation, la loi et le roi“ —; konstitutionelle Ohrgehänge von weißem Glase mit der Devise „Vaterland“ — „la patrie“ — u. dgl. m.

Einen ähnlichen Flug weiblicher Begeisterung bemerken wir schon in den ersten Anfängen der Bewegung. In Anjou und in der Bretagne, zu Angers und Rennes schwuren die jungen Mädchen, sich nur mit „guten Bürgern“ zu vermählen, nur die Tapferen zu lieben und ihr Leben

mit denen zu vereinigen, welche das ihrige für Frankreich hinzugeben bereit seien, viele Frauen aber gelobten sich gegenseitig, den Despotismus zu hassen bis zum Tode. Noch höher jedoch gingen die Wogen der allgemeinen patriotischen Erregung unter den Franzöfinnen, als im Jahre 1790 die sogenannten Föderations- oder Verbrüderungsfeſte in's Werk gerichtet wurden. In der Dauphiné ſah man bei dieſen Anläſſen überall wohlgeordnete Bataillone bewaffneter Frauen und Mädchen mit gezogenem Degen an der Spitze der Feſtzüge einherſchreiten, faſt in ganz Frankreich aber war es, nach den uns überlieferten zeitgenöſſiſchen Berichten, das weibliche Geſchlecht, das größeren Schwung, vollere Hingabe und wärmeren Eifer an den Tag legte als die Männer, das es nicht erwarten konnte, den Bürgereid — *serment civique* — zu leiſten. Zu Rouen in der Normandie gab eine Frau, eine hochbejahrte reiche Dame, den erſten Anstoß zu dieſen ſchnell über das geſammte Land ſich verbreitenden Schwur- und Verbrüderungsfeierlichkeiten. In ihre Hände legten die „Verfaſſungsfreunde der Stadt“, wie ſich die Männer der Bewegung damals nannten, den Bürger- und Verbrüderungseid ab, und bald folgte man allerorten ihrem Vorgange.

Ihren höchſten Seelenadel indeß zeigten Hunderte und Tauſende von franzöſiſchen Frauen, als es galt, dem Tode gegenüber zu treten oder die Ihrigen, ihre Angehörigen und Freunde dem Blutgerüſte zu entziehen, wiewohl ſie dieſe letzteren Anſtrengungen freilich nur in ſeltenen Fällen mit Erfolg gekrönt ſahen. Mit einer Heldenhaftigkeit, an die kein Lob hinanreicht, legten ſie ihre Häupter auf den Block;

noch bewunderswerther aber war der Heroismus, mit dem sie ihr eigenes Leben in die Schanze schlugen, um das Aenderer zu retten, und es ist nicht zu viel behauptet, daß das ganze weite Reich der Weltgeschichte keine erhabeneren Beispiele von Selbstverleugnung und Heroismus aufzuweisen hat als die Beispiele dieser opfer- und todesmuthigen Frauen. Nur ein einziges Weib war es, so viel man weiß, welches mit feigem Weinen und Schluchzen das Schaffot betrat — jene berühmte Gräfin Dubarry, Ludwigs XV. letzte Favoritin, die ein Leben voller Schande ehr- und muthlos beschloß. Wie echt königlich war dagegen die Hoheit, mit der Marie Antoinette der Guillotine nahte. Wie voll von würdiger Ruhe die Haltung, mit der sie ihren Nacken dem Streiche der Hentch darbot, die sich umsonst bemühten, die Standhaftigkeit der Fürstin durch ausgefuchte Markern zu erschüttern! Mit derselben Unerforschlichkeit und Geistesgröße erlitt Ludwigs XVI. Schwester den gleichen Tod, jene engelreine Elisabeth, die Robespierre so gerne gerettet hätte, wäre er mannhaft genug gewesen, seiner Partei Widerstand zu leisten.

Lächelnden Antlitzes und festen Schrittes stieg die Prinzessin die blutbefleckten Stufen hinan und mußte erst die vierundzwanzig Köpfe ihrer mit ihr auf dem nämlichen Karren nach dem Grèveplaze beförderten Unglücksgefährten in den Sand rollen sehen, bevor die Reihe der Enthauptung an sie kam, allein trotz alledem fehlte ihr der Muth nicht bis zum letzten Augenblicke. Und so starben noch Schaaren anderer Frauen; so die junge Gattin des am 4. April 1794 mit Danton hingerichteten Camille Desmoulins, die schöne

Lucile, der die Schreckensmänner nichts Anderes vorzuwerfen vermochten, als daß sie mit ihren Kindern sich in der Nähe des Kerkers aufgehalten hatte, um ihren Gatten noch einmal zu sehen, ehe er dem Schaffot überantwortet wurde; so die sechzigjährige Frau v. Abaux, „weil sie ihren hochbetagten Gemahl nicht allein von Lyon nach Paris hatte reisen lassen mögen“; so die Gattin des zur Rechenschaft gezogenen Kommandanten von Verdun, Frau v. La Vergne, die diesen nicht überleben wollte und sich daher mit dem wiederholten Rufe: „Es lebe der König!“ selbst dem Tode weihte, den sie suchte; so Frau v. Kosambeau, die Tochter des edlen Lamoignon de Malesherbes, des furchtlosen Vertheidigers Ludwigs XVI., die stolz darauf war, am 21. April 1794 zusammen mit ihrem Vater und ihren Kindern unter dem Fallbeil enden zu können; so die alte Marschallin von Mouchy, die in Gemeinschaft mit ihrem Gatten das Blutgerüst betrat, wiewohl sie selbst nicht verurtheilt worden war.

Schlimmer als der Tod aber waren die Qualen, denen sich die Frauen ruhig unterzogen, wenn sie damit Väter oder Brüder, Freunde oder Geliebte der Guillotine zu entreißen hofften; — aber ach! meist wurden die Unglücklichen dabei in der schmachvollsten Weise hintergangen, ihre Opfer umsonst gebracht! Die aller Menschlichkeit baren Schreckensmänner versprachen jungen Mädchen wohl das Leben ihrer dem Revolutionstribunale verfallenen Väter, wenn sie am Fuße des Schaffotes einen Becher des eben versprizten warmen Menschenblutes leerten. In ihrer Verzweiflung entschlossen sich die Unglücklichen zu dem Entsetzlichen, allein

graufiger Hohn! man zwang sie nachher, die Hinrichtung Derjenigen mit anzusehen, die vom Tode loszubitten sie sich überwunden hatten, den furchtbaren Trank hinab zu stürzen. In den Provinzen wüthete das Schreckensregiment noch empörender als in Paris. Dort nöthigte man feingebildete Frauen enthaupteter Männer, am Fuße der Freiheitsbäume sich mit Lastträgern und Lohnkutschern zu vermählen. In Lyon kam es wiederholt vor, daß die Gattinnen „Stunden lang an den Balken der Guillotine angeheftet wurden, um von dem Blute ihrer Gatten überströmt zu werden, weil sie es gewagt hatten, an den Thüren der Konventsdeputirten um das Leben jener zu flehen“. Töchter, deren Eltern vor wenigen Stunden erst unter der Guillotine geendet hatten, mußten sich dazu hergeben, bei den republikanischen Festen die Göttin der Vernunft darzustellen u. s. f.

Allein das Alles, die Gewißheit, sich zu ähnlichen Qualen und Leiden verdammt zu sehen, war nicht im Stande, den Muth und die Aufopferung der Frauen zu verringern. „Mehr als zweitausend Damen der höheren und höchsten Stände sind während der Schreckenszeit vor den unerbittlichen Revolutionstribunalen erschienen, um für Geächtete zu bitten;“ zum gleichen Zwecke gaben Arbeiterinnen und Krämerfrauen den Schutz auf, den ihnen ihre bescheidene Stellung und die Armuth gewährten, und Familienmütter theilten mit Freuden das Schicksal ihrer Gatten und Söhne, wenn es ihnen nicht gelang, die Theuren ihrem Verhängnisse zu entreißen. Und welche Gefahren nahmen sie auf sich, um Proscribirte vor den Revolutionstribunalen zu verbergen;

selbst einfache Dienstmädchen und Bäuerinnen wagten unbedenklich ihr eigenes Leben, um ihre als „Aristokraten“ verfolgten Herren und Herrinnen zu verstecken, und entwickelten dabei wie eine Beharrlichkeit so einen Scharfsinn, die ihnen zu außerordentlicher Ehre gereichen. Wie einst in der Republik des alten Roms, so waren es auch jetzt in Frankreich die Frauen, welchen der Preis der unverbrüchlichsten Treue gegen ihre geächteten Angehörigen gebührt. Mit einer Todesverachtung ohne Gleichen wußten sie die Schlachtopfer des revolutionären Fanatismus in Sicherheit zu bringen, ohne Rücksicht auf die Folgen, denen ihre Menschenfreundlichkeit sie selber aussetzte. Von den zahllosen Beispielen solcher bewundernswerthen Opferwilligkeit, deren bloße Namhaftmachung ein Buch füllen würde, sei hier blos ein einziges hervorgehoben, welches darthun wird, wie die heldenmüthige Standhaftigkeit in Beschützen und Retten der Unglücklichen in allen Schichten der Gesellschaft ihre Vertreterinnen fand. Eine der gefeiertsten der damaligen französischen Schauspielerinnen, Louise Contat, verbarg in ihrer Villa zu Ivry unweit Paris den nämlichen Deputirten, der vorher im Wohlfahrtsausschusse sie selbst auf den Tod angeklagt hatte, als er geächtet und verfolgt, sich Zuflucht suchend an sie wandte. Nach wenigen Tagen jedoch hörte sie, daß in Ivry Haussuchung gehalten werden sollte; ihr Schützling mußte also anders wohin gebracht werden. Da kam die Schauspielerin auf den Gedanken, ihn als Burschen ihrer Gärtnerin mitzugeben, die jeden Tag nach dem benachbarten Choisy le Roi Milch zum Verkaufe fuhr. Allein diese fürchtete sich vor dem Wagnisse, und so

entschloß sich ihre Herrin selbst dazu. „Am frühen Morgen,“ erzählt ein Bericht aus jener Zeit, „bestieg sie in den Kleidern ihrer Dienerin einen Karren und nahm auf einem Strohsack Platz, während der Geächtete, als Bauer verkleidet, das Pferd führte. Dergestalt gelangte sie unter heiterer Begrüßung und Unterhaltung mit den ihr Begegnenden auf den Markt. Hier verkaufte sie ihre Milch; währenddem entfernte sich der Flüchtling und suchte durch den angrenzenden Wald zu entkommen. Allein er ward sehr bald ergriffen und war elend genug, auf dem Wege zur Guillotine von seinem Verstecke bei der Contat zu erzählen, welche die That weder leugnen konnte noch wollte und ruhig das Schaffot bestieg.“

Im hohen Grade ruhmvoll endlich zeigte sich das Verhalten der Frauen in den verschiedenen Revolutionsgefängnissen, aus denen in der Regel nur Ein Ausweg führte — der Weg zur Guillotine. Hier wurden nicht wenige Frauen in der That zu Märtyrerinnen ihrer Ueberzeugung. Mit einer beispiellosen Geduld ertrugen sie die brutalste Behandlung, die in den Kerkern ihnen widerfuhr, mit Unerschrockenheit, ja mit Heiterkeit sahen sie dem Loose entgegen, das ihrer harrte. Die Pariser Gefängnisse wurden Schauplätze der erhabensten weiblichen Tugenden und Wohnstätten der edelsten und reinsten Frauen des damaligen Frankreichs. Die Schreckensherrschaft erblickte ja in jedem gebildeten und ehrenhaften Weibe eine Feindin der Republik. Man betrachtete es daher ohne Weiteres als „verdächtig“, verdächtig zumal, wenn es Mitleid und Liebe zu seinen Eltern und Brüdern äußerte. Ohne jedwede Untersuchung, auf die

Anzeige ruchloser Menschen hin wurde denn Tag für Tag eine Menge von Frauen aus ihren Häusern gerissen und in die großen Pariser Kerker geworfen, den Luxembourg, den Port-Libre, die Conciergerie, die Force u. s. w., und als diese für die Schaaren der Verhafteten nicht mehr ausreichten, in die Klöster und geistlichen Häuser gesperrt, zu den Karmeliterinnen, zu den englischen Benediktinern von Saint-Lazare, zu den englischen Schwestern des Foubourg-Saint-Antoine u. a. m., ohne Unterschied von Stand und Alter. Dieß man doch die dreiundneunzigjährige Marquise v. Crequy, nachdem sie auf die pöbelhafteste Weise durchsucht und mit den gemeinsten Schmähungen überhäuft worden war, mehr als vierundzwanzig Stunden in einem Gewölbe ausharren, von dessen Wänden die Feuchtigkeit herabrieselte und das weder einen Stuhl, noch eine Bank, noch auch nur eine Schütte Stroh enthielt, und zugleich ohne Speise und Trank. Erst dann ward sie nach einem düsternen Kerker des Luxembourg-Palastes abgeführt. Man dachte durch dergleichen Härte, durch Erniedrigung und Mangel die Pein der Gefangenschaft noch zu verschärfen und den „Hochmuth der Aristokraten“ zu brechen, wie man sich auszudrücken pflegte.

Allein es waren diametral entgegengesetzte Wirkungen, was dergleichen systematische und raffinierte Grausamkeit hervorrief. Vielleicht bietet sich uns an anderer Stelle Gelegenheit, das ganz eigenthümliche Leben eingehender zu schildern, welches sich in diesen graufigen Revolutionskerkern entwickelte, hier können wir nur andeuten, daß sich dieselben gewissermaßen zu Salons oder besser zu Reunionen um-

gestalteten, wie solche wohl in Badeorten vorkommen, wenn durch schlechtes Wetter eine größere Gesellschaft sich eine Zeit lang auf enge Räumlichkeiten beschränkt sieht. Man lachte und scherzte, man spielte und sang, man korrespondirte mit seinen Angehörigen, wenn die Kerkermeister dies gestatteten, man plauderte von den Neuigkeiten des Tages oder suchte durch allerhand sonstige Unterhaltungen Trost und Zerstreuung. Als eine der liebenswürdigsten dieser heiteren Gefangenen wird uns die später so berühmte Josephine v. Beauharnais geschildert, die nachmalige erste Gattin Napoleons I., eine der verhältnißmäßig wenigen Glücklichen, die aus dem Kerker nicht dem Fallbeile überantwortet, sondern der Freiheit wiedergegeben wurden; trotz der Angst und Unruhe, die sie empfand, entzückte sie ihre Leidensgefährtinnen durch ihre Anmuth und Würde. Das alte königliche Frankreich erstand von Neuem zwischen diesen schwarzen Gefängnißmauern, mit seiner feinen Lebensart, seiner Eleganz und Grazie, aber geläutert und gemildert durch das Unglück, das man mit Genossinnen aller anderen Stände gemeinsam zu tragen hatte. Dabei hatte das jenseit der Kerker geächtete Christenthum hier sich seine Tempel wieder errichtet und begann selbst die Gemüther der unterschiedensten Freidenkerinnen und Ungläubigen zu erobern. „Messe und Abendmahl wurden gefeiert, sobald man sich unbeobachtet wußte, und der Abbé Texier, verbarg seine Hostien zwischen den Blättern von Rousseau's „Contrat social“ — Gesellschaftsvertrag —, weil er mit Sicherheit voraus sah, daß die Abgeordneten der Pariser Municipalität sie in diesem Buche nicht suchen würden.“

Mit welcher Fassung die gefangenen Frauen aber den Karren bestiegen, der sie dem Tode durch Henkershand entgegen trug, das mögen die eigenen Worte jener würdigen Matrone, der Marquise v. Créquy bezeugen, die, ihren Denkwürdigkeiten entlehnt, unsere Schilderungen des französischen Frauenlebens während der Revolutionszeit beschließen sollen. Schon neigte sich die Schreckensherrschaft — im August des Jahres 1794 — ihrem Ende zu, da befahl der Stellvertreter des gerade abwesenden Oberaufsehers des Gefängnisses mit groben Worten der Marquise, auf den Karren zu steigen, wo sich bereits eine Frau v. Narbonne mit drei Bäuerinnen aus der bekanntlich sehr royalistisch gesinnten Vendée befand. Schnell gehorchte die greise Dame, ihre Mitgefangenen aber warfen es dem Kerkermeister vor, daß er gegen eine so vortreffliche alte Frau so grausam und unhöflich sei. „Meine lieben Kinder,“ sagte die Marquise, „in jetziger Zeit fragt man nicht nach dem Alter; wir sind Alle achtzig Jahre alt.“ In diesem Augenblicke erschien der Oberbeamte selbst, verlangte die Vorladungsschrift zu sehen und rief sogleich der Marquise zu, sie solle nur ruhig da bleiben, denn nicht sie sei die Verurtheilte, sondern Frau Marie Theresè v. Créquy-Muy. „Jetzt blicke ich,“ setzt die Erzählerin hinzu, „auf die arme Frau von Narbonne; ich schämte mich fast, daß ich sie allein mußte ziehen lassen. Ich empfand ein so tiefes und schmerzliches Gefühl, mein Herz war so zusammengeschnürt, daß ich mich nach sechs Monaten noch nicht von dem furchtbaren Eindrucke dieses Augenblickes zu erholen vermochte.“

Türkische Gastfreundschaft.

Kleinasiatisches Reisebild.

Von

Hugo Zeigmann.

(Nachdruck verboten.)

Wer den Türken in seinem wahren Wesen, noch unberührt von den Einflüssen der abendländischen Gesittung, mit all den schlimmen, aber auch den mancherlei guten Eigenschaften seines Stammes kennen lernen will, der darf sich nicht auf einen Besuch der europäischen Provinzen des osmanischen Reiches oder des asiatischen Küstenlandes des Schwarzen Meeres beschränken, auch nicht bloß die Umgebungen von Smyrna oder die Ebene von Brussa am Fuße des Olymps durchstreifen, wo das fränkische und namentlich das griechische Element sich immer breiteren Boden erobern — der muß vielmehr tiefer in die Thäler und Hochflächen Anatoliens eindringen, die ursprüngliche Heimath des nach ihrem siegreichen Führer Osman (im dreizehnten Jahrhundert) Osmanen genannten Seltschukidenstammes, bis nach Kutahia am Porsak, vierzig Meilen nordöstlich von Smyrna, und das zwölf Meilen südlicher am Marsu gelegene Karahissar hin, beides Hauptpunkte an der Anatolien von Nordwest nach Südost durchschneidenden großen Karawanenstraße. Dort, der einzigen Provinz

des Reiches, in welcher die Osmanen weitaus die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachen, findet man echt türkische, triste, schmutzige Nester, wo das Erscheinen der europäischen Tracht für ein Ereigniß gilt und immer eine Eskorte spottender Gassenjungen nach sich zieht, und echt türkisches Raubgesindel, mit welchem die Behörden paktiren müssen, wie dies vor Kurzem noch die sicilianischen Behörden mit den Mitgliedern der Maffia zu thun gezwungen waren, neben diesen Aeußerungen des Türkenthums jedoch auch jene umfassende Gastfreundschaft, die, vom Koran vorgeschrieben, mehr oder weniger von allen mohammedanischen Völkerschaften geübt wird.

Schon vorher, von Ischitli an, gibt es keine Gasthöfe mehr, d. h. was man in der Türkei unter Gasthöfen versteht, sogenannte Hans oder Khans, große Gebäude mit weiten Höfen, in denen der Reisende Räumlichkeiten antrifft, wo er gegen Bezahlung verweilen und nächtigen, auch seine Thiere, Pferde, Esel, Kameele &c. unterbringen kann, für alle übrigen Bedürfnisse jedoch selbst sorgen muß. Im Innern von Anatolien und weiter nach Asien hinein sieht man sich ausschließlich auf die Privatgastfreundschaft der Bevölkerung angewiesen, die sich auf verschiedene, zum Theil ganz eigenthümliche Weise kennzeichnet. Häufig wird dem Fremden bei einem der vornehmeren Bewohner des Ortes Aufnahme gewährt und die ceremonielle türkische Höflichkeit im Uebermaße geübt, nicht selten bis tief in die Nacht, während der müde Reisende doch viel lieber sich zur Ruhe niederstreckte, als den ihm bezeugten endlosen Aufmerksamkeiten Stand zu halten. Ihm zu Ehren wird zunächst der

Kaffee gebrannt, dann ihm zu Ehren gestoßen und gekocht, Alles mit der größten Feierlichkeit, bis man den Trank ihm schließlich ebenso feierlich kredenzt und ihm zu Ehren schlürft. Die Reihenfolge dieser feierlichen Prozeduren fängt aber immer wieder von Neuem an, so daß meist der ganze Abend darüber hingeht. Kaffee brennen, stoßen und trinken und dabei rauchen — darin besteht ja das Leben des wahren Türken — das ist die einzige Unterhaltung, durch die er sich seine langen Abende zu kürzen sucht. Im Allgemeinen bedürfnislos, arbeitet der Türke nur wenig; deshalb wird er auch nicht so leicht müde und schläfrig, so daß es ebenso schwer hält, ihn Nachts zum Schlafengehen zu bewegen, wie des Morgens ihn dem träumerischen Halbschlummer zu entreißen, den er am liebsten bis in alle Ewigkeit ausdehnte.

Ein einziges Wort charakterisirt den Türken, den jungen wie den alten, den armen und den reichen, den vornehmen und den geringen — er ist faul. Die Faulheit aber macht so sehr den eigentlichen Kern seiner Natur aus, daß sie Alles an und in ihm erklärt: sein bedächtiges Sprechen, seinen schleppenden Gang, sein gleichgiltiges und förmliches Wesen und, was wohl zu beachten ist, auch das Prinzip seiner Höflichkeit. Eine größere Höflichkeit glaubt der indolente Osmane uns gar nicht angedeihen lassen zu können, als indem er sich bemüht, uns irgend eine Mühe oder Anstrengung zu ersparen. Steigt man eine Treppe hinauf, geschwind wird man rechts und links unter die Arme gefaßt und dergestalt die Stufen hinaufgehoben. Präsentirt uns der Türke eine Cigarre, so zündet er sie immer erst

an und bringt sie mittelst seiner eigenen Lippen in Gang, ehe er sie uns darbietet, und natürlich hat man auch diese etwas weit getriebene Höflichkeit ruhig über sich ergehen zu lassen. Sucht der Osmane uns doch durch noch überschwänglichere Artigkeiten der eigenen Mühewaltung zu überheben, indem er z. B. mit seinen Zähnen nicht allein die Haselnüsse zerbricht, die er uns verehren will, sondern mit dem Absatz seiner Pantoffeln auch die Mandeln knackt, um sie uns nachher in einem der ersteren selbst zu überreichen! Und auch dergleichen Höflichkeitsbeweise darf man bei Leibe nicht ablehnen, wenn man den Spender derselben nicht tödtlich beleidigen will. Daß uns der Türke Früchte und sogar eingemachtes Zuckerwerk in seinem Taschentuche präsentiert, kommt daneben kaum in Betracht, denn das letztere hat in der Regel nicht die Bestimmung, die wir ihm zutheilen. Für die Türken — die Paschas nicht ausgenommen — und selbst für die Mehrzahl der Griechen ist das Taschentuch nur ein Schau- und Schmuckstück, die ihm bei uns zukommenden Berrichtungen werden in der Türkei ohne seine Vermittelung besorgt.

Eine andere Art von Herberge gewähren dem Reisenden in den meisten Gebieten der asiatischen Türkei die Oda's, die ein Mittelglied vorstellen zwischen der bezahlten Gastlichkeit der Hans und der reinen Privatgastfreundschaft. Das Wort Oda heißt so viel wie „Zimmer“, ein Zimmer, welches die fromme Munizenz eines reichen Türken für jeden Fremden zur Verfügung stellt, der es unterwegs benützen will, sonder Unterschied von Stand und Glauben; sei der Reisende Christ oder Muselman, Pascha

oder Bettler, er findet in diesen Odas unentgeltlich Obdach und Beköstigung. Daß irgendwer zu seinem Vergnügen oder für wissenschaftliche Zwecke sich den Besuchwerden einer Reise unterzieht, davon hat der Türke keine Vorstellung; ihm ist jeder Reisende entweder ein Pilger oder ein Unglücklicher, welcher in der Fremde die Existenzmittel sucht, die er in der Heimath sich nicht verschaffen kann. Darum wendet der Türke jedwedem Reisenden eine gewisse mittheilsvolle Theilnahme zu und erachtet es für eine, überdies auch vom Islam ausdrücklich gebotene Pflicht, es ihm an Beistand und Unterstützung nicht mangeln zu lassen. Aus solchen Anschauungen ist der Gedanke der Oda entsprungen, und einmal gegründet, wird die letztere von der Familie ihres Stifters von Generation zu Generation pietätvoll erhalten. Wer dies verabsäumen wollte, der würde sich der allgemeinen Verachtung aussetzen.

Für die Verpflegung, die der Fremde in den Odas empfängt, wird ihm, wie schon bemerkt, nichts berechnet, wohl aber nehmen Diener und Kinder des Besitzers gern ihren Backschisch an, auch der Herr selbst weigert sich nicht, kleine Geschenke von Tabak, Kaffee, zumal aber von Schießpulver zu acceptiren, so daß mitunter die unentgeltliche Gastfreundschaft der Odas schließlich viel kostspieliger wird als die zu bezahlende Behausung, die uns in den Hans erwartet und jedenfalls an Comfort dem Quartier in der Oda nicht nachsteht. Denn dies ist in der Regel ein sehr bescheidenes. Ein Saal mit nackten Wänden und einer Decke von unbehauenen, rohen Balken, ohne Tische und ohne Stühle und ohne Bett mit einigen Matten oder einem

defekten Teppich und einer Anzahl von Narghilehs (Wasserpfeifen) als einzige Ausstattung — so stellt sich die Herrlichkeit der Odas dar. Vielen Odas aber gebricht es selbst am Allermentbehrlichsten; sie haben keine Thür, keinen Rauchfang, keine Fensterscheiben, Tschibuks und Narghilehs aber sind dafür unfehlbar in allen vorhanden. In der Türkei lebt man ja nicht selten vom Ueberflüssigen; dieses muß darüber trösten, wenn es am Nothwendigen und Nützlichen fehlt. Alle diese Unzuträglichkeiten jedoch nehmen der schönen menschlichen Idee, auf welche das Institut basirt ist, nichts von ihrem Werthe, unter allen Umständen gereicht die gastfreundliche Einrichtung ihren türkischen Urhebern zur Ehre.

Die Förmlichkeiten, mit denen der Fremde in der Oda empfangen wird, sind ganz die gleichen von einem Ende Kleinasiens zum anderen. Der Herr der Oda erwartet uns an der Thür und hilft uns beim Absteigen von unseren Pferden oder Eseln. Dann nimmt die Begrüßung ihren Anfang. „Willkommen! — Zu glücklicher Stunde gefunden! — Möge Allah Dir den Tag zum glücklichen machen! — Möge Allah Dich gnädig anhören!“ und dergleichen schöne Reden mehr. Mit solchen Worten werden wir in die Oda eingeführt. Meist ist sie schon mit Türken angefüllt, welche nach Schneiderart auf den Matten des Fußbodens kauern und mit Feuereifer rauchen. Kein Mensch rührt sich oder schenkt uns nur die oberflächlichste Beachtung. Wir nehmen hierauf selbst Platz, so gut es sich thun läßt, wickeln unsere Cigarette und schweigen.

Jetzt aber kommt die Reihe der Begrüßungen an uns.

Für jeden der Anwesenden legen wir, uns nach ihm hinneigend, die rechte Hand an unsere Stirn, und auf jegliche dieser einzelnen Begrüßungen ertönt ein „Willkommen! Zu glücklicher Stunde gefunden!“ d. h. ein dumpfes Gemurmel, das aus allen Ecken des Saales herauströmt und dem ein tiefes Stillschweigen folgt. So verstreichen vielleicht zehn, fünfzehn Minuten, dann kommt wohl langsam die Frage: „Woher seid Ihr?“ oder: „Sind die Wege sicher?“ und wir unsererseits fragen etwa: „Sind hier noch Ruinen von Bauwerken aus dem Alterthum zu sehen?“ „Bar“ (es gibt ihrer) lautet wahrscheinlicher Weise die Antwort, oder auch: „Tscholk“ (sehr viel), worauf das frühere Schweigen wieder eintritt. Denn der Türke ist nicht mittheilbarer Natur; von ihm speziellere Auskunft über Eines oder das Andere, sei es was es sei, erlangen zu wollen, ist ein fruchtloses Unternehmen. Er begreift nicht das Interesse, welches der Reisende an den Dingen und Erscheinungen nimmt, die ihm in fremden Ländern begegnen, und gibt darum über nichts einen in das Einzelne gehenden Nachweis. Wohl entschlüpft ihm gelegentlich irgend eine orientalische Hyperbel, eine sachliche Erklärung nun und nimmermehr. Alle Viertelstunden etwa läßt sich unter den in der Oda Versammelten ein kurz abgestoßenes Wort, ein unverständlicher Ausruf vernehmen, und so verstreicht die Zeit bis zur Stunde des Mittagsmahles unter beträchtlich größerem Tabaks- als Rede- und Geistesaufwand.

Das Diner hat den Anstrich einer religiösen Feierlichkeit. Der Herr der Oda führt dabei den Vorsitz, wie er überhaupt seine Gäste niemals verläßt. Sein Leben geht

in der Oda und im Verkehr mit den Fremden darin auf; der Fremde ist seine Familie, der Mittelpunkt seiner Gedanken und Sorgen, überhaupt sein Alles. Zwar hat er in einem abgesonderten Harem noch eine andere Familie, allein um diese bekümmert er sich wenig. Langsam nähert sich ein beturbanter Diener, mit feierlichem Schritte auf seinem Kopfe das große Kredenzbrett herzutragend, welches die Speisen des Mittagmahles enthält. Mit gemessener Haltung setzt er das Brett auf einem Tischchen oder vielmehr einer Art von Schemel nieder, der etwa einen halben Fuß hoch ist. Das Hauptgericht des Schmauses besteht aus einer Schüssel saurer Milch oder auch aus einem mit etwas Fett oder Del angerichteten Reisberge, den der Türke Pilaf nennt; um diese Schüssel sind kleinere flache Kuchen oder Fladen gelegt, welche die Stelle unseres Brodes vertreten müssen. Hölzerne Löffel sind zuweilen wohl vorhanden, Messer und Gabeln dagegen glänzen unabänderlich durch ihre Abwesenheit. Die türkische Sprache scheint ja nicht einmal ein Wort zu besitzen, um den Begriff unserer abendländischen Tischbestecke auszudrücken.

Sind diese Vorbereitungen vollendet, so nimmt der Herr der Oda seinen Platz um den Schemel ein, und nun gruppirt sich Alles, ohne Ordnung und Rangunterschied, um die Platte herum, der Gfendi neben seinen Maulthiertreibern, der Offizier in Uniform neben dem zerlumpten Bettler, ja selbst der Sklave, welcher die Schüssel hereingebracht hat, setzt sich wohl gemüthlich zu den Anderen nieder. In der Regel jedoch bleibt der Aufwärter stehen. Er reicht das Wasser in einem Krüge herum, der leider

zu allgemeinem Gebrauche bestimmt ist, oder bringt uns Kuchen und wirft sie nach der im Morgenlande bei der Tafelbedienung althergebrachten Sitte uns ohne viel Umstände zu. Das Ganze ist durch und durch patriarchalisch, und ein pittoreskerisches Genrebild als diese Gruppen bunt durch einander hochender Gäste, die mit den Händen in der Schüssel umherfischen und fast ersticken an den großen Bissen, die sie sich in den Mund stopfen, könnte nicht leicht mit dem Pinsel auf der Leinwand festgehalten werden. Allein wohl ist der Abendländer zu bedauern, der selbst eine aktive Rolle in einer solchen Scene spielen muß!

Die Mahlzeit währt begreiflicher Weise nicht lange. Dann läßt sich Alles am Kamine nieder — wenn das Gemach einen Kamin enthält — dessen Feuer zugleich zur Beleuchtung des Raumes zu dienen hat. Und nun strömt die gesammte Bevölkerung des Ortes herbei, den Giaur in Augenschein zu nehmen, so daß das Kommen und Gehen nicht aufhört. Der Eigenthümer der Oda aber läßt all diesen Menschen Kaffee herumreichen. Hierauf will das Publikum die Termans des Fremden (die Reisepässe und sonstige im Namen des Großherrn ausgefertigte Erlaubniß- und Autorisationsurkunden) sehen, und Jedermann betrachtet andachtsvoll den Namenszug des Padischah, küßt das Papier, legt es sich auf den Kopf und erweist ihm eine Ehrfurcht, als sei es der Sultan in höchsteigener Person selbst.

So kann man wohl behaupten, daß die Odas der treueste Spiegel des türkischen Lebens sind, für den Fremden ein Quell der mannigfachsten ethnographischen Belehrung. In den Odas offenbart sich unter Schmutz und Lumpen

die volle gravitatische Würde, die sich der Osmane auch inmitten all seiner geistigen und volkswirtschaftlichen Verkommenheit noch bewahrt hat und die nicht verfehlt, uns eine gewisse Achtung abzunöthigen. Allein man hat des Guten leicht genug und wird der Oda, trotz der menschlich schönen Idee, die ihnen zu Grunde liegt, gar bald herzlich müde. Gern zieht man sich daher aus dem um das Feuer lauernden und rauchenden Cirkel zurück, natürlich nicht, ohne Wirth und Versammlung erst in aller Form seine gebührenden Entschuldigungen dargebracht zu haben, denen selten ihre Gerechtigkeit versagt wird. „Zoldschu“, erwiedert der Herr der Oda dann wohl; zu Deutsch: Du bist ein Reisender; das will sagen: Dir ist alles gestattet. Dergestalt kommt abermals der humane Grundgedanke des Institutes zum Ausdruck, um dessen willen dieses letztere unsere aufrichtige Anerkennung verdient, wie mörderisch langweilig und lästig die türkische Gastfreundschaft dem Westeuropäer sonst in jedweder Beziehung auch sein mag und so glücklich er sich fühlt, wenn er dem Reiche der Oda wieder den Rücken kehren darf.

Der Straßenstaub als Krankheitsursache.

Von

Dr. Burkart.

(Nachdruck verboten.)

Ein alltägliches Sprichwort lehrt uns, daß die kleinsten Ursachen oft mächtige Wirkungen hervorbringen können. Tragen wir diese Erfahrung des alltäglichen Lebens über auf das Gebiet der Krankheitsursachen, so finden wir auch hier eine Bestätigung dieser Wahrheit, aber zum Theil in so auffälliger Weise, daß man beim ersten Blicke versucht ist, an der Möglichkeit zu zweifeln. Greifen wir ein recht drastisches Beispiel heraus. Eine Gesellschaft von Menschen genießt bei fröhlichem Zusammensein unter Anderem rohen Schinken; sie verlassen sich ganz gesund und munter; nach einiger Zeit jedoch erkranken sie an heftigen Schmerzen, welche den ganzen Körper durchzucken. Die ärztliche Untersuchung stellt schließlich heraus, daß die Erkrankung nichts Anderes ist, als die bekannte und gefürchtete Trichinosis (Trichinenkrankheit). Betrachtet man aber trichinenkrankes Fleisch, so findet der Laie gar keine Veränderung an demselben. Ein geübtes Auge erkennt die Trichinen auf dem Durchschnitt höchstens als feine Pünktchen. Erst unter dem Mikroskope erkennt man die Gestalt und Bildung dieser Thierchen. Gelangen sie in den menschlichen Körper, so

vermehrten sie sich und wandern von den Verdauungsorganen, in denen sie sich zuerst befinden, über die Muskeln des ganzen Körpers. Sie erzeugen dadurch eine Krankheit, welche nicht bloß durch eine eminente Schmerzhaftigkeit sich auszeichnet, sondern welche auch den Faden des Lebens zu zerreißen im Stande ist. Ein in seiner gesammten Entwicklung niederstehendes Thierchen kann also durch massenhafte Vermehrung und Wanderung das höchste Gebilde der Schöpfung, den menschlichen Organismus, zerstören. Von einer Reihe anderer Krankheiten, z. B. Diphtheritis, Keuchhusten u. s. w. weiß man, daß sie auf dem Eindringen mikroskopisch kleiner Organismen in den menschlichen Körper beruhen. Man nennt letztere Bakterien und spricht in Folge dessen von Bakterienentstehung der Krankheiten.

Ebenso unscheinbar für das bloße unbewaffnete Auge ist der Straßenstaub, um so mehr ist man aber erstaunt, wenn man denselben bei genügender Vergrößerung unter dem Mikroskope betrachtet. Man findet dann nicht bloß die gewöhnlichen Staubpartikelchen, welche theils aus dem Mineral-, theils aus dem Pflanzenreich stammen, sondern man findet eine ganz neue Welt von Thierchen, von denen man gar keine Ahnung hatte. Der vor kurzer Zeit in Berlin verstorbene Naturforscher Ehrenberg war es, welcher zuerst den Staub der Atmosphäre in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen und diese wunderbaren Erscheinungen entdeckt hat. Man betrachtet die Luft, in welcher wir leben und athmen, gewöhnlich als eine todte Materie, welche den Erdball umgibt, die wir mit unseren Sinnesorganen nur dann wahrnehmen, wenn sie sich bewegt (Luftzug, Sturm),

oder aber wenn sie ihre Wärmegrade wechselt (als kalte oder warme Luft). Ein Blick in's Mikroskop lehrt uns aber, daß auch das scheinbar leblose und unbelebte Luftmeer von Milliarden kleinster Thierchen (Infusorien) belebt ist. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts hielt man die Luft für ein Element, also für einen unzerlegbaren und unzertheilbaren Körper. Die Untersuchungen, insbesondere Lavoisier's, haben jedoch ergeben, daß die Luft aus zwei Gasarten besteht, aus Sauerstoff und Stickstoff. Eine derartige absolut reine und nur aus diesen beiden Gasen zusammengesetzte Luft gibt es in Wirklichkeit wohl nicht, denn es treten immer noch wenigstens Spuren anderer Gase hinzu. Man kann demnach gasförmige und staubförmige Verunreinigungen der Luft unterscheiden.

Betrachten wir zuerst die staubförmigen Beimengungen, unter denen wir in erster Reihe den Straßenstaub zu verstehen haben. In der Hauptsache besteht der Staub aus mineralischen Bestandtheilen; er entsteht durch Zerreibung der Erdoberfläche, durch die Bewegung der Wagenräder, durch das Bertreten der Bodenoberfläche durch Pferdehufe u., überhaupt durch den Verkehr. Je nachdem der Boden zusammengesetzt ist, je nachdem wechseln auch die mineralischen Bestandtheile des Straßenstaubes. In Städten ist letzterer in seiner Zusammensetzung insbesondere von der Straßenpflasterung abhängig. Ferner gesellt sich in Städten Ziegelmehl durch die Abnutzung der Backsteine, Kohlenstaub aus den Schornsteinen u. s. w. hinzu. Von den Pflanzenkeimen des Staubes seien insbesondere die Stärkemehlkörner aus dem Mehlstaub der Mühlen und Bäckereien, die Flachs-, Woll-

und Baumwollfasern erwähnt, welche sich von der menschlichen Kleidung loslösen, wenn dieselbe sich abnützt.

Um einen kleinen Begriff zu bekommen, in welcher mannigfaltigen Formen die Infusorien in dem Staube der Luft sich bewegen, sei erwähnt, daß man nach der Form ihres Baues Kugeln-, Blasen-, Perlen-, Birschen-, Glocken-, Kapsel-, Flaschenthierchen (aus der Gruppe der Polyastrica) unterscheidet; sodann ist die vielgestaltige Gruppe der Räderthierchen (Rotatorien) vertreten.

Wie viel Staub in der Luft ist, kann man dadurch annähernd bestimmen, daß man Nachts bei ruhiger Luft und dem Aufhören des Verkehrs Papierstücke etwa von einem Quadratmeter auf irgend einem Dache auflegt; der Staub, welcher sich darauf niederschlägt, wird dann abgenommen und gewogen. Auf diese Weise hat man berechnet, daß auf einen Quadratmeter Luft im Durchschnitt 20 Milligramm Staub kommen. Für eine Fläche von 5000 Quadratmetern ergibt dies schon eine schöne Summe. Für das Marsfeld von Paris hat man eine Staubmenge von 15 Kilogrammen oder 30 Zolnpfunden herausgefunden. Regen und Schneefall ziehen den Staub aus der Luft herab auf die Erde, so daß, wenn die meteorischen Niederschläge einige Zeit dauern, die Luft vollständig staubrein ist. Durch die atmosphärischen Niederschläge wird die Luft also gereinigt. Bei trockener Witterung dagegen ist überall Staub in der Luft, sowohl auf dem freien Felde als auf hohen Bergen. Ja selbst über dem Ocean und in den Regionen des ewigen Schnees ist die Luft nicht vollkommen staubrein. In diesem Staub hat man insbesondere Eisen, Nickel, Phosphor

und Kobalt nachgewiesen. Auf welche Weise hier der Staub entsteht, ist nicht völlig aufgeklärt. Die angegebenen chemischen Stoffe sind dieselben, wie man sie in den sogenannten Meteorsteinen findet, so daß dieser Staub vielleicht letzteren seinen Ursprung verdankt. Man nennt diesen Staub im Gegensatz zu dem der Erde kosmisch. Der Staub auf hohen Bergen, welche nur hie und da der Fuß eines kühnen Wanderers betritt, kommt davon her, daß nach starken Regengüssen, auf welche Trockenheit folgt, der Boden an der Erdoberfläche theilweise abbröckelt und zerstäubt. Durch die Bewegung der Luft wird dann der Staub mit fortgerissen. Letzteres kann nach den entferntesten Himmelsrichtungen geschehen. So hat man beobachtet, daß z. B. Pflanzensporen durch die Luftströmung über Länder und Meere hinweggetragen werden nach Gegenden, wo diese Keime bis dahin unbekannt waren. Hat man doch in Lyon und Genua Staub aufgefangen und untersucht, und in demselben Infusorien gefunden, welche sonst nur in den Plata-Staaten, in Venezuela u. s. w. gefunden werden. In den Polargegenden, also in den Regionen des ewigen Schnees, wächst eine Alge, deren Keime sehr häufig durch die Windströmungen über Tausende von Meilen hinweg nach Süden getragen werden. Auf den Gletschern der Alpen wuchern sie, wenn sie hier niederfallen, und bilden das, was den Besuchern des Hochgebirges als rother Schnee bekannt ist.

Wenn wir uns nun klar machen wollen, welche Wirkungen eine staubige Luft auf den menschlichen Organismus ausübt, so müssen wir vor Allem betonen, daß das Einathmen mineralischen Staubes viel schädlicher wirkt, als der

Staub vegetabilischen Ursprungs. Der Pflanzenstaub reizt weniger, löst sich, wenn er von den Schleimhäuten aufgenommen wird, leichter und wird daher auch viel vollständiger aus dem Körper ausgeschieden oder unschädlich gemacht. Zum mineralischen Staub gehört vorzugsweise der Straßenstaub. Die pflanzlichen und thierischen Beimengungen sind verschwindend klein gegenüber der Kalk- und der Kieselerde des Straßenstaubes, dagegen enthält er keine Thonerde, weil diese sehr viel Wasser anzieht und in Folge dessen nicht trocknet (man nennt dies hygroskopisch); zu erwähnen ist noch der manchmal ganz bedeutende Gehalt von Eisenstaub, den man insbesondere bei Basaltpflasterung nachgewiesen hat. Dieser Eisengehalt stammt zum größeren Theil von der Reibung eiserner Wagenräder und der Pferdebeschläge.

Man kann das Eindringen des Staubes am besten an Versuchsthiereu studiren, welche man längere Zeit in einer mit Staub jeder Art angefüllten Atmosphäre leben läßt und dann tödtet. Man sieht dann, daß der Staub von der Nase aufgenommen wird, daß er von hier aus durch Kehlkopf und Luftröhre hindurch in die Lungen vordringt und auf der Schleimhaut derselben sich festsetzt. Durch die Staubpartikelchen wird die Schleimhaut gereizt, sie entzündet sich, es entsteht ein hartnäckiger Kehlkopf- und Lungenkatarrh. Bringt man nun die Thiere nach einiger Zeit aus dieser Atmosphäre in reinere staubfreie Luft, so verschwinden allmählig die Erscheinungen der katarrhalischen Erkrankung, bis ein vollständig normaler Zustand sich einstellt. Läßt man dagegen die Thiere in der staubigen Atmo-

sphäre fortleben, dann entzündet sich nicht bloß die Schleimhaut der Lunge, sondern das gesammte Lungengewebe fällt einer zwar langsam, aber sicher fortschreitenden Zerstörung anheim; es tritt also das ein, was wir als Lungenschwindsucht bezeichnen. Das Thier magert ab, seine Kräfte verlieren sich und der Tod erfolgt unter den Erscheinungen höchster Erschöpfung. Ganz dieselben pathologischen Vorgänge kann man auch an Menschen beobachten, welche vermöge ihres Berufes den größten Theil ihres Lebens in staubiger Luft zubringen müssen. Eines der interessantesten, aber auch traurigsten Beispiele dieser Art liefern die Arbeiter in den Fabriken für Blattgold zu Nürnberg. Das rothe Fließpapier, zwischen dessen Blätter das feine Blattgold gelegt wird, erhält seine Farbe dadurch, daß der Farbstoff (gepulverter Eisenstein) vermittelst eines Filzes in das Netzwerk des Fließpapiers hineingerieben wird. Die Luft in diesen Arbeitsräumen ist beständig mit diesem rothen Eisenstaube angefüllt, letzterer wird von den Arbeitern mit jedem Athemzuge eingeathmet und setzt sich im Kehlkopfe und der Lunge fest; es entstehen dadurch hartnäckige Brustkatarrhe mit bedeutenden Athembeschwerden. Wer, wenn einmal diese Erscheinungen eingetreten sind, die Fabrik nicht verläßt, geht einem sicheren Tode entgegen. Bei der Obduktion findet man die Lunge von röthlichen Knoten durchsetzt. Bei einer genaueren chemischen und mikroskopischen Untersuchung läßt sich sodann der Nachweis liefern, daß diese Knötchen durch Ansammlung des eingeathmeten Eisenstaubes entstanden sind.

Ganz dieselben Beobachtungen lassen sich auch bei allen

anderen Arbeitern, welche dem schädlichen Einflusse einer staubigen Atmosphäre ausgesetzt sind, tagtäglich machen; am meisten Lungenkrankungen trifft man bei Schleifern und Steinhauern. In der Umgebung von Eprenon wird ein sehr harter Stein zu Mühlsteinen verarbeitet; von hundert Arbeitern starben in wenigen Jahren beinahe die Hälfte an Lungenkrankheiten; die meisten der dortigen Arbeiter erreichen ein Alter von 35 bis höchstens 40 Jahren. Die englischen Messerschleifer erreichen ein durchschnittliches Alter von nur 30 Jahren. Am größten ist aber die Sterblichkeit unter denen, welche trocken, also ohne Wasserzusatz schleifen, weil hier der meiste Staub gebildet und unmittelbar in die Lungen aufgenommen wird.

In ähnlicher Weise nun wie die angegebenen Steinarbeiter sind auch die Bewohner der Städte dem schädlichen Einflusse staubiger Luft ausgesetzt. Wenn hier diese Schädlichkeit auch nicht in so intensiver Weise den Organismus des Städtebewohners trifft, so wird doch sehr häufig die Gesundheit geschädigt und selbst das Leben gefährdet. Allein nicht bloß auf der Straße dringt der Staub in unsere Athmungsorgane ein, bis zu einem gewissen Grade ist auch die Luft in unseren Wohnräumen staubhaltig und in Folge dessen von Einfluß auf unsere Gesundheit. Der Staub in unseren Zimmern bildet sich wohl weniger durch die Abnutzung des Bodens, der Teppiche u. s. w., sowie durch die Abreibung beim Gehen und Stehen, sondern es ist vorzugsweise Straßenstaub (aus mineralischen Bestandtheilen zusammengesetzt), welcher durch Fenster und Thüren in die Wohnräume eindringt. Dieses Eindringen können wir nie

ganz verhindern. Man kann dies am besten beobachten, wenn man seine Wohnung mehrere Wochen verläßt und Fenster, Thüren und Läden vorsichtig verschließt. Kehrt man nach einiger Zeit in seine Behausung zurück, so ist man ganz erstaunt über die Staubmenge, die sich inzwischen angesammelt hat. Eine mikroskopisch-chemische Untersuchung weist das Weitere nach, daß dieser Staub größtentheils mineralischen Ursprungs ist. Daraus folgt aber auch, daß das sorgfältige Aus- und Abstäuben der Zimmer nicht blos ein Opfer ist, das wir unserer Reinlichkeitsliebe zu bringen haben, sondern daß wir dadurch auch eine Pflicht unserer Gesundheit gegenüber erfüllen.

Wenn wir einer staubigen Straße entlang gehen, haben wir bald Gelegenheit, die nachtheiligen Einflüsse an uns selbst wahrzunehmen. Wir fühlen zuweilen ein lebhaftes Brennen in den Augen in Folge der Reizung der Augenschleimhaut durch das Eindringen des Staubes, wir bekommen Hustenreiz, die Stimme versagt leicht und es tritt unter Umständen völlige Heiserkeit ein. Diese Symptome weisen auf das Eindringen des Staubes in den Kehlkopf hin. Durch den Husten wird zwar der größte Theil des Staubes wieder entfernt, ein Rest des letzteren — und zwar vorzugsweise die feinsten Staubpartikelchen — bleibt jedoch zurück und dringt bis zur Schleimheit der Lunge vor. Wie viel Staub wir im Laufe der Jahre in unsere Athmungsorgane aufnehmen, hat man direkt nachgewiesen. Während man in der Asche aus der Lunge eines vier Wochen alten Kindes keine Spur von Kieselsäure und Sandstaub fand, hat man bei 40 Jahre alten Personen 13 Prozent und bei

Sechzigern sogar 16 Prozent dieser Substanzen nachgewiesen. Je mehr man Staub einathmet, je länger wir diesen Einflüssen uns aussetzen, desto hartnäckiger wird der dadurch verursachte Katarrh der Athmungsorgane, schließlich wird das ganze Lungengewebe in Mitleidenschaft gezogen, es tritt Verdichtung und Schrumpfung desselben ein und zuletzt entwickelt sich das volle Bild der Schwindsucht. Wien gehört beispielsweise zu denjenigen Städten, welche die größte Sterblichkeit an Schwindsucht aufweisen. Man schreibt dies nicht mit Unrecht dem bedeutenden Staubgehalte der Luft in Folge der Granitpflasterung zu. So wie in Wien ist es in größerem und geringerem Grade auch in den übrigen Großstädten. Die Schwindsucht beeinflusst hier die allgemeinen Sterblichkeitsverhältnisse viel mehr als die heftigsten Cholera-Epidemien. In England sterben alljährlich 50,000 Menschen an Schwindsucht, in London allein 8000; in Gesamtdeutschland beträgt die jährliche Sterblichkeitsziffer an Schwindsucht 180,000. In England starben innerhalb fünf durch schwere Cholera-Epidemien ausgezeichneten Jahren 62,000 an Cholera; an Schwindsucht starben dagegen in demselben Zeitraume 250,000. Man sieht hieraus, wie gewaltig gerade die Lungenschwindsucht auf die Volksgesundheit einwirkt; berücksichtigt man dann noch des Weiteren, daß die Nachkommen lungenkranker Eltern fast stets die Keime eines frühzeitigen Todes mit sich herumtragen, daß es zarte und schwächliche Generationen sind, dann erkennt man, mit welcher Gewalt diese Krankheit die physische Entwicklung ganzer Geschlechter unterdrückt.

Es wäre nun viel zu weit gegangen, wenn man das

bedeutende Vorherrschen der Schwindsucht, insbesondere in großen Städten, und die damit zusammenhängende Verschlechterung der Volksgesundheit ganz allein auf Rechnung des Staubgehaltes der Luft schreiben wollte. Soviel läßt sich jedoch mit Bestimmtheit sagen, daß ein großer Theil der Lungenleiden seine Entstehung dem anhaltenden Einathmen staubiger Luft verdankt, daß fernerhin Lungenleidende, welche ihre Krankheit auf andere Weise acquirirt haben, und solche, welche zwar noch nicht lungenkrank sind, aber in Folge mangelhafter Entwicklung der Brust die Disposition dazu in sich tragen — daß diese jede Aussicht auf Heilung verlieren, wenn sie durch das Schicksal dazu verdammt sind, an staubigen Orten den Rest des Lebens zuzubringen — daraus folgt auch, daß es Aufgabe der Sanitätsbehörden ist, die Entwicklung von Staub mit allen zu Gebot stehenden Mitteln zu unterdrücken. Leider ist die hygienische Technik noch nicht so weit vorgeschritten, um diesem Bedürfnisse in vollem Maße zu genügen. Das erste Mittel ist die gleichmäßige Pflasterung der Straßen eines Ortes. Welches Material am tauglichsten dazu ist, das ist noch eine unentschiedene Frage. Versuche sind insbesondere in England in großartigem Maßstabe gemacht worden, und zwar nicht bloß mit Stein-, Basalt- und Cementpflasterung, sondern es wurden selbst Versuche mit Holz, Eisen und neuerdings sogar mit Kautschukmassen gemacht. Von den übrigen Methoden der Straßenpflasterung, deren allgemeiner Verwerthung insbesondere die bedeutenden Kosten in der Anlage und Unterhaltung entgegenstehen, wollen wir absehen und nur die Steinpflasterung in Erwägung ziehen.

Die Basaltplasterung hat außerdem noch den Nachtheil, daß sie zu viel Schmutz macht.

Unter den Steinen eignen sich diejenigen am besten, welche sich durch große Härte auszeichnen. Je härter die Masse ist, desto weniger reibt sie sich ab, desto geringer ist die Staubbildung. Dazu kommt noch die größere Dauerhaftigkeit und die damit zusammenhängende Ermäßigung der Betriebskosten. Dagegen ist der Staub um so feiner und daher, wie schon erwähnt, um so gefährlicher für die Athmungsorgane. Auch die Benützung des härtesten Materials genügt also nicht, um alle Gefahren der Staubbildung zu beseitigen. Es muß außerdem noch für regelmäßige Entfernung des gebildeten Staubes gesorgt werden, entweder durch Abfuhr oder durch Abspülen der Straßen mit Wasser und Einleitung des letzteren in die Straßenkanäle. Gewöhnlich begnügt man sich damit, die Straßen einfach mittelst der Schläuche oder durch besonders eingerichtete Wagen abzuspülen. Allein dabei wird der Staub aufgewirbelt, er steigt in die Höhe und bringt in größerer Menge in die Wohnungen ein. Der übrige Staub bleibt mit Wasser vermengt auf der Straße liegen; sobald diese Flüssigkeit verdunstet, ist der alte Staub wieder da. Es ist also nothwendig, daß die Straßen in der Mitte erhöht werden und zu beiden Seiten hin etwas abfallen. An letzteren Stellen sind die Einmündungen in die Straßenkanäle. Wird eine solche Fläche mit Wasser übergossen, so fließt die Flüssigkeit sammt dem aufgenommenen Staube nach den tief gelegenen Seiten der Straße hin und gelangt von da in

die Kanäle. Damit nun in letzteren keine zu große Schlammansammlung stattfinden, müssen in den Einmündungsstellen der Kanäle bewegliche Schlammkästen angebracht werden, welche den Staub aufnehmen und von Zeit zu Zeit entleert werden. Je feuchter eine Straße ist, desto weniger Staub wird gebildet, desto unschädlicher ist derselbe. Eine tüchtige Durchfeuchtung der Luft ist das beste Schutzmittel gegen Staubentwicklung. Dem raschen Trocknen der Straßen nach deren Besprengung hat man dadurch abzuwehren gesucht, daß man dem Wasser Stoffe beigegeben hat, welche den Verdunstungsprozeß aufhalten. So hat man in Paris, in Rouen u. s. w. Versuche mit Calciumchlorür gemacht, welche günstige Resultate ergeben haben. Obgleich letzteres als Abfallprodukt vieler chemischer Fabriken um billigen Preis zu bekommen ist, so muß es doch noch als offene Frage betrachtet werden, ob der gesammte Aufwand in wirklichem Verhältniß steht zu den zu erzielenden Resultaten.

Nun noch einige Worte darüber, ob und inwieweit der Einzelne im Stande ist, seinen Körper gegen die schädlichen Einflüsse staubiger Luft zu schützen. Den Arbeitern, welche in staubiger Luft ihrem Berufe dienen, hat man das Tragen von sogenannten Respiratoren empfohlen; es soll vor Mund und Nase eine Art Maske (Drahtgeflecht, welches mit dünnem Zeug übersponnen ist), oder einfach ein angefeuchteter Schwamm oder Tuch gebunden werden. Allein wenn die Schichte dieser Respiratoren eine dünne ist, so nützen sie nichts, sind sie dagegen dicht, so beschweren sie den Arbeiter, weil dadurch das Athmen nicht in der Weise vor sich gehen kann, wie es bei körperlicher Anstrengung

nothwendig ist. Das Beste ist die Ventilation der Arbeitsräume, entweder dadurch, daß die Luft aus dem Arbeitsraume mit Behemenz ausgezogen wird, oder aber durch künstliches Einpressen frischer Luft in die Arbeitsräle. Ferner muß für gehörige Durchfeuchtung der Atmosphäre durch fleißiges Besprengen mit Wasser und durch Aufstellung von Wasserbehältern gesorgt werden. So weit es möglich ist, müssen die zu verarbeitenden Materialien gehörig angefeuchtet werden. Außerdem müssen die Arbeiter möglichst fleißig Mund und Rachen mit frischem Wasser ausspülen, um den eingeathmeten Staub zu entfernen. Der Einfluß des Staubes auf die Augen kann ebenfalls durch fleißiges Waschen derselben und durch das Tragen einfacher Schutzbrillen (Glimmerschutzbrillen) neutralisirt werden. Das beste Schutzmittel jedoch gegen das Einathmen des Staubes ist das Athmen mit geschlossenem Munde. Dann bleibt der größte Theil des Staubes in den Nasenmuscheln und Nasengängen hängen, während dagegen bei der Athmung durch den Mund der Staub direkt in den Kehlkopf und von da in die tieferen Gebilde des Athmungsapparates gelangt. Schon Kinder sollten, wenn sie auf der Straße gehen, an diese einzig richtige Art des Athmens gewöhnt werden.

Statt der lästigen und das menschliche Antlitz entstellenden Respiratoren, wie man dieselben auch bei uns hie und da tragen sieht, hat man in England neuerdings sogenannte Respiratorenschleier empfohlen. Es ist das ein einfacher Schleier, dessen untere Seite mit dünnem Seidenstoff gefüttert ist, wodurch Mund und Nase gegen das Eindringen von Staub geschützt sind. Durch ein Gummiband, welches

über den Nacken gezogen wird, verhindert man das Flattern des Schleiers.

Damit wäre die Staubeinathmungsfrage in ihren allgemeinen Umrissen beleuchtet. Möge sich der Leser von der Tragweite dieses Gegenstandes überzeugen und in seinem Wirkungskreise die angedeutete Nutzenanwendung ziehen!

Der Mensch in den Anfangsstadien der Kultur.

Ethnographisch-anthropologische Studie.

Von

F. Weimarsdorf.

(Nachdruck verboten.)

„Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen“ — läßt der biedere Johann Gottfried Seume seinen kanadischen Huronen sagen, der die Härte der Weißen mit so großmüthiger Gastfreundschaft lohnte. Das war damals, als man, von des Genfers Jean Jacques Rousseau Natur-Evangelium begeistert, in jedem sogenannten Wilden den Idealmenschen erblickte, als man meinte, daß uns nur das Heil kommen könne, wenn wir würden wie dieser, wenn wir, Kunst und Wissenschaft, überhaupt alle Civilisation über Bord werfend, zu jenem Naturzustande zurückkehrten, in welchem James Cook auf seinen Entdeckungsreisen die Bewohner der Südsee-Inseln angetroffen hatte, von deren Glück Georg

Forster, der jugendliche Begleiter des englischen Seefahrers, so viel des Verlockenden zu erzählen wußte. Denn „Alles,“ hatte der Genfer Philosoph gesagt, „sei gut, was aus den Händen des Schöpfers hervorgehe, Alles arte jedoch aus unter den Händen der Menschen.“

Wie wenig aber dergleichen Auffassung namentlich von der moralischen Vorzüglichkeit der Naturvölker mit der Wirklichkeit übereinstimmt, hätte man ersehen können, wäre man mit den Berichten bekannt gewesen, welche die Spanier schon im 16. und 17. Jahrhundert über einzelne südamerikanische Indianerstämme veröffentlichten. Ging doch aus diesen zweifellos zuverlässigen Mittheilungen hervor, daß unter den genannten Völkerschaften Laster im Schwunge waren, die einer so raffinirten Sinnlichkeit entsprangen, wie sie die Verderbniß der altrömischen Kaiserzeiten und des byzantinischen Reiches nicht einmal zu Tage gefördert hatte, wiewohl hier und dort der Mensch auf sittlichen Abwegen wandelte, die uns mit Entsetzen erfüllen. Auch die in so vielen touristischen und novellistischen Schilderungen hervorgehobenen Körpervorzüge der Naturkinder halten vor der genaueren Prüfung nicht Stich. Ganz abgesehen von den oft im höchsten Grade widerlichen Verunstaltungen ihres äußeren Menschen, in denen sich viele derselben gefallen, läßt ihre körperliche Bildung und Gesundheit oft nicht wenig zu wünschen übrig, wie dies übrigens kaum anders sein kann, wo die leibliche Reinlichkeitspflege meist völlig vernachlässigt wird.

Eine andere Chimäre war die an die biblische Uebersetzung geknüpft Annahme, daß der Mensch nicht bloß aus

einem leiblichen, sondern auch aus einem geistigen und moralischen Paradiese vertrieben worden, daß das Menschengeschlecht in seinem Urzustande mithin in jeder Beziehung weit vorzüglicher gewesen, als in seinen späteren Perioden, daß es von körperlicher, intellektueller und sittlicher Vollkommenheit, in welcher es der Schöpfer des M^{ns} in die Welt gesetzt, allmählig auf eine nach seinen sämtlichen Lebensäußerungen hin viel tiefere Stufe herabgesunken sei. So glaubte ein berühmter deutscher Naturforscher, der sich mehrere Jahre hindurch im Innern Brasiliens aufhielt, „überzeugt“ sein zu müssen, daß die Indianer, unter denen er dort längere Zeit lebte, „einstens ganz anders gewesen und daß im Verlaufe dunkler Jahrhunderte mancherlei Katastrophen über sie hereingebrochen seien, die sie zu ihrem dormaligen Zustande, zu einer ganz eigenthümlichen Verkümmernng und Entartung herabgebracht haben.“ Eine Ansicht, die er jedoch nachmals selbst als eine irrige anerkannte, indem er zugestand: „es lägen keine Gründe vor, daß dem derzeitigen barbarischen Zustande jener Völkerschaften ein anderer von höherer Gesittung vorhergegangen sei.“*)

Eine dritte Hypothese endlich, den von einem berühmten brittischen Forscher gegebenen Anregungen folgend, leitet bekanntlich die Herkunft des Menschen von gewissen höheren Thierformen ab, aus denen sich dieser im Laufe der Jahr-

*) S. Völkereunde von Oskar Peschel. (4. Aufl. Leipzig, Duncker und Humblot, 1877). Ein als vortrefflich anerkanntes Werk, dem unsere Darlegungen in der Hauptsache folgen.

tausende zu seiner gegenwärtigen leiblichen und geistigen Erscheinung entwickelt habe, und will auch in einzelnen Landschaften Südasiens und Ostafrika's auf Spuren jenes unferes thierischen Vorlebens, auf Menschenrassen gestoßen sein, die nach Art unserer vermeintlichen Stammeltern, der Affen, auf den Bäumen umher klettern, sich von Früchten nähren, zu Angriff und Abwehr nur Steine und Knüttel gebrauchen und mit dem Feuer gänzlich unbekannt seien. Allein diese Erzählungen, die vielleicht auf sehr vereinzelte Fälle einer durch exceptionelle Umstände hervorgerufenen Verwilderung zurück zu führen sein mögen, haben sich in der ausgesprochenen Allgemeinheit durchaus als Fabel erwiesen, denn noch ist es nicht gelungen, irgendwo auf der Erde auch nur die kleinste Menschengruppe aufzufinden, die nicht irgend eine Art von Sprache mit gewissen, wenn auch roh gebildeten Regeln besitzt, sich nicht eigens verfertigter und künstlich geschärfter und zugespitzter Waffen bedient und nicht Feuer zu entfachen versteht. Die Kunst der Feuererzeugung aber bezeichnet die erste Stufe menschlicher Civilisation, welche letztere ohne diesen prometheischen Himmelsfunken ja gar nicht gedacht werden könnte. Da wir indeß nun wissen, daß die zusammen mit Renthierhorn und Steingeräthschaften in französischen und deutschen Höhlen ausgegrabenen Ueberbleibsel von Asche und verkohltem Holze unwiderleglich darthun, wie schon die Menschen der nordeuropäischen Eiszeit die Bereitung des Feuers gekannt haben müssen, so wird sich schwer ein Urzustand der Menschheit nachweisen lassen, auf den der Ausdruck „Wildheit“, d. h. völliger Uncivilisation, paßte, wie wir

auch keine der gegenwärtig die Erde bewohnenden Völkerschaften — so weit uns die Bevölkerung unseres Planeten bis jetzt bekannt ist — mit Recht „Wilde“ nennen dürfen. Denn sie Alle, wie bereits bemerkt, haben die Schwelle der Civilisation überschritten, sie Alle wissen ja, sich Feuer zu erzeugen.

Selbstverständlich muß es nichtsdestominder einmal jenen ursprünglichen Naturzustand unseres Geschlechtes gegeben haben. Das Wann? und Wo? desselben wird aber wohl immer die Frage bleiben, unserer Forschung und Wahrnehmung allezeit ein Buch mit sieben Siegeln sein. Können wir also den eigentlichen Urzustand der Menschheit nicht darlegen, so vermögen wir doch den Anfangsstadien ihrer Gesittung nachzugehen, indem wir an der Hand ethnographischer Untersuchungen Umschau halten, welche Menschenstämme auf der niedrigsten Civilisationsstufe stehen und derart uns den Charakter dieser letzteren selbst veranschaulichen, oder, wie Peschel sagt, nachweisen, „bei welchen Menschenstämmen die ältesten oder vielmehr die alterthümlichsten Zustände sich noch jetzt beobachten lassen.“

Als die von der Kultur noch kaum gestreift und zugleich geistig niedrigst gestellten Menschen, gewissermaßen als Mittelwesen zwischen Affen und Menschen, glaubte man früher die dem südlichen Afrika bis zum Ngamisee angehörenden Buschmänner oder San annehmen zu müssen, und die vor einem Vierteljahrhundert in London gezeigten Exemplare dieser Rasse scheinen eine solche Schätzung allerdings bestätigen zu wollen. Es waren kleine widerwärtig häßliche Geschöpfe mit verfilzten Haarbüscheln und stumpfen,

thierischem Ausdruck in den Gesichtern, wahrhafte „Zammergestalten“, Livingstone aber hatte Gelegenheit, ganz andere buschmännische Menschentypen kennen zu lernen, stattliche, zum Theil sogar schöne Figuren von stolzer, selbstbewußter Haltung, und meinte, behufs ihrer Schaustellung in Europa suche man bloß die häßlichsten und verkümmertsten Exemplare aus, deren man habhaft werden könne, um das Geschäft rentabler zu machen. Auch andere Afrikareisende haben seitdem bestätigt, daß die Buschmänner weder körperlich noch geistig einen so untergeordneten Rang behaupten, wie man ihnen zusprechen wollte, und berichten Züge von ihnen, die von einem ungewöhnlich reichen Gemüthsleben zeugen, von einem Bartegeföhle zumal, wie es selbst hochgebildete Menschen häufig genug vermissen lassen. Zugleich huldigt der als „thierisch“ verschrieene Buschmann mit Vorliebe gewissen künstlerischen Bestrebungen. In seinem ethnographischen Prachtwerke: „Die Eingeborenen Süd-Afrika's“ (Leipzig, F. Hirt und Sohn; 2 Bde.) erzählt Gustav Fritsch, daß die Buschmänner vom Kap der guten Hoffnung bis jenseit des Orangestromes die Felsen mit Thier- und Menschenbildern bemalen oder auch auf dunklem Grunde dergleichen Konterseis austragen, deren Umrisse „naturgetreuer erscheinen als die ähnlichen Abbildungen auf vielen altägyptischen Denkmälern“. Ebenso scheint die von einem früheren Reisenden aufgestellte Behauptung, daß die Buschmänner aller religiösen Vorstellungen bar seien, nicht Stich zu halten; hat man doch neuerdings beobachtet, daß sie eine männliche und eine weibliche Gottheit verehren und sich dabei der Vermittelung von Zauberpriestern bedienen.

Als gleichfalls sehr niedrige Menschengeschöpfe gelten die Eingeborenen der Andamanen-Inseln unweit der Westküste Hinterindiens, die sogenannten Mincopie; mit vielleicht nicht größerem Rechte jedoch als die Bushmänner. Jedenfalls zeichnen sie sich durch mancherlei Handgeschicklichkeiten aus, die ein völlig thierähnlicher Mensch sich unmöglich würde aneignen können. So stricken sie Netze von erstaunlicher Feinheit und Haltbarkeit und bauen sich kleine Kähne aus Baumstämmen, die sie so weit aushöhlen, „bis die Wände der Fahrzeuge nicht dicker sind, als die einer hölzernen Gutschachtel,“ wie wir in Frederic Mouat's im Jahre 1863 zu London erschienener Schilderung der Andaman-Infulaner lesen. Mit diesen dünnen Rußschalnnachen fahren die Mincopie Meilen weit in das Meer hinaus, um bei Fackelschein mit dem Speere Fische zu fangen. Auch als Pfeilschützen sollen sie Bewunderung verdienen, wie sie als solche den Schrecken ihrer Feinde erregen. Dies Alles deutet unleugbar auf eine nicht verächtliche natürliche Intelligenz, während die liebevolle Art und Weise, mit welcher die Eltern ihre Kinder behandeln, doch auch wohl als etwas Höheres denn bloßer thierischer Instinkt aufzufassen sein dürfte. Andererseits freilich zeugt die Thatsache, daß die Andaman-Infulaner alle Kleidung verschmähen, von ihrer Unkenntniß gewisser Begriffe und Gepflogenheiten, die wir als die Rudimente der Civilisation betrachten. Indeß wissen wir im Allgemeinen noch viel zu wenig von Thun und Wesen der Mincopie, um ein endgiltiges Urtheil über den Grad ihrer Unkultur fällen zu können. Zweifelsohne ist es daher ein vorschneller Aus-

spruch, wenn unsere geographischen Lehrbücher sie ohne Weiteres als „durch ihre Wildheit und Räuberei verrufen“ erklären.

Mit besserem Grunde vielleicht darf den Feuerländern, den südlichen Anwohnern der beständig in Nebel und Feuchtigkeit gehüllten Magellans- oder richtiger Magalhaesstraße, eine der untersten Sprossen auf der Civilisation beigemessen werden, einem numerisch schwachen Stamme, der sich von Feinden bedrängt, aus Patagonien wahrscheinlich in diese graufigen Einöden flüchtete. Auch der Feuerländer jedoch legt Nachdenken und Erfindungsgeist an den Tag und beweist dadurch, daß es ihm an intellektueller Begabung keineswegs gebricht. Von allen Südamerikanern sind es ja diese körperlich dürftigen Feuerländer allein, welche sich in aus hohlen Bäumen bestehenden Kanoes vom Kap Horn bis nach Ecuador und bis in den La-Platafluß hinaus in den Ocean wagen. In ihren ursprünglichen Booten aber nähren sie ein permanentes Feuer, weil die außerordentliche Feuchtigkeit der Atmosphäre der Wiederentzündung eines einmal erloschenen Brandes nicht geringe Schwierigkeit entgegenstellen würde. Diesem „ewigen“ Feuer verdanken sie selbst sowohl wie ihre ungasstlichen Heimathsgestade den ihnen von den Europäern beigelegten Namen. Der berühmte Charles Darwin, der während seiner Reise um die Erde am Bord des „Beagle“ mit den Feuerländern in vielfache Berührung kam, versichert in seinem epochemachenden Buche: „Die Abstammung des Menschen“, er sei unaufhörlich von kleinen Charakterzügen überrascht worden, welche zeigten, wie ähnlich ihre geistigen Eigenschaften mit den unserigen waren.“

Als einer der mindest civilisirten Menschenstämme werden ferner die Ureinwohner der jetzt englischen Insel Ceylon beschrieben, die Bedda, welche allmählig zu der kleinen Schaar von sieben- bis achttausend Köpfen herabgekommen, in den jungfräulichen, fast undurchdringlichen Riesenzwäldern des inneren Eilandes haufen. Sie sind ein Jägervolk, das kaum die allernothwendigste Kleidung kennt, sich mit Ausnahme einer strengen Vertheilung der Jagdgründe an die einzelnen Familien, an keinerlei gesellschaftliche Ordnung bindet, mit ihren Nachbarn jedoch durch einen sogenannten stummen Handel Elfenbein und Wachs gegen eiserne Werkzeuge und Waffen austauscht. Ihrer Sprache nach, die noch manche Anklänge an das in Ostindien längst aus dem täglichen Verkehr verschwundene Sanskrit enthält, gehören sie jedenfalls zu dem Hindustamme, worauf auch ihre kastenartige Absonderung von den das Gros der Inselbewohnerschaft bildenden buddhistischen Singalesen wie den späteren Einwanderern, den jetzt über das ganze Eiland verstreuten Mauren, schließen läßt. Obschon die Beddas selbst an der widerlichsten Nahrung, an faulem Fleisch u. dgl. Wohlgefallen finden, verschmähen sie doch jedwede Speise, die von einem Singalesen oder Mohammedaner zubereitet worden ist, weil sie sonst „Kaste verlieren“ würden, bekanntlich das entsetzlichste Unglück, welches einem Hindu begegnen kann, und merkwürdiger Weise wird ihnen von den Nachbarvölkern die Auszeichnung nicht versagt, die man der vornehmeren Geburt zu erweisen pflegt. Rundum von Völkern umgeben, welche der Vielweiberei huldigen, begnügt sich der Bedda mit einer einzigen Gattin, von der ihn, wie

es eines seiner Sprichwörter besagt, nur der Tod scheiden kann. Dürfen wir einem Volke mit solchen Anschauungen wohl alle Civilisation absprechen?

Nach den übereinstimmenden Berichten mannigfaltiger deutscher und ausländischer Forscher ist es Brasilien, wo sich ein eigenthümlicher Volksstamm erhalten hat, der in seinem Leben und seinen Sitten wohl noch am meisten den Vorstellungen entspricht, die wir mit dem Worte „Urzustand“ verknüpfen. Wir meinen die in der That zum Theil noch auf den niedrigsten Stufen der geselligen und geistigen Entwicklung verharrenden Botocuden, die in den Urwäldern zwischen Parahiba und Rios das Contas jagend umherstreifen. Alle Kleidung verschmähend, durchbohren sie sich dafür Wangen und Lippen, um durch die Oeffnungen große runde Holzpföcke zu ziehen, was ihnen begreiflicher Weise ein überaus abschreckendes Ansehen verleiht und gleichzeitig zu dem Namen verholfen hat, unter dem sie in Europa bekannt geworden sind. Da diese Mund- und Backenhölzer einigermaßen unseren Flaschenpropfen ähneln, die im Portugiesischen botoque heißen, so bezeichneten die europäischen Entdecker Brasiliens das ganze Volk als „Stöpselvolk“ oder „Botocuden“. Ihre Geräthe gemahnen noch an die Steinperiode, über welche die Civilisation der Botocuden nicht hinaus gekommen ist. Als Pfeilschützen bekunden sie nicht allein eine dem Europäer kaum erreichbare Kunstfertigkeit, sondern auch eine Vorsicht, die, an anderen Jägerhorden nicht beobachtet, einen bemerkenswerthen Scharfsinn darthut. Damit nämlich durch das Zurückschellen der Bogensehne die linke Hand nicht

verleht wird, so schützen sie dieselbe durch eine ungewickelte Schnur. Daß sie auch in anderen Beziehungen sich hoch über ein bloß thierisches Dasein erheben, erhellt aus der Geschicklichkeit, mit der sie sich aus Schlingreben hängende Brücken herzustellen wissen, die sie oft über breite Gewässer nicht nur, sondern auch über tiefe Schluchten und Abgründe spannen, und, was auf eine noch höhere geistige Entwicklung deutet, daß sich eine Horde der Botocuden oder Enterätmung, wie sie sich selbst nennen, Jahre hindurch regelmäßig am 6. September bei einer portugiesischen Ansiedelung in Brasilien einzufinden pflegte, um sich dort an einem ihnen durch Vertrag zugesicherten Festschmause gütlich zu thun. Mithin müssen sie doch irgend eine Methode erfunden haben, nach der sie die Zeit zu berechnen verstehen. Es würde uns diese für einen dem Naturzustande immerhin noch nahen Volksstamme höchst merkwürdige Geistesäußerung schwer glaubhaft erscheinen, wäre uns dieselbe nicht von einem so zuverlässigen Beobachter wie Johann Jakob v. Eschudi in seinen „Reisen durch Südamerika“ berichtet worden.

Alle die hier erwähnten Völkerschaften, oder vielleicht richtiger gesagt Trümmer von Nationen, sind Jäger und Fischer und schon als solche auf den Aussterbe=Stat gesetzt, wie dies die Erfahrung durch eine Fülle von Beispielen hinsichtlich aller dergleichen Stämme lehrt, die lediglich auf eine wilden Thieren entnommene Nahrung beschränkt sind. Gewiß haben die Indianer Nord- und Südamerika's von Seiten der Weißen zum Theil sehr grausame, ja hie und da geradezu kannibalische Verfolgungen erdulden müssen — wir

erinnern nur daran, daß die Portugiesen Brasiliens die Kleider von Pestkranken nach den Jagdgründen der Indianer schafften, um dadurch die furchtbare Seuche unter den armen Menschen zu verbreiten, und daß die australischen Ansiedler Arsenik unter das Mehl mischten, das sie den bettelnden Eingeborenen darreichten, und dergleichen haarsträubende Barbareien mehr — allein auch ohne alle diese Gewaltmaßregeln würde doch der Rassen Tod, welchem die Indianer wie alle ähnlichen Volksstämme rettungslos verfallen sind, sich nicht haben aufhalten lassen. Von Jahr zu Jahr vermindert sich die Kopfzahl der Rothhäute; manche ihrer Stämme sind bereits völlig vom Erdboden verschwunden, und es ist keine gewagte Behauptung, wenn Peschel ausspricht, daß „das neue Jahrhundert in den Vereinigten Staaten für die Indianer nicht mehr anbrechen, oder daß sich höchstens einzelne als bezähmte Merkwürdigkeiten noch ein paar Jahre hinschleppen werden“. Liegen doch hiesfür bereits der Thatfachen genug vor.

Die von diesem Schicksale bedrohten Völkerschaften scheinen sich auch des ihrer harrenden Looses bewußt zu sein; von vielen Reisenden ist wahrgenommen worden, wie sie, zweifellos in solcher Ahnung, einer unwiderstehlichen Schwermuth erliegen, die sich bis zu unbedingtem Lebensüberdruß steigert und sie hordentweise zu freiwilligem Tode oder noch traurigeren Mitteln treibt, ihrem Aussterben in die Hände zu arbeiten. Schon in der ersten Zeit, nachdem die Spanier von den Antillen Besitz ergriffen hatten, geschah es ja, daß sich die Eingeborenen der schönen Inselgruppe zusammenrotteten, um sich gemeinschaftlich in großen Schaaren

sowohl mittelst Giftes als auch durch den Strick zu entleiben, wie wir dies in des bekannten Indianerprotektors, des spanischen Bischofs Las Casas', Geschichte von Indien lesen können. In den jüngsten Tagen ist die stetige Bevölkerungsabnahme der Eingeborenen vieler Südpacifischer Inseln, so Tahiti's, der Sandwichelände, der Mendana- oder Marquesasgruppe u. c. constatirt worden. Auf dem zu den lehterwähnten Inseln zählenden Taio-Hae sank nach den Angaben des französischen Ethnologen Quatrefages die Kopffzahl der Bewohnererschaft von vierhundert auf zweihundert- undfünfzig herab, bei nur drei bis vier Geburten, die während dieses Zeitraumes vorkamen.

Nicht minder aber fehlen die Beispiele nicht, daß Naturvölker unserer Civilisation gewinnen zu wollen, im Allgemeinen als ein hoffnungsloses Beginnen erscheint. Der bereits angeführte Tschudi erzählt u. a. von einem Botocudentnaben, der, in das Haus einer brasilianischen Familie in Bahia aufgenommen, auf Gymnasium und Hochschule studirte, zum Doktor der Heilkunde promovirt wurde und eine längere Weile den Beruf eines praktischen Arztes zu Bahia erfüllte. Seit dem Anfang seines civilisirten Lebens hatte der Botocude indeß seine Melancholie nicht zu beheben vermocht, und eines Tages ging er auf und davon. Nach Jahren erfuhren seine vormaligen Pflege-Eltern, daß er zu dem Naturzustande seines Volkes zurückgekehrt sei, Kleidung und Bildung von sich gethan habe und mit seinen Stammesgenossen als wilder Pfeilschütze in den Urwäldern umherziehe. Ebenso wissen wir von einem Feuerländer, welchen der brittische Admiral Fikroy mit

nach England geführt hatte. Dort wurde er erzogen und war Jahre hindurch ein Schöpfkind der vornehmen Londoner Kreise. Später brachte man ihn nach seiner Heimath zurück, allein kaum war der junge Mann, der in England als feiner Dandy mit Handschuhen und Lackstiefeln einherstolzirte, in seinem Vaterlande wieder angelangt, so wurde er alsbald ein nackter, ungewaschener und ungekämmerter Feuerländer, der sich 1855 nicht mehr von den Seini-gen unterschied.

Wir könnten die Reihe solcher merkwürdiger Beispiele vergrößern, wir glauben indeß, die hier angeführten und verbürgten werden ausreichen, unsere obige Bemerkung hinsichtlich der Uncivilisirbarkeit jener Völkerstämme darzutun. Auf diesem Wege, auf vereinzelt und von außen willkürlich hereingetragenen Versuchen wenigstens scheint keine Möglichkeit vorhanden zu sein, Halbwilde zu Kulturvölkern zu erziehen, weil die Liebe zur Freiheit, die ja der civilisirte Mensch nicht genießt, den das „Räderwerk des täglichen Lebens“, „des Dienstes immer gleichgestellte Uhr“, nicht loslassen aus ihren Fesseln, sondern nur der zwanglos umherschweifende Indianer, alle anderen Vorzüge mißachten läßt, welche die Kultur in ihrem Gefolge hat. Es ist dies allerdings nur jene materielle Freiheit, die sich mit keinerlei Civilisation verträgt, nicht jene sittliche und geistige Freiheit, welche die Frucht, das Ziel und die Glorie einer höheren Gesittung ist, zu der sich die Menschheit nur allmählig, nur durch die Summe der Geistesarbeit vieler Hunderte von Generationen und nur unter bestimmten physischen, geographischen und historischen Bedingungen zu erheben vermochte, die bei den

geschilderten und allen ihnen mehr oder minder ähnelnden Völkerschaften nicht in Wirksamkeit traten. Nicht die geistige Begabung der verschiedenen Menschenrassen weicht so abgrundweit von einander ab, daß das eine Volk von vornherein zum beständigen Verharren auf den untersten Stufen der Gesittung verdammt wäre, während das andere sich zu den Höhen der Kultur aufschwingt — wohl aber versagt das menschlicher Kurzsichtigkeit nicht begreifliche Geschick einer Reihe von Stämmen jene Bedingungen, die es den übrigen in reicher Fülle in den Schoß schüttet.

Der elektrische Draht von Erdtheil zu Erdtheil.

Von Geschichte des Weltverkehrs.

Von

H. Thüringer.

(Nachdruck verboten.)

Es sind jetzt genau vierunddreißig Jahre, mithin um wenigens mehr denn ein Menschenalter, als ein amerikanischer Ingenieur, Samuel Finley Breece Morse, der Erfinder des gegenwärtig in Deutschland auf allen größeren Linien vorzugsweise benützten elektromagnetischen Drucktelegraphen, dem Finanzministerium der Vereinigten Staaten die Mittheilung machte, er habe versucht, seinen Telegraphen unter dem Wasser hinweg zu leiten und damit günstige Resultate

erzielt. „Daraus schließe ich,“ setzte er in seinem Schreiben hinzu, „daß einst eine telegraphische Verbindung über das atlantische Weltmeer hinüber zur Wirklichkeit werden wird. Mag diese Behauptung jetzt auch überraschend erscheinen, sicher kommt doch die Zeit, da mein Gedanke Körper gewinnen wird.“

Der geniale Techniker sollte es erleben, daß seine Idee die Welt eroberte, so schnell und in einem Umfange sich zur That umsetzend, wie er selbst, hochfliegend wie die Projekte des kühnen Mannes auch sein mochten, es wohl nimmermehr zu hoffen gewagt hatte. Aber bis dahin waren noch so viele und so große Hemmnisse und Schwierigkeiten zu überwinden, daß es längere Zeit fast schien, als solle die Aeußerung gewisser französischer „Sachverständiger“, welche den ganzen Gedanken einer unterseeischen Telegraphie für ein leeres „Hirngespinnst“ erklärten, am Ende doch Recht behalten. Und dennoch war eine Telegraphenleitung unter dem Wasser schon seit einer Reihe von Jahren im Gange, die Frage mithin nicht blos in der Theorie, sondern auch praktisch gelöst! Bis zu einem gewissen Grade freilich, denn die erwähnte Leitung, im Jahre 1839 gelegt, lief nur unter einer verhältnißmäßig kurzen Stromstrecke hin, unter dem Ganges von Calcutta bis zur Mündung des Flusses. Niemand gab indeß viel auf dies doch so hochinteressante Unternehmen, das vom großen Publikum fast ganz unbeachtet blieb, jedenfalls nicht in seiner Tragweite anerkannt wurde, so daß, als im nächsten Jahre der englische Physiker Wheatstone eine submarine Telegraphenverbindung zwischen Dover und Calais in Anregung brachte,

der Gedanke weder in England noch in Frankreich Anklang fand. Erst nachdem die Isolirung des Drahtes durch Umlegung von Gutta-Percha zur Anwendung kam, ging man im August des Jahres 1850 daran, zwischen England und Frankreich ein Kabel durch die Gewässer des Armelmeeres zu legen, was, da die See eine im Kanale seltene Spiegelglätte zeigte, binnen sieben Stunden glücklich bewerkstelligt war.

Betrug die Tiefe, in welche hier der Draht versenkt werden mußte, nur zweihundert Fuß und die Strecke selbst nur einige zwanzig englische Meilen, so liegt die drei Mal so lange Bahn, auf welcher Holyhead in England mit Howth in Irland telegraphisch verbunden werden sollte, über fünfhundert Fuß unter der Oberfläche des Oceans, dennoch aber gelang im Mai 1852 auch die viel schwierigere Herstellung dieses submarinen Telegraphen. Im folgenden Jahre, im Mai und Juni 1853, reichten sich dann drei neue elektromagnetische Kabelleitungen an die bisherigen an — das Kabel zwischen Schottland und Irland, ein anderes zwischen Oxfordneß in England und dem Haag in Holland und das dritte zwischen Dover und Ostende. Das Jahr 1854 sah dann Italien sich diesen sämmtlich mit Erfolg gekrönten Unternehmungen anschließen, indem zwischen Piemont, Korsika und der Insel Sardinien eine unterseeische Drahtkommunikation glücklich in Gang gesetzt wurde. Auch der sonst den Werken der Kultur nicht gedeihliche männermordende Krieg kam der weiteren Ausdehnung des Meerkabelnetzes zu statten. Während der Kämpfe in der Krim brachten die gegen Rußland im Felde stehenden Westmächte

unter den Fluthen des Schwarzen Meeres von Barna in Bulgarien bis nach Balaklava in der Krim eine Telegraphenleitung zu Stande.

War das auch die längste der bis jetzt unter der See zur Ausführung gelangten Telegraphenverbindungen, so blieben alle diese wohl gelungenen Leistungen doch nur kleine Vorläufer des bei Weitem bedeutenderen und unvergleichlich schwierigeren Versuches, den Gedanken zu verwirklichen, den einst Morse ausgesprochen hatte, den nach seiner vollen Tragweite wohl noch gar nicht geschätzten Gedanken einer Telegraphenverbindung unter den Wogen des Atlantischen Oceans zwischen der Westküste der Alten und der Ostküste der Neuen Welt. Zwar war schon im Jahre 1852 die New-York-, Neufundland- und Londoner Telegraphen-Compagnie zusammengetreten, die sich die Aufgabe stellte, Europa und Amerika mittelst eines unterseeischen Telegraphenkabels zu verbinden, allein es sollte noch manches Jahr voll von Prüfungen, Enttäuschungen und Mißerfolgen verstreichen, bevor das erste bleibende Kabel zwischen den beiden Erdtheilen seine Dienste verrichten konnte und eine Entfernung, welche zurückzulegen vordem das Segelschiff mehrere Wochen, das Dampfboot neun bis vierzehn Tage brauchte, auf Minuten reducirte.

Nach zwölfmonatlangem Fehlschlagen glückte im Jahre 1856 das Experiment einer submarinen Kommunikation zwischen dem südöstlich von Neuschottland gelegenen Kap Breton und Neufundland in Nordamerika, und zwei Jahre darauf schickte man sich an, das Kabel quer durch das Atlantische Meer von Valentia an der westlichen Küste Irlands bis nach Neufundland zu führen, nachdem eine von

wissenschaftlichen und seemännischen Autoritäten unternommene Untersuchung des Meeresbodens günstige Resultate in Aussicht gestellt hatte. Der erste Anlauf scheiterte indessen. Zwei Dampfschiffe, das amerikanische Niagara und das englische Agamemnon, waren zu der Procedur ausersehen und führten die beiden Theile des Kabels an Bord. Das erstere sollte den feinigern bei dem bereits erwähnten irischen Valentia in den Ocean hinablassen und inmitten des Meeres mit jenem anderen Theile vereinigen, welchen der Agamemnon bei sich hatte und bei Neufundland zu befestigen beauftragt war. Allein das Kabel riß mehrere Male, ward zwar emporgehoben und reparirt, nur um jedoch von Neuem zu reißen, und dies in einer solchen Tiefe, daß man an eine Wiederheraufbeförderung nicht wohl denken konnte. So mußte man es preisgeben und das Unternehmen als mißglückt betrachten.

Trotz dieser schmerzlichen Erfahrung ließ man sich aber von einer Erneuerung des Experimentes im nächsten Jahre nicht abschrecken, und am 3. August 1858 hatte man in der That die Freude, die ersten Telegramme von einer Küste des Weltmeeres zur andern senden zu können. Bereits war die Zahl dieser unterseeischen Drahtbotschaften auf vierhundert gestiegen, als auf einmal der Telegraph nicht mehr arbeitete. Man glaubte, das Kabel sei in Folge seiner eigenen Schwere aus einander geborsten, allein keine Anstrengung vermochte die Stelle zu entdecken, wo man die Beschädigung zu suchen hatte. Mithin war auch der zweite Versuch mißlungen, nachdem der Telegraph nahezu drei Wochen hindurch in wünschenswerthester Thätigkeit gewesen war.

Dieses abermalige Fehlschlagen einer schon als erfüllt angesehenen langjährigen Hoffnung scheint diesseit wie jenseit so entmuthigend eingewirkt zu haben, daß sechs Jahre hindurch jede Wiederaufnahme des Projektes unterblieb. Erst 1864 ging man an die Vorbereitungen zu einem dritten Versuche, bei denen die mittlertweile auf dem Gebiete der Technik gemachten Fortschritte und Erfahrungen zur Anwendung kamen. Der einst so viel besprochene brittische Riesendampfer, der Great Eastern, trug das Kabel in die See hinaus und wand es ab, wiederum riß es jedoch in beträchtlicher Tiefe und blieb untwiderbringlich verloren. Zwölf Monate danach endlich, im Juli 1866, wurde das so lange erstrebte Ziel definitiv erreicht, gleichfalls mit Hilfe des Great Eastern. Seitdem hat das englisch-amerikanische transatlantische Kabel nie wieder versagt, und bald gesellten sich ihm noch mehrere ähnliche unterseeische Drahtleitungen zur Verknüpfung der östlichen mit der westlichen Halbkugel hinzu, bis wir gegenwärtig deren nicht weniger als fünf besitzen. Von ihnen laufen drei von Valentia in Irland nach Neufundland, eine vierte, französische, Linie geht von Brest im Departement Finistère nach St. Pierre auf der gleichnamigen, unweit Neufundland gelegenen, Frankreich gehörenden Halbinsel, und ein fünftes von Lissabon über Madeira und die kapverdijchen Inseln nach Brasilien. Das französische und die englisch-amerikanischen Kabel, wie wohl von gesonderten Gesellschaften unternommen, kommuniziren sowohl bei dem genannten St. Pierre, als zwischen Salcombe in Devonshire und Brignognan in der Nähe von Brest mit einander, um sich gegenseitig vertreten zu können,

wenn die eine oder die andere Leitung eine Beschädigung erleiden sollte, wie denn 1873 das französische Kabel auf der europäischen Seite brach, indeß schnell wieder dienstfähig gemacht wurde.

Erstaunlich war die Entwicklung, welche nunmehr die submarine Telegraphie und im Anschluß an dieselbe zugleich die Drahtverbindung über Land zu nehmen begann. Fassen wir zunächst das Hauptemporium des Welthandels, Großbritannien, in das Auge, so gewahren wir, daß es allein über fünf unter dem Meere sich erstreckende Telegraphenlinien nach Irland gebietet, während von Newbrigg in Northumberland, an seiner Nordostküste, nach Söndervig in Jütland, durch Dänemark nach der Insel Mön an der Südostspitze Seelands und von da über Bornholm nach Libau in Kurland elektrische Drähte unterseeisch laufen und ein zweites Kabel dieser Seite, bei Peterhead in der schottischen Grafschaft Aberdeen seinen Ausgang nehmend, Egersund in Norwegen berührt und von hier längs der Küste nach Schweden führt, von wo aus es durch den baltischen Meerbusen nach Nyttad in Finnland geht, um schließlich an die auf dem Landwege über Björneborg und Helsingfors nach St. Petersburg gerichtete Telegraphenleitung anzuknüpfen. Durch den Kanal führen sechs Kabel nach Frankreich hinüber und ebenso viele verbinden durch die Nordsee England mit Belgien, Holland und Deutschland. Ebenfalls dem Osten des Atlantischen Oceans gehört der von Westerwyk an der schwedischen Küste nach der Insel Gottland im baltischen Meere gelegte submarine Telegraph an, weshalb wir seiner an dieser Stelle erwähnen.

Wir wenden uns jetzt nach dem Mittelmeere. Bereits im Jahre 1853 wurde dasselbe der Schauplatz von Versuchen, zwischen Afrika und Europa eine unterseeische Drahtverbindung in das Werk zu richten. Ueber die Insel Kandia sollte Konstantinopel mit Alexandria in Egypten, hierauf Athen und Alexandria, sieben Jahre später, 1860, über die balearischen Gilande Toulon mit Algier und über Korsika, Sardinien und Sicilien Genua mit der nordafrikanischen Küste unterseeisch in telegraphischen Verkehr gebracht werden, keiner dieser Pläne aber wollte sich für's Erste verwirklichen lassen, so daß ungeheure Summen Geld umsonst geopfert waren. Für den von Toulon nach Algier zu führenden submarinen Telegraphen allein verausgabten die Franzosen von 1860 bis 1866 gegen drei Millionen Franken; alle Anstrengungen hatten jedoch kein Resultat, wahrscheinlich, weil die in Aussicht genommene Linie eine gar so verschiedene Meerestiefe ergab, von 200 bis 3000 Fuß variirend, so daß man von dem Unternehmen absehen zu müssen glaubte. Schon war das erste transatlantische Kabel vier Jahre im Gange, als es im Jahre 1870 endlich gelang, zwischen Marseille und Bona in Algerien eine unterseeische Drahtverbindung in's Werk zu richten, der im nächsten Jahre die Leitung von Marseille direkt nach Algier sich anschloß. Mittlerweile ist die englische Insel Malta zum Knotenpunkte für sieben unter dem Spiegel des Mitteländischen Meeres hinlaufende Telegraphenbahnen erwachsen: nach Tripolis, nach Biserta in Tunisien, für zwei nach Sicilien, ebenso viele nach Alexandria in Egypten und eine nach Gibraltar. Italien hat zu den schon oben erwähnten

ein submarines Kabel zwischen Livorno und Korsika, ein zweites von Otranto in Apulien nach Valona in Albanien und ein drittes nach Korfu gelegt, welches letztere über Zante Athen erreicht und dann über Syra und Chios auf Smyrna zieht, um dort mit den kleinasiatischen Telegraphenlinien zusammen zu stoßen.

Zwischen Ostindien und England fand am 21. März 1870 die erste unterseeische Drahtkommunikation statt, nachdem vier Monate früher die Kabellegung durch den Great Eastern über Suez und Aden nach Bombay in Angriff genommen worden war, auf einer Strecke von zusammen 3278 englischen Meilen, von Suez aus gerechnet. Wohl riß das Kabel im September des genannten Jahres, allein schon vier Wochen später war der Schaden wieder geheilt, und seitdem ist auf dieser Linie keinerlei neue Stockung eingetreten.

Im November des Jahres 1872 sah man auch Australien in das Netz der großen Welttelegraphie eingefügt durch das von der Insel Singapur an der Südspitze von Hinterindien über Batavia, die Hauptstadt des holländischen Java, hierauf zu Lande durch dies letztere große Eiland über Timor, die bedeutendste der kleinen Sunda-Inseln, nach Port Darwin in Nordaustralien laufende Kabel. Eine der schwierigsten Leistungen der Kabellegung war es, den Draht durch den zum Theil völlig öden australischen Kontinent fast 3000 Kilometer bis zu dessen Südküste weiter zu führen, allein dem menschlichen Scharfsinn und der menschlichen Thatkraft gelang das fast unmöglich Scheinende und zwar in verhältnißmäßig kurzer Zeit. So ist denn London in direktem Tele-

graphenverkehr mit Adelaide, durch eine Kabelleitung von zusammen gegen 36,000 Kilometern, von denen mehr als 28,000 auf die submarinen Drähte fallen. Während des verfloffenen Jahres (1876) hat man denn auch Sydney in Neusüdwales durch ein Kabel mit der größten der drei Inseln verbunden, die unter dem Kollektivnamen Neuseeland zusammengefaßt werden.

Dergestalt stehen die Küsten des Stillen Oceans von zwei Seiten her im telegraphischen Verkehre mit Europa: über Indien, Japan und Australien im Osten und über San Francisco im Westen; auf der letzten Linie zunächst über Land neben den Schienensträngen der das amerikanische Festland durchschneidenden Pacificbahn, und bald auch längs der sogenannten nördlichen Pacificbahn, die von Kanada aus die Ostküste mit der Westküste Nordamerika's verbinden soll.

Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir alle die noch projektirten unterseeischen Telegraphenlinien namhaft machen, ebenso müssen wir an dieser Stelle darauf verzichten, die mannigfachen Anschlüsse aufzuzählen, welche die durch die Meerestiefen geleiteten elektrischen Drähte mit den auf oder unter der festen Erde dahin ziehenden in Zusammenhang bringen, wenn allerdings auch dadurch erst ein volles Bild der heutigen Welttelegraphie gewonnen werden kann. Ging doch unsere Absicht nur dahin, dem Leser in flüchtiger Skizze die monumentale Schöpfung des submarinen Kabels, des blickenden Gedankenträgers von Erdtheil zu Erdtheil, und ihre Riesenleistungen im Großen und Ganzen zu veranschaulichen, welche weit-

aus Alles in Schatten stellen, was die Vorzeit als „Wunderwerk“ anstaunte. Um die Bedeutung dieser Großthat des Menschengewisses und der neuen Technik mit Ziffern auszudrücken, bemerken wir schließlich noch, daß das in den großen submarinen Kabeln von sieben verschiedenen Gesellschaften ohne jedwede staatliche Unterstützung angelegte Kapital die kolossale Summe von fast hundert Millionen Reichsmark beträgt, der Nutzen aber, den dieser Aufwand der kommerziellen und wirthschaftlichen Entwicklung der civilisirten Nationen des Erdballes schon bis jetzt gebracht hat, jedweder Berechnung spottet.

Die Spielwuth im achtzehnten Jahrhundert.

Eine kulturgeschichtliche Episode.

Von

G. Schweiger-Mosen.

(Nachdruck verboten.)

Der Machthaber Frankreichs, Julius Mazarin, war es, der, als er für den noch minderjährigen Ludwig den Vierzehnten die Zügel der Regierung in den Händen hielt, während des Carnevals von 1647 die ersten italienischen Sänger, Balletttänzer und Theatermaschinisten nach Paris kommen ließ, welche dem ob ihrer Kunst- und Prachtentfaltung staunenden Hofe eine Art italienischer Oper vorführten. Durch zwei Monate fand die Vorstellung wöchent-

lich drei Mal statt, zum nicht geringen Ergötzen von Ludwigs des Dreizehnten Wittive, Anna von Oesterreich. Seitdem sehen wir italienische Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, Musiker jeder Art, Tänzer und Tänzerinnen, Dekorationsmaler und Dichterlinge an allen Höfen Europa's ihre Rolle spielen, da ja das Beispiel des französischen Hofes von sämmtlichen Fürsten und Fürstlichen Nachahmung fand, nicht zum wenigsten in Deutschland, wo namentlich die Höfe von Dresden und Stuttgart wetteiferten, den Glanz, mehr aber noch die Unsitten und Unsitlichkeit von Versailles zu überbieten. Seit Ende des siebenzehnten Jahrhunderts wimmelte es in den fürstlichen Residenzen überall von italienischen Künstlern und Künstlerinnen und mit ihnen von italienischen Industrierittern und Abenteuerinnen der verdorbensten und verderblichsten Gattung.

Mit diesem „italienischen Gezücht“, das sich auf eine Menge schwacher und grundsatzloser, vergnügungssüchtiger und verschwenderischer Regenten bald den verhängnißvollsten Einfluß zu erwerben und die umschmeichelten Fürsten von jeder würdigen Auffassung ihres Berufes abzulenken wußte, zogen Laster und Sünden über die Alpen herüber, von denen man bei uns im Norden bisher noch nichts gewußt hatte, eine Liederlichkeit und Zuchtlosigkeit, welche wir an dieser Stelle nicht einmal andeuten können. Mit ihnen kam uns auch das Gift eines Glücksspiels zu, welches, in Italien seit langer Zeit an der Tagesordnung, ja, wie in Venedig, vom Staate gefördert, um die Untertanen vom — Denken abzuhalten und immer fester in die Fesseln der Tyrannei zu schlagen, Deutschland und selbst Frankreich

noch fremd gewesen war — das Gift der Pharaobank, das halb unzähligen Häusern Wohlstand und Frieden rauben sollte und in seiner entsetzlichen Wirkung leider noch heute nicht ausgetilgt ist, noch heute alljährlich seine Opfer fordernd, die Niedertracht Tausender fördernd und die Entfittlichung ganzer Geschlechter bewirkend. Wo sich jene sittenlose italienische Welt niederließ, da folgte ihr der Tisch mit der Hazardkarte; da suchte sie unter den Barbaren auf alle mögliche Weise ihre Sädel zu füllen, da plünderte sie durch Volteschlagen und falsches Spiel die fremde Ehrlichkeit aus und zog dann mit ihrem Raube ungestraft wieder ab.

Jetzt brauchte man nicht mehr nach der Wunderstadt in den Lagunen der Adria zu wandern, um seine Dukaten in den unerfättlichen Schlund des grünen Tisches zu versenken, der in Venedig unter die Obhut der vornehmsten Glieder des Senates gestellt war, an allen Höfen Europa's regierte vielmehr König Pharao und neben ihm eine Anzahl anderer Despoten: Trente-et-un, Baccarat, Biribi und wie die Unholde sonst noch hießen. Kein Fest, kein Galatag, keine Feierlichkeit ging vorüber, ohne daß nicht für Herren und Damen, welche die Gesellschaft der Fürsten und Fürstinnen bildeten, die Pharaotische bereit gestanden hätten, und selbst die einsichtsvollsten, sparsamsten und besten unserer Regenten und Regentinnen fanden kein Bedenken darin, des Jahres Tausende von Carolinen und Pistolen im Hazardspiel zu verlieren. Weiß man doch, daß der Gemahl Maria Theresia's, Kaiser Franz der Erste, der doch das haushälterische Mitglied des Wiener Hofes war,

jährlich zehntausend Dukaten und mehr noch dem Pharao opferte.

Am wildesten aber entbrannte die von den Italienern entfachte Spielsucht am französischen Hofe und neben diesem später in ganz Paris, welches gegen den Ausgang des letzten Jahrhunderts zu einem einzigen großen Spielhause wurde und alle Schichten der Gesellschaft bis zu den untersten herab in die Strudel der entzügelten Leidenschaft fortriß. Die Spielwuth war zu einer Geißel Frankreichs geworden. „Wer nicht spielte, der galt in der Gesellschaft für ein überflüssiges Möbel, und selbst die leidenschaftlichsten Liebhaber verließen ihre Schönen, sobald die Karten gebracht wurden.“ Die Spielpassion, die zu Versailles grassirte, richtete viele große Herren Frankreichs zu Grunde, jene Signeurs, die es sich zur höchsten Ehre rechneten, wenn sie an Ludwig's des Fünfzehnten Spielparthie Theil nehmen konnten. Das Lieblingspiel des Letztern, das tagtäglich im Appartement der Königin, der frommen Maria Leczinska, vorgenommen wurde, war das sogenannte Biribi, eine Art Landstnecht. Gewöhnlich vereinigte der königliche Tisch zwölf Spieler, und der Saß bestand in einem Louisd'or auf die Karte. Der König jedoch und mehrere seiner Vertrautesten, so der Graf von Toulouse, der Herzog von Grammont, pflegten in der Regel mit zwei, auch wohl mit vier Louisd'ors zu pointiren. Zugleich hatte jeder anständig gekleidete Mann Zutritt in das Spielzimmer und durfte selbst mitspielen, so daß sich nicht selten eine gar bunte Gesellschaft um die Spieltische drängte. Setzten doch sogar Lakaien und Kammerdiener mit; ja einer der Letzteren,

Nemy mit Namen, wagte es, Ludwig dem Fünfzehnten hohe Wetten anzubieten. Beim Spiele schien es keine Standesunterschiede mehr zu geben, obwohl diese in allen andern Beziehungen so schroff zur Geltung gebracht wurden. Kaufleute, Schauspieler, Finanzpächter u. waren die täglichen Vivibitumpane der hochmüthigsten Prinzen und Cavaliers, die an solcher Gesellschaft keinen Anstoß nahmen, wenn die „Notüre“ nur recht wacker ihre Dukaten und Carolinen verloren. Mehrere der vornehmsten Häuser Frankreichs lebten fast nur vom Spiele, zum Theil notorisch vom falschen Spiele und anderem Kartenbetrug, und zwei der ersten Seigneurs des Hofes, der Gouverneur von Paris, Herzog von Gèvres, und der Prinz von Savoyen-Carignan, hatten das Privilegium erbeten und erlangt, in Paris Spielhäuser errichten zu dürfen, deren Verpachtung jedem der beiden hochadeligen Herren einen jährlichen Reingewinn von hundert und zwanzigtausend Livres eintrug.

Ihren Gipfel aber erreichte die Spielsucht während der französischen Revolution, die mit den politischen auch die socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse zersezte und auflöste; in allen Klassen der Bevölkerung sehen wir Menschen auftauchen, welche auf diese unheilvolle Leidenschaft ihre Spekulationen gründeten und rundum neue Spielhöllen etablirten. Waren unter dem alten Regime es vorwiegend Hof und Adel gewesen, die dem Hazardspiel fröhnten, so sind es nunmehr erwiefener Maßen vor allen Anderen die Revolutionsmänner, Cordeliers und Jakobiner mit ihrem männlichen und weiblichen Anhang, welche wir als Bankhalter und Spielgenossen erblicken. Bis auf die Straße

hinaus, bis zu den Allerärmsten in dem sich umhertreibenden Menschenhaufen streckte das Spiel seine Fänge aus; auf Quais und öffentlichen Plätzen, auf Brücken und Boulevards sehen wir Menschen, die unter ihren großen Ueberrocken hervor tragbare kleine Tabourets an das Licht zogen, die alsbald zu Pharaotischen wurden, während ihre Begleiter Säcke mit Geld schüttelten. Bei diesem verführerischen Klange strömte dann Alt und Jung herzu und belegte die auf den Tabourets aufgeschlagenen Karten mit seinen Piards, seinen Sous und Livres, welche schnell genug in jenen lockenden Säcken verschwanden. Ein Porzellanhändler aus den Gallerien des Palais Royal war der Unternehmer eines Theiles dieser fliegenden Biribibanken, die gelegentlich wohl auch nur figürlich existirten, d. h. mit bunten Stiften auf die Fliese der Trottoirs gemalt wurden. Nach kurzer Zeit zog sich der glückliche Spekulant vom Geschäfte zurück, mit einem aus den Kupferhellern und Kupfersous der Armut ergaunerten Reichthum von mehreren Hunderttausenden von Franken.

Von der Straße stieg das Spiel in die Häuser, um schließlich ganz Paris in das Bereich seiner Herrschaft zu ziehen. Allenthalben thaten sich geringere Spielstuben auf, zumal in den Boulevardscafés und Boulevardswinschenken. Hier war meist das Lotto auf dem Tapete, bei welchem die geringfügigsten Einsätze angenommen wurden. Welches Unheil diese Menge von Lottos verbreitete, die sich auch dem dürftigsten Geldbeutel nicht verschlossen, läßt sich leicht ermessen. „Dorthin trug“ — so lesen wir in einem amtlichen Berichte vom 16. Juni 1793 — „der Arbeiter den

Lohn seiner Arbeit, ohne sich um Weib und Kind zu kümmern. Dort vergrub der angeworbene Vaterlandsvertheidiger ohne Rücksicht auf die seiner harrende edle Bestimmung tagtäglich den Preis, den ihm die Republik für seine Aufopferung gezahlt.“ Dort scheute er sich nicht, für einen Spottpreis, für vierzig Sous, die ihm gelieferten neuen Schuhe und sonstigen Ausrüstungsgegenstände sofort zu verkaufen. In einer anderen Schilderung aus jenen Tagen heißt es: „Man schaudert, wenn man vernimmt, daß diejenigen, welche an der Spitze dieser Unglücksanstalten stehen, nach Abzug aller Kosten, täglich mehr als hundert Livres gewinnen und daß diese enorme Abgabe nur durch die ärmsten und nützlichsten Bürger getragen wird.“

Desgleichen waren in dem Viertel des Gros-Caillois „alle öffentlichen Orte mit Spielstuben und diese mit spielenden Bürgern erfüllt“, im Umfange des Palais Royal allein aber zählte man nicht weniger als einunddreißig Spielhäuser, in denen Biribi, Passe-dix, Trente-et-un, Creps und ähnliche Hazardtafeln im Gange waren, und die Gesamtziffer der Pariser Spielhöhlen überschritt die Summe von viertausend, Spielhöhlen für alle Stufen der Gesellschaft, für die obersten wie für die untersten der socialen Leiter. Palais Royal Nr. 33 legte ein ehemaliger Bedienter der berühmten Dubarry, Dumoulin geheißten, für die Haute Finance Bank; die Abgeordneten des Nationalconventes verloren ihr Geld bei Madame Jullien, einer einstigen Schauspielerin der Comédie Italienne, deren Soupers sich außerordentlichen Rufes erfreuten; die vornehmen Fremden versammelten sich zum Pharaon in den

auserlesenen Thee- und Frühstückscirkeln der Madame Lafare. Die Lakaien spielten bei dem Schneider Chocolat, die Gaumer von Profession hielten ihre Biribisitzungen im Hôtel Radzivil ab, bei einem ehemaligen Marquis, oder mehr noch bei den Brüdern du Guercy in der Rue de Rohan u. s. w. Die schäbzigsten Strolche endlich vereinigten sich an der Pharaobank des Bertus am Quai de la Ferraille.

Jedermann wollte sein Glück als Bankhalter versuchen, seitdem man wußte, wie rasch sich als solcher ein Vermögen erwerben ließ. Zog eine gewisse Madame Lacour, bei welcher die Pariser Jeunesse dorée zum Hazardspiele sich einzufinden pflegte, doch bloß aus dem Verkauf der von den Pointeurs zerknitterten und auf die Erde geworfenen Karten fünfzehnhundert Franken pro Jahr, während man mehr denn einen Millionär namhaft machen konnte, der vor Kurzem noch mit zerrissenen Kleidern und Schuhen in Paris umhergewandelt war und nun die Früchte seines Spielertums in glänzenden Gemächern und prachtvollen Karrossen genoß. Da war z. B. Tison, Alle hatten ihn gekannt, als er an der Ecke des Palais Royal den Vorüberwandelnden, die seiner Dienste bedurften, für drei Sous die Stiefel und Schuhe wischte, und nun, nachdem er nur ein halb Jahr hindurch die Pharaokarten abgezogen hatte, promenierte er in seidnem Schlafrocke durch das Palais Royal, seine Domäne, umgeben vom Trosse seiner „Schlepper“, seiner Kartenvertheiler und seiner Prätorianerbande, den sogenannten Bulldoggen, die, mit mächtigen Stöcken bewaffnet, seine Leibwache abgaben.

Waren das nicht Alles lebendige Beispiele davon, daß der kürzeste Weg zum Glücke durch die Spielstube führte? Man mietete sich ein Zimmer im Palais Royal, besoldete die nöthige Anzahl von Gehilfen, von Croupiers und Büffetkellnern, stellte eine elegante Dame als „Frau vom Hause“ an, und die Sache war gemacht, der Pfad geebnet, auf dem der frühere Kammerdiener einer Favoritin des Herzogs von Bourbon binnen drei Monaten sein Portefeuille mit neunmahlhunderttausend Franken spickte, und ein einstiger Postillon im nämlichen kurzen Zeitraume zum reichsten Manne seines Stadtbezirkes wurde.

Umgekehrt schlug die Spielsucht ihre Harpyenkrallen in alle Stände ein. So klagte der englische Gesandte, daß man einem seiner Landsleute während eines einzigen Abends im Palais Royal elftausend Louisd'or im Biribi abgenommen habe. Zugleich wuchs die Zahl der beim Spiele Ermordeten oder gröblich Mißhandelten von Tag zu Tage, und mit jeder Woche liefen neue Beschwerden über das Unwesen bei den Behörden ein, die endlich sich auch ermanneten und Bankhalter und Spielhausbesitzer mit hohen Strafen belegten. Das Alles jedoch schaffte keine Wandelung. Spiel und Spieler blieben gleich unverbesserlich; das erstere war zum Tyrannen, zur Nothwendigkeit, zum Lebensbedürfnisse geworden. Durch das Spiel suchte der depossedirte Adel die verlorenen Einkünfte wieder zu gewinnen; im Spiele erholten sich die Volksvertreter von den Anstrengungen der Session und von den Arbeiten in den Ausschüssen. Schon sterbend ließ sich der Chevalier Bouju noch zum Trente-et-un tragen und gewann sich, ein spielender Reich-

nam, das Geld zu einem prachtvollen Leichenbegängnisse. Selbst Barnave, eines der edelsten und sittenreinsten Mitglieder der Nationalversammlung nicht nur, sondern einer der tugendhaftesten Charaktere des damaligen Frankreichs, vermochte der Spielsucht nicht zu widerstehen. Ist es doch bekannt, daß er mehr als einmal des Abends dem Pharaotische seine zwanzig- bis dreißigtausend Livres geopfert hat! Daß Mirabeau, der große Volkstribun und Parlamentsredner, Abend für Abend im Spielhause, bei einer Baronin v. Lifembac, zubrachte, ist bekannt.

Die Krämer vermiethten ihre Ladenstuben zu einem Louisd'or pro Abend an einen oder den andern Spielcirkel. Bei jedem der verlorenen Geschöpfe, welche das Palais Royal bevölkerten, wurde gespielt, und in jeder dunkeln Straßenecke standen Männer postirt, welche die Vorübergehenden anredeten, um ihnen „eine hübsche Spielparthie“ zu empfehlen. Umsonst bemühte sich die Municipalität wider das zu immer verhängnißvolleren Dimensionen ausartende Treiben einzuschreiten, ein großer Theil der städtischen Verwaltung war ja bei dem Unwesen betheilig, selbst Spieler und Bankhalter oder doch von diesen bestochen; man sprach von Abtheilungskommissären, die täglich zwei Louisd'or erhielten, um keine Denunciation wider die Spielhöllen einzureichen. Und fast mit jedem der öffentlichen Bälle war ein Spielhaus verbunden; auf den damals berühmten Bällen im Circus des Palais Royal sah man immer mindestens zwanzig Biribitische aufgeschlagen. Sogar die Kunst- und Geschicklichkeitsspiele aber wurden in jenem Tage hazardmäßig betrieben. Namentlich

war es das Billardspiel, das man zu einem Glücksspiele umgestaltete, vor Allem im Palais Royal, wo sich die Billards von Woche zu Woche vermehrten und sämmtliche, wie es in einem der damaligen Aktenstücke lautet, „beständig von Gaunern und verdächtigem Gefindel“ umlagert wurden, welche die harmlosen und ehrlichen Spieler ruinirten, bis Jedermann die Queue nur noch um hohen pekuniären Gewinnes willen in die Hand nahm. Wieder und wieder versuchte die Regierung dem Uebel zu steuern, doch immer ohne Erfolg. Erst nachdem in der Schreckenszeit die Spielhäuser als „Versammlungsorte der Contre-revolutionäre“ verdächtig zu werden begannen, und zum Theil nicht mit Unrecht, wurde die Polizei ernstlich wider die Pariser Spielhöllen in Bewegung gesetzt und im Februar 1795 die völlige Aufhebung des Hazardspieles ausgesprochen. Allein auch hiemit war so viel noch nicht gewonnen. Die Umtriebe der Bestechlichkeit kamen nunmehr erst recht in Gang. Die Agenten des Sicherheitsausschusses selbst leisteten für eine „monatliche Entschädigung von vierhundert Livres“ den Spielhausbesitzern „Bürgerschaft gegen allfällige Verfolgungen von Seiten der Polizei“. Eine faktische Beseitigung des Krebschadens trat nicht eher ein, als bis Bonaparte sich die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt hatte — sein Dekret vom 24. Juni 1806 hob das Hazardspiel in Frankreich unnachsichtlich auf, das sich später freilich wieder an's Licht hervorwagte und von der Restauration durch das Bürgerkönigthum bis in das zweite Kaiserreich hinüberreichte. In unseren Tagen waren es bekanntlich gewisse größere und kleinere Badeorte, leider

zumeist in Deutschland, wo sich die Spielsucht jene Tempel erbaute, die eine Unsumme von Glend verschuldet haben; alle diese Stätten des Unheils aber, die jetzt nur noch auf einen Winkel in den Walliser Alpen und den Fels von Monaco reducirt sind, wollen im Großen und Ganzen doch nichts besagen im Vergleiche mit den alle Klassen der Gesellschaft anressenden sittlichen Verheerungen, welche die Spielsucht des vorigen Jahrhunderts angerichtet hat, die, ein Zeichen der Zeit, mit der frivolen Lebensauffassung einer sich ihres nahen Endes bewußten Periode in engem Zusammenhange stand und die gewaltige Katastrophe vollenden half, in deren Fluthen von Blut und Schrecken eine verbrauchte Welt begraben wurde

Mannigfaltiges.

Eine gute Zurechtweisung. — Friedrich VII., König von Dänemark, zeichnete sich bekanntlich durch seine Bonhomie und Vertraulichkeit gegen die geringeren Stände aus. — Im Jahre 1840 war Friedrich, damals noch Kronprinz, Gouverneur der Insel Fünen und kommandirender General der dort befindlichen Truppen. Er hielt Hof auf dem Schlosse zu Odense und führte nach seiner Gewohnheit ein lustiges Leben. Eines Nachmittags ging er über den Schloßhof und sah dort einen alten Bauer mit einem zweistühligen Wagen halten und augenscheinlich auf Jemand warten. Sogleich ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein und erfuhr, daß der Major v. R. aus einem

zwei Meilen entfernten Dorfe, wo er während der Manöverzeit in Quartier lag, sich habe nach Odense fahren lassen, um einen im Schlosse wohnenden Vorgesetzten zu besuchen. Es war eine „Pflichtfuhr“, die der Offizier berechtigt war von dem Bauer zu verlangen. Nach erhaltener Auskunft verließ der Prinz den Mann und ging seinen Geschäften nach bis zehn Uhr Abends. Dann begab er sich von Neuem auf den Schloßhof, um in seine Kutsche zu steigen, die ihn zu einem Valle bringen sollte. Mit Erstaunen bemerkte er, daß der Bauer noch auf derselben Stelle hielt und ebenso wie seine armen Pferde traurig den Kopf hängen ließ. Friedrich fuhr zum Ball und kehrte um vier Uhr Morgens nach Hause zurück. Noch immer hielt der Bauer auf dem Schloßhof und wartete auf den Major v. R. Da ging der Prinz zu dem Alten, schenkte ihm einen Dukaten und sagte, er möge nur nach Hause fahren und nicht länger auf den saumseligen Major warten. Der Bauer kratzte sich hinter den Ohren und meinte, daß würde wohl nicht angehen, denn der Major sei ein heftiger, jähzorniger Mann und es könnten leicht Unannehmlichkeiten entstehen, wenn man seinen Befehlen ungehorsam wäre. Doch als der Prinz darauf erklärte, die ganze Verantwortung auf sich nehmen zu wollen, da faßte der Alte sich ein Herz und fuhr heim ohne den Major. Der Offizier kam eine Viertelstunde später zur Stelle und gerieth in Zorn, als er entdeckte, daß sein „Pflichtkutscher“ ihn verlassen. Er sah sich dadurch genöthigt, für den Rest der Nacht im Schlosse zu bleiben. Früh am Morgen suchte ein Adjutant ihn auf und beschied ihn zu einer Audienz beim Kronprinzen. Gehorsam verfügte er sich um acht Uhr in die Antichambre. Nach zweistündigem Harren erfuhr er von dem freundlich lächelnden Adjutanten, daß Seine königliche Hoheit leider noch keine Zeit habe, ihn zu empfangen; er müsse sich noch gedulden. Der Major wartete demgemäß, indeß der Prinz im Bette lag und sich durch sanften Schlummer von den Strapazen

des Balles erholte. Um zwölf Uhr wurde ein herrliches Frühstück an dem Harrenden vorbei getragen. „Aha,“ dachte der Major, „der Prinz wird mich zum Frühstück einladen, das ist wahrlich eine große Ehre für mich!“ Allein es erfolgte keine solche Einladung, weder zum Frühstück, noch vier Stunden später zum Diner, und der zur Audienz befohlene unglückliche Offizier verging schließlich fast vor Ungeduld und Hunger. Endlich nach zwölfstündigem Harren, um acht Uhr Abends, wurde er bei dem Prinz-Gouverneur vorgelassen, der ihn sehr liebenswürdig und freundlich empfing, sich nach seinem Wohlbefinden und nach seiner Familie erkundigte und von sonstigen gleichgiltigen Dingen sprach. Der Major konnte gar nicht begreifen, was diese Audienz, der ein so peinliches Antichambriren vorhergegangen, eigentlich zu bedeuten habe, und er wagte es endlich, sich danach zu erkundigen. „Ach, das ist ja nur eine Kleinigkeit,“ sagte Friedrich lächelnd, „ich wollte Ihnen nur mittheilen, Herr Major, daß ich den armen fuhrpflichtigen Bauer, welchen Sie zwölf Stunden im Schloßhofe warten ließen, habe nach Hause fahren lassen. Selbstverständlich dürfen Sie ihm keine Ungelegenheiten bereiten.“ Jetzt ging dem Offizier ein Licht auf über den Zweck der sonderbaren Audienz, und er gerieth in die höchste Verlegenheit. Stotternd versuchte er, seine Handlungsweise zu entschuldigen, doch der Prinz entließ ihn mit den Worten: „Herr Major, der Bauer ist ein Mensch so gut wie wir, und es ziemt sich nicht, wenn ein Offizier ihm gegenüber seine Gerechtfame mißbraucht. Leben Sie wohl und lassen Sie sich die empfangene Lektion eine Lehre für die Zukunft sein!“

F. 2.

Eine gezähmte Hyäne als Lebensretterin. — Henri Berthoud hatte im Jahre 1853 in Algier eine junge Hyäne zum Geschenk erhalten und dieselbe sorgsam groß gezogen. Das Thier habe sich — so erzählt er selbst — einem Hunde gleich an ihn gewöhnt, sei ihm auf Schritt und Tritt gefolgt und stets sein Be-

gleiter und auf größeren Ausflügen sogar sein Führer gewesen. Die Hyäne habe nie die Spur des Weges verloren und sich, wenn er sich auch verirrt, immer wieder bald zurecht gefunden. Auf jede Gefahr machte das Thier ihn aufmerksam; begegnete ihnen ein Araber, so verkroch sich die Hyäne mit hochgesträubten Haaren zähnefletschend zwischen seinen Beinen, den Herannahenden fest im Auge haltend, bis er vorüber war und den gewöhnlichen Gruß gewechselt hatte. Einst machte Berthoud mit seiner Hyäne einen Ausflug in die Wüste. Er wagte sich zu weit und verirrte sich; bald war sein Trinkvorrath ausgegangen; unter sich hatte er den glühend heißen Sand, über sich Afrika's brennende Sonne. Die Erschöpfung wurde mit jeder Sekunde größer, und endlich brach er entkräftet zusammen, sich am Ende seiner Tage wähnend; denn wer sollte ihm in dem endlosen Sandmeere Hilfe, Labung bringen? Die treue Hyäne umging ihn schnüffelnd und rannte plötzlich auf und davon. Nach mehreren, für den Verjhmachtenden ewig langen Stunden kehrte das Thier in raschen Sähen zurück. Sein Haar war naßfeucht, wie auch der Kopf. Geschäftig leckte es Hände und Gesicht seines Herrn, wodurch dieser so weit zu sich kam, daß er sich der nun in der vorigen Richtung wieder forteilenden Hyäne nachschleppen konnte. Wenn er erschöpft stehen blieb, hielt auch die Hyäne still. Endlich kamen sie an eine frisch aufgescharrte Grube, zu der die Hyäne eilte. Berthoud fand aber kein Wasser in derselben. Die Hyäne, die Schnauze am Boden, suchte jetzt im Kreise umher und fing nach einiger Zeit mit freudigem Knurren an zu scharren. Das Knurren wurde immer lauter und siehe da — die Grube füllte sich mit Wasser. Der dem Verjhmachten nahe labte sich, wusch sich Gesicht, Brust und Hände und erquickte sich soweit, daß er den Heimweg antreten konnte und glücklich nach Hause kam. So treu die Hyäne auch ihrem Herrn zugethan war, ihren Instinkt verlor sie nie; denn sowie sie ein Naß witterte, konnte sie der Lockung

nicht widerstehen. Tage lang blieb sie auf solchen Streifzügen, kam aber stets wieder, bis sie zuletzt von einem Panther verwundet wurde und nach wenigen Tagen verendete. S.

Eine gefährliche Seereise. — Im Sommer des Jahres 1558 faßen einige Königsberger Bürger und Schiffskapitäne beim Bier und unterhielten sich über die Gefährlichkeit der Schifffahrt auf dem von Sandriffen erfüllten Frischen Haff oder der Großen Nehrung. Gegen die wohlbegründete Meinung der erfahrenen Schiffer behauptete da in trunkenem Uebermuth der Bierbrauer Gregor Rummelaff, daß die Fahrt auf dem Haff nur Kinderspiel sei, und er für seine Person würde sich nichts daraus machen, in einer kupfernen Braupfanne von Königsberg nach Danzig zu fahren. Man nahm den prahlerischen Bierbrauer beim Worte und es wurden hohe Wetten entriert, die er sämmtlich acceptirte. Als er am anderen Morgen seinen Rausch ausgeschlafen hatte und zur Besinnung kam über die Thorheit des projektirten Unternehmens, dessen Ausführung ihn das Leben kosten konnte, da war es zu spät zum Zurücktreten, denn solchensfalls hätte er die bedeutenden Wettbeträge bezahlen müssen und wäre dann ein ruinirter Mann gewesen. Also machte er sich am 11. August, wie die Königsberger Chronik berichtet, im Weisheit einer ungeheuren Menschenmenge auf die Reise. Er hatte seine kupferne Braupfanne in's Wasser bringen und mit zwei Rudern, sowie mit Proviant versehen lassen. Als er mit dem gefährlichen schwankenden Fahrzeug vom Lande abstieg, erscholl ein wildes Hurrah des jubelnden Pöbels, und es wurde Hundert gegen Eins gewettet, daß er jämmerlich ertrinken würde. Zuerst glitt er den tiefen Pregel hinab, dann durchschiffte er vierzehn Meilen weit der Länge nach das gefahrvolle Frische Haff, fuhr darauf in die Rogat ein bis zur Weichsel und endlich diesen Fluß hinauf nach Danzig, wo er nach einer Reise von fünf Tagen wohlbehalten an's Land stieg, sehr zur Verwunderung aller Bewohner, die nie-

mals vorher ein solches seltsames Fahrzeug in ihrem Hafen hatten ankommen sehen. Der Magistrat von Danzig gab ihm ein Festessen und ließ zu seinem Ruhme Trompeten und Pauken erschallen. Alsdann kehrte er mit der berühmten Braupfanne auf einem gewöhnlichen Küstenschiff nach Königsberg zurück und kasfirte dort vergnügt die gewonnenen sehr beträchtlichen Summen der Wettbeträge ein, erklärte aber zugleich, daß er um keinen Preis nochmals eine solche abenteuerliche Fahrt wagen werde.

F. L.

Raffinirte Gourmandise. — Schildkrötensuppe gilt namentlich in England und Amerika als große Delikatesse. Auch bei dem glänzenden Banket, das alljährlich der Lord-Mayor von London am Tage seiner Installation gibt, darf sie als Leckerbissen nicht fehlen — mitunter erscheinen dann 200 Terrinen auf der Tafel und finden gründliche Anerkennung und Würdigung. Im „Blumenreiche der Mitte“, wie die Chinesen ihr Reich nennen, wendet man eine raffinirt grausame Methode an, um die Schildkröte schmackhaft zuzubereiten. Das bellagenswerthe Geschöpf wird in einem Gefäß mit Wasser über ein Feuer gestellt; der Deckel dieses Topfes hat eine genügend große Oeffnung und ist so eingerichtet, daß das gepeinigete Wesen gerade seinen Kopf herausstrecken und ein daneben gestelltes Gefäß mit stark gewürztem Wein erreichen kann. Bei zunehmender Temperatur des Wassers steigert sich auch der Durst der Schildkröte und sie schlürft gierig die gewürzte Flüssigkeit, bis die Hitze sie tödtet. Der Zweck dieser Thierquälerei ist damit erreicht, denn der ganze Leib des bedauernswerthen Geschöpfes ist von dem wenig-aromatischen Tranke durchdrungen, was dem Fleische einen wahrhaft deliziosen Geschmack verleihen soll. — Noch erwähnen wir, daß die Schildkröte in Afrika und Südamerika einen Hauptbestandtheil der animalischen Nahrung ausmacht. Vorzugsweise in Küstenstädten sind ordentliche Schlachthäuser und Handlungen für diese Waare

etablirt. Unzählige Schildkröten in allen Größen von 10 bis 200 Pfund schwer werden in Seen, Teichen, Lachen u. s. w. aufbewahrt. Wie auf St. Domingo die Schildkrötensuppe gewürzt wird, lehrt der ergötzliche Bericht eines Touristen, den urplötzlich Hiel erfaßte, als er in der Sauce der sonst nach französischer Weise vortrefflich zubereiteten Schildkröten einige Eingeweidewürmer (Bandwürmer) schwimmen sah. Sein Wirth aß jedoch mit der größten Befriedigung weiter und fand es ganz schicklich, den Inhalt der Eingeweide mit in die Sauce zu rühren, ähnlich wie es unsere Feinschmecker mit den Schnepfen halten. Als Nonplusultra von Delikatesse gilt Feinschmeckern die Leber einer Landschildkröte Neuholands, der sogenannten Hiccaten. Kenner versichern, daß sie, kunstgerecht präparirt, es mit der berühmten Straßburger Gänseleberpastete aufnehmen könne. Beflagenswerth für Feinschmecker ist nur der Umstand, daß man des Schildkrötenfleisches ungemein leicht überdrüssig wird, mag auch die Kochkunst Alles erschöpfen, um neue Variationen der Bereitung zu erzielen, welche den Gaumen zu reizen im Stande sind.

Th. B.

Ein kaiserlicher Besuch in Schwaben. — Im Jahre 1541 besuchte Kaiser Karl V. die ehemalige Reichsstadt Schwäbisch-Hall. Darüber berichtet der zeitgenössische Chronikenschreiber Johannes Herold Folgendes: „Also ist kaiserliche Majestät unter einem Baldachin mit vorgetragenem bloßen Schwerte ohne alles Blasen, Trompeten und ohne sonstigen Pomp in die Stadt vor Hermann Böschler's Haus geritten und wurden zu St. Michael drei Glocken geläutet und in der Kirche das Te Deum laudamus georgelt und gesungen. Als nun Ihro Majestät an die Treppe von St. Michael gekommen, hat er den Hut abgezogen und ist dann in seine Herberge geritten. Gleich sind des Rathes Verordnete vor ihn getreten mit einem Fuder Wein, einem Fuder Hafer, etlichen Gefäßen voll Fischen und

einem goldenen Becher, so auf hundert Gulden geschätzt, gefüllt mit zweihundert Gulden. Die drei Kanzler des Kaisers haben jeder einen silbernen Becher und fünfzig Gulden erhalten. Tags darauf ließ der Kaiser vor Böschler's Hause zwei Messen lesen, davon war die eine für sein abgestorbenes Weib. Darauf ging er zur Tafel. Und da habe ich den Kaiser ohne allen Pomp speisen sehen, nämlich: Weinbeeren und Maienschmalz; gebratene Eier, doppelt über einander gestürzt; zwei dünne Eierpläze; gedämpfte kleine Müblein; gebackene Schnitten; einen Brei, bedeckt mit einer Torte; eine Erbsjuppe mit Wecken, grob eingeschnitten; eine dünne Forl, über und über bedeckt mit Eiern; Stockfisch, gelb und weiß in Schmalz gesotten; blaue Karpfen; gebackene Fische mit Pommeranzen; einen heißen Hecht mit gestoßenen Mandeln; gebackenen Kogen, gepreßt wie Würste; Eier mit gebratenen Birnen; Reis in Mandelmilch; Brodfisch mit Kappern; erhoben Gebäckenes, wie ein Fladen; gebackene Zelten, Hippen und Konfekt. Der Kaiser that nicht mehr als einen Trunk aus einem venedischen Glase und hielt gar keine Pracht. Dann wurde ein Fenster ausgehoben. Daran trat der Kaiser mit seinem Kanzler Navis. Der Stadtmeister und der ganze Rath stand unten, so auch die Gemeine. Da las der Kanzler vor und die Stadt schwur dem Kaiser den Eid. Darauf bedankte sich der Stadtmeister. Der Kaiser aber saß gleich auf, reichte dem Stadtmeister und einigen Räten die Hände, neigte den Kopf gegen das gemeine Volk und fuhr auf Crailsheim zu. Dort hat ihn der Markgraf Albrecht mit 150 Pferden empfangen und gen Nürnberg geleitet, wo es gar hoch her ging und zu Ehren des Kaisers ein Feuerwerk abgebrannt wurde, wobei achtzehntausend Völlerschüsse gethan wurden.“

F. L.

Der Sehpurpur. — Ein Deutscher in Rom, Franz Völl, hat vor Kurzem im thierischen Auge einen purpurrothen Farbstoff entdeckt, der die innere Fläche der Netzhaut erfüllt und so empfind-

lich ist, daß er im Tageslicht schon nach wenigen Sekunden ausbleicht. Professor W. Kühne in Heidelberg, der Boll's Entdeckung prüfte, konstatarie die Richtigkeit der Ansicht des Entdeckers, daß dieser Farbstoff fortwährend durch das auf den Augenhintergrund fallende Lichtbild zersezt und durch den Lebensprozeß stets neu erzeugt werde, so daß also unser Sehen sich an die Erzeugung eines wirklichen Lichtbildes anknüpft. Er hielt nämlich das Auge eines eben getödteten Thieres einige Minuten gegen das Fenster seines Laboratoriums, brachte es sodann schnell in's Dunkle und löste die Netzhaut bei künstlichem, chemisch unwirksamem, gelbem Licht aus und härtete dieselbe in einer Alaunauflösung. Man sah jetzt ganz deutlich das Bild des Fensters auf der Rückseite der Netzhaut. Rahmen und Fensterkreuz erschienen purpurroth, die Scheibenflächen sahen weißlich aus. Am 6. März d. J. überzeugten sich Dr. Schenk und Dr. Zuckerlandl in Wien an einem Hingerichteten von dem Vorhandensein des Sehpurpurs im menschlichen Auge. Wir tragen also in unserem Auge einen vollständigen photographischen Apparat mit uns herum. R. Sch.

Kostbare Spielmarken. — Die Pracht des russischen Hofes ging unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. so weit, daß diese Fürstin sogar einigemal Brillanten als Spielmarken beim Kartenspiel in ihren Abendcirceln benutzte. Diese Marken lagen in kleinen zierlichen goldenen Etuis und wurden mit goldenen Löffelchen ausgeheilt. Beim Aufhören behielt jeder Theilnehmer seinen Gewinn und die Marken, welche noch in seinem Besitze waren. Eine solche Abendparthie kostete der Kaiserin zuweilen über 70,000 Rubel. F. v.

Aus dem alten Wien. — Unter dem Thorbogen des 1511 neu auferbauten Rothen Thurmes zu Wien hing in früheren Zeiten eine wirkliche, später aber eine aus Holz nachgebildete Speckseite, neben welcher folgende Knittelverse an der Wand geschrieben standen:

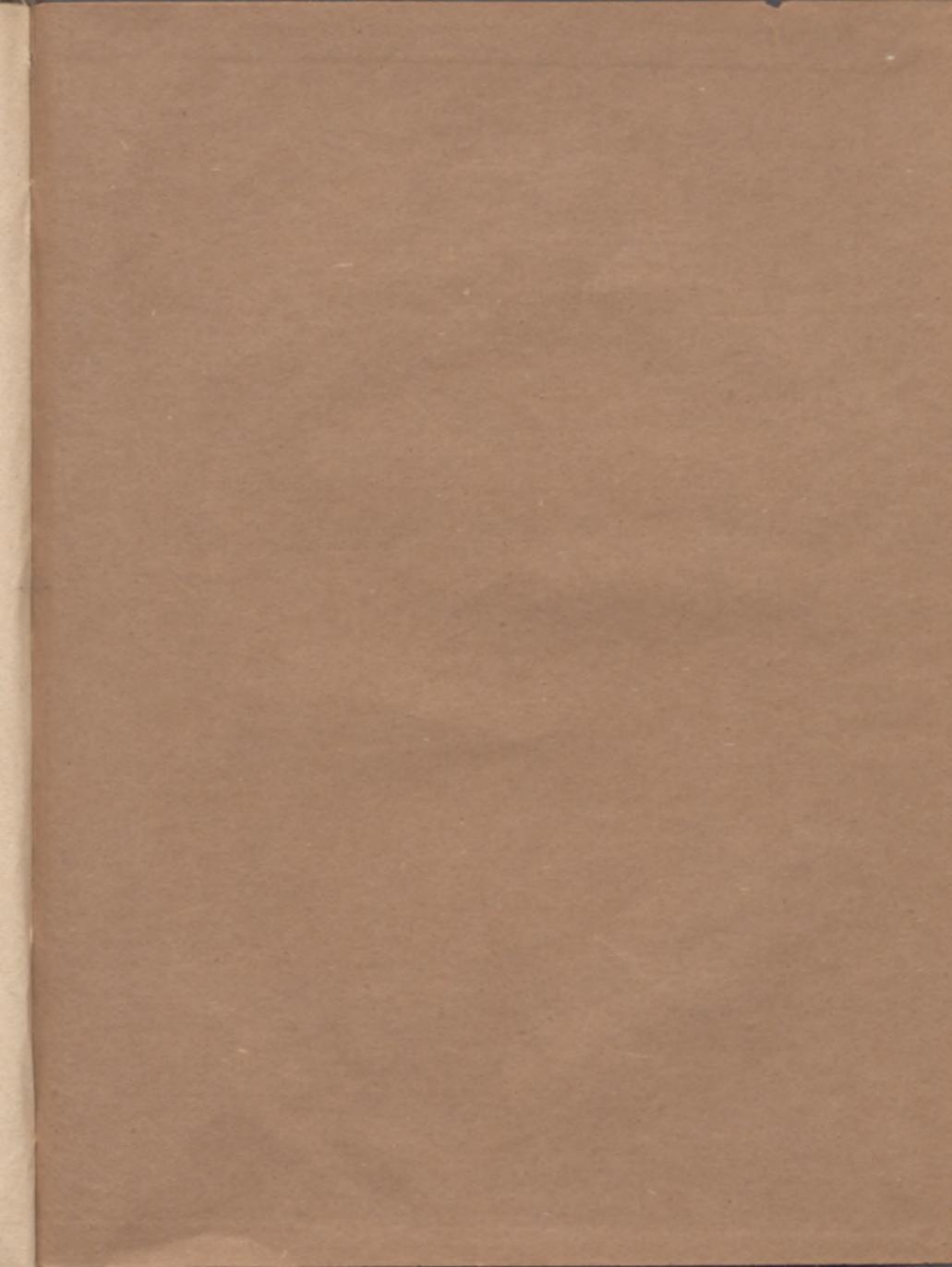
„Welche Frau ihren Mann oft rauft und schlägt,
 Und ihn mit solcher kalten Laugen z'wächt (wäscht),
 Der soll den Packer lassen henken,
 Ihr ist ein anderer Kirchtag zu schenken.
 Welcher kommt durch diese Pforten,
 Dem rath ich mit getreuen Worten,
 Daß er halt' Fried' in dieser Stadt,
 Oder er macht ihm selbst Unrath:
 Daß ihn zween Knechte zum Richter weisen
 Und schlagen ihn in Stock und Eisen.“

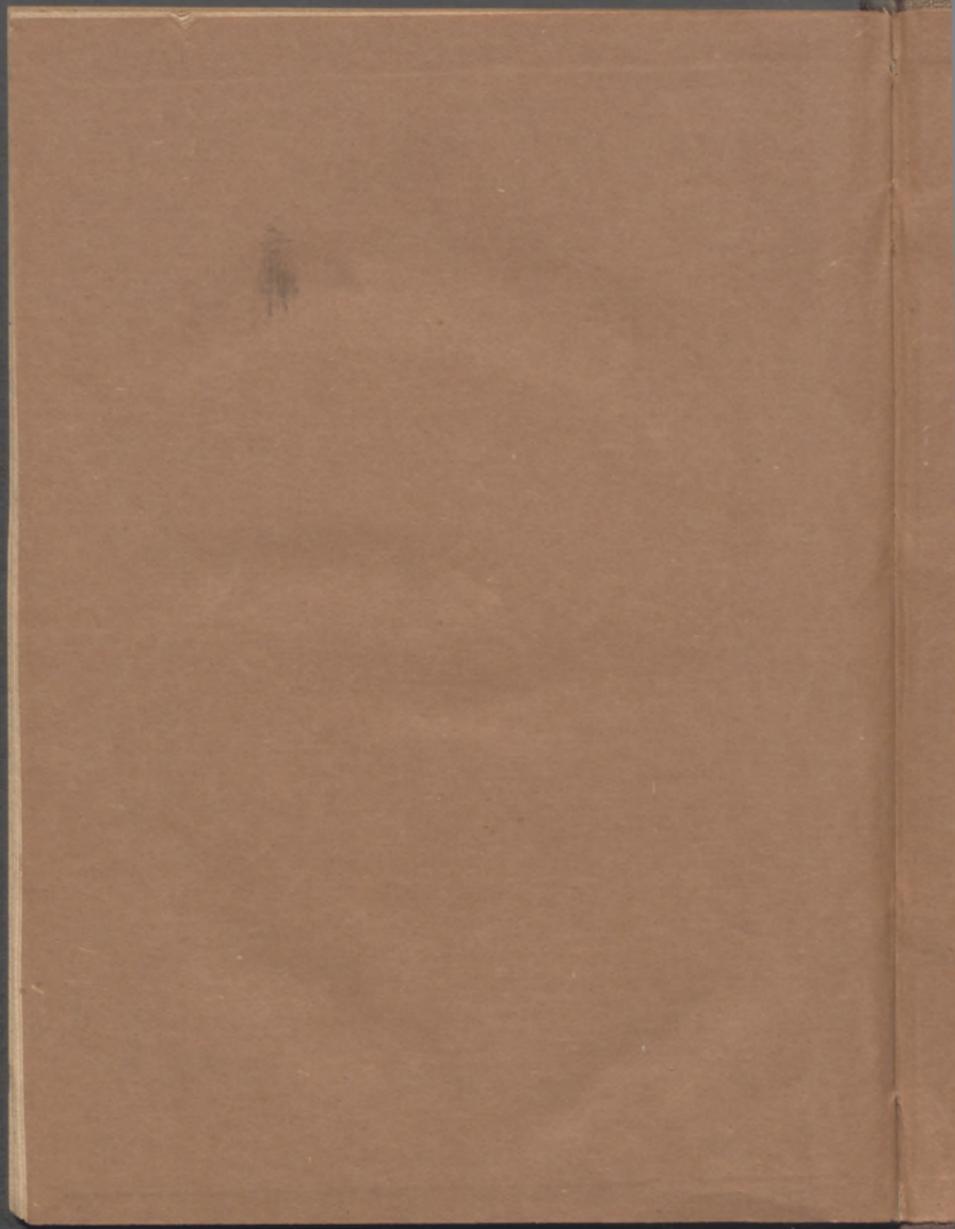
Es wird nun berichtet, der hohe Stadtrath habe einstmalß diese Speckseite aufhängen lassen, damit sich derjenige ehrenwerthe Bürger sie holen könne, der genügend beweise, daß er kein „Siemann“ (seinem Weibe nicht unterthan) wäre. Jahre vergingen, ehe sich ein Wiener Ehemann getraute, dieselbe sich anzueignen. Da kam einem wackeren Schustermeister im Gefühle seiner Manneswürde ein plötzliches Gelüste danach. Schon stand er auf der Leiter, um die Speckseite herab zu langen; doch plötzlich besann er sich, stieg wieder herab, um erst seinen Rock aus-zuziehen. Auf die Frage: warum er dies thue? antwortete er sehr naiv: „Nun, meine Frau würde mich arg ausschelten, wenn ich einen Fettfleck in das Kleid brächte!“ Und so blieb das merk-würdige Schaustück seit diesem mißlungenen Versuche fortwährend unberührt. Der Rothe Thurm stand bis zu Joseph's II. Zeiten, wo er der bequemeren Zufahrt wegen abgebrochen wurde. Mit ihm verschwand auch die historische Speckseite, die Niemand herab zu holen sich getraut hatte.

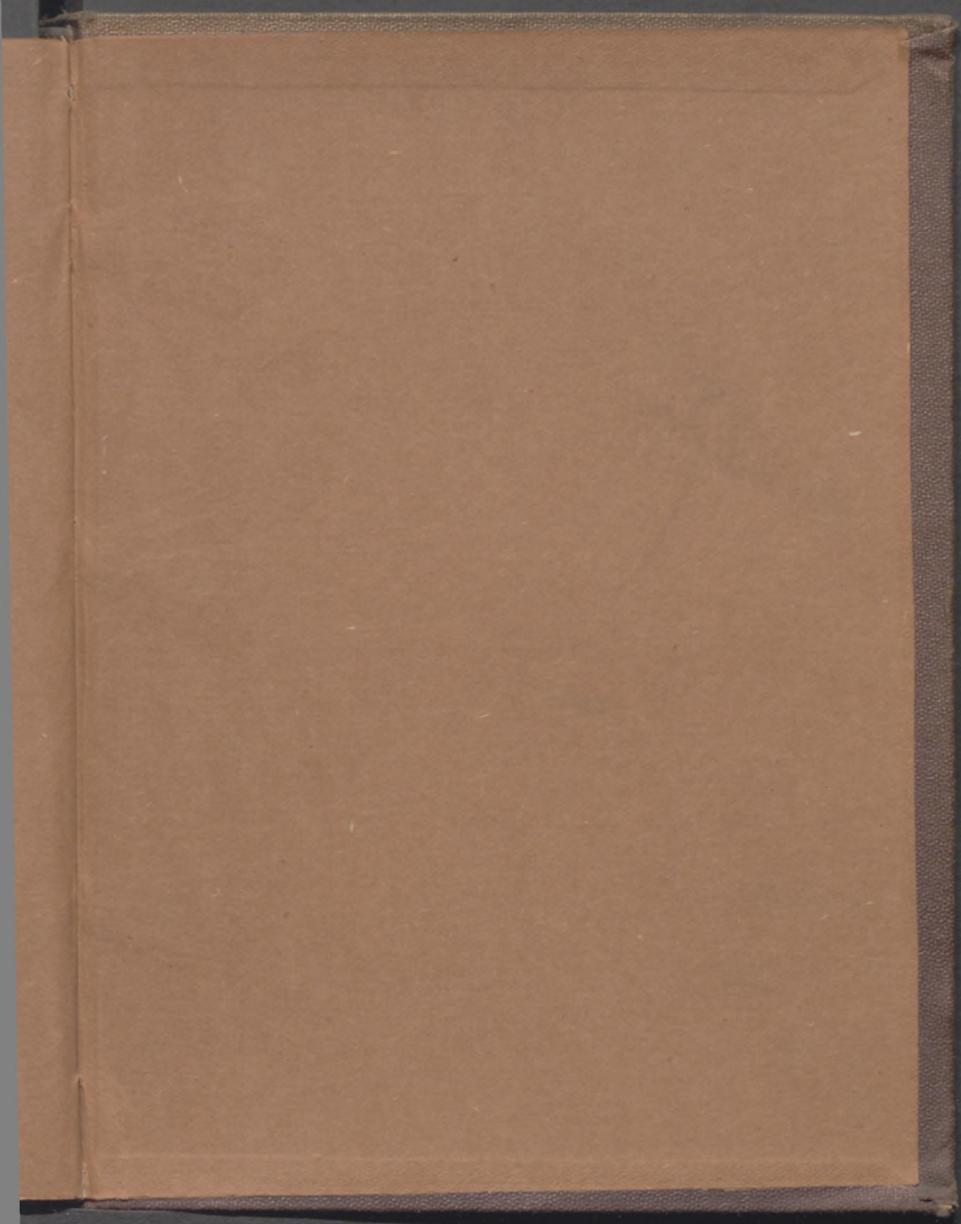
L. v. B.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein
 in Stuttgart.









Biblioteka Główna UMK



300020173792